Digitized by Google

Digitized by Google

0
1098

Digitized by Google

Kelg. 275

Geogr. Asiae.

Nakaum.

Digitized by Google

Christian Friedrich Walbaums
ausführliche
und merckwürdige

Historie

der
Ost-Indischen
Insel Groß-Java
und
aller übrigen
Holländischen Colonien in Ost-Indien.

Leipzig und Jena,
bey Johann Christoph Crökern.
1754.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Dem

Hochwohledlen, Großachtbaren
und Hochwohlgelahrten Herrn,

HERRN

Philipp Henning Walbaum

ohlbestalten Kämmerey-Einnehmer
der Stadt Hamburg
im
Amte Ritzebüttel,

meinem Hochgeehrtesten
Herrn Vetter.

Digitized by Google

Hochwohledler
Hochgeehrtester Herr Vetter!

Nicht allein das angenehme Band der nahen Verwandtschaft, welches mit Ew. Hochwohledl. mich verknüpfet: sondern auch die gantz besondere Liebe, welche Dieselben von meiner zartesten Kindheit an und vornemlich nach dem Tode meines seel. Vaters mir erzeiget, sind die Gründe, wenn ich gegenwärtige Schrift, als die Erstlinge meiner wenigen historischen Wissenschaft, Denenselben zuzuschreiben, und hierdurch meinen gegen Sie tragenden Respect an den Tag zu legen, mich verbunden geachtet. Daß Sie mir dieses Unternehmen nicht

als

als eine Kühnheit, wohl aber als ein Zeichen meines danckbaren Gemüthes auslegen werden, bin von Dero Gütigkeit völlig im voraus versichert. Zwar ist keinesweges meine Absicht, ob wolte durch die Zueignung dieses kleinen und geringen Buches meine Schulden abtragen, mit welchen Ihnen verhaftet bin: sondern mein wahrer Vorsatz ist, mich hiermit vor Dero Schuldner zu erklären und öffentlich kund zu thun, wie sehr Ew. Hochwohledl. verpflichtet bin. Anfangs wolte zwar ein Zweifel entstehen, ob mich wohl dergleichen unterfangen dürfte, weil diese Schrift so wohl von einer jungen Hand entworfen, als auch von einer Insel handelt, die fast an dem äussersten Ende Asiens liegt, und folglich auf einige tausend Meilen von unserm Teutschland entfernet ist. Nach reiferer Ueberlegung aber, und da mir Dero Liebes-volle

Gesinnung gegen mich deutlich vor Augen stelte, machte mir die veste Hofnung, es würden sich Dieselben gewiß gefallen lassen, die Nachrichten, welche von dieser weltberühmten Insel zu meiner Käntnis kommen, desgleichen die grossen und merckwürdigen Conqueten, welche von Java aus, die mächtige Ost-Indische Compagnie von Holland durch gantz Asien gemacht, bey müßigen Stunden mit einigen Vergnügen durchzusehen und sich meiner dabey gütigst zu erinnern, unter welcher Hofnung dann zu Dero fernern Gewogenheit mich empfehle und in aller Hochachtung unausgesetzt verharre

Ew. Hochwohledl.

meines Hochgeehrtesten Herrn Vetters

gehorsamer Diener

Christian Friedrich Walbaum.

Digitized by Google

Hochgeneigter Leſer!

Holland, England und Franckreich ſind vornemlich dieienigen Länder, in welchen dergleichen Arten von Schriften, als dem Hochgeneigten Leſer hier eine vor Augen trit, gar häufig im Druck erſcheinen. Fraget man nach deſſen Urſache, ſo wird ſelbige vermuthlich dieſe ſeyn, daß die daſigen Gelehrten ſo viel wichtige und zureichende Gründe bey Herausgebung ſolcher Wercke vor ſich ſehen. Sie wohnen in ſolchen Reichen alwo iährlich, ia faſt monatlich, eine groſſe Zahl von Schiffen ankömt, als von welchen ſie den neuſten Zuſtand der entlegenen Länder vernehmen können: Sie können in die Archive gehen und aus ſelbigen unbekante Nachrichten nehmen: Sie können ſich ihrer hohen

Obrigkeit Gnade dadurch zu wege bringen, ja wie SALMON berichtet, Belohnungen erhalten: Sie können sich Ehre und Ansehen erwerben, zu Ehren-Stellen gelangen und nützliche Leute des Staates werden.

Von diesen höchst wichtigen Vortheilen weiß man in Teutschland nichts, daher die Arbeit viel schwerer und der exotischen Historie Ausarbeiter Anzahl weit geringer ist, als in oben gedachten Reichen. Ja da manche Engländer so weit gehen, daß sie sagen: es würden nicht eher gute Wercke von auswärtigen Ländern ans Licht treten, woferne man nicht den Auctoribus eine ansehnliche Summe Geldes zu solchen Unternehmen vorstreckte: so wäre kein Wunder, wenn den Teutschen der Muth gäntzlich fiel, die Feder an Beschreibung entfernter Länder zu setzen. Wer auch die Sache etwas genau betrachtet, der wird finden, daß es in der That einem Teutschen, da er geringe Subsidia hat, schwer fallen muß, von exoticis zu schreiben. Alle Nachrichten muß er eintzig und allein aus gedruckten Büchern nehmen, welche theils rahr, theils kostbar, theils aus confusen Reisen bestehen, welche hier und da von geographischen Umständen was beybringen, historische aber entweder gäntzlich negligiren, oder doch so

ver-

verwirret und unvollkommen vortragen, daß er keine geringe Arbeit vor sich siehet, wenn er solche nur in einige Ordnung zu bringen gedencket.

Damit ich aber zur Sache schreite und die Ursache anführe, warum ich, dieser Schwierigkeiten ohngeachtet, mich unterfangen, gegenwärtiges Buch dem Druck zu überlassen: so hat mich dieses darzu bewogen, weil noch keine umständliche so wohl geographische als besonders historische Beschreibung von Java dem Publico ist bekant gemacht worden. Ob der berühmte D. DAPPER, der etliche Folianten von Asien geschrieben, seinem Versprechen nach, eine Beschreibung von den Asiatischen Inseln und folglich auch von Java in Druck gegeben, ist mir nicht wissend. Im Fall aber solches geschehen, so sind doch seit der Zeit fast 100. Jahr verflossen, mithin selbige schwer zu bekommen, und wegen der Kostbarkeit vor die wenigsten Personen. Im VII. Tomo der Historie der allgemeinen Reisen wird, wo ich mich recht entsinne, auch von Java gehandelt, welche Reisen aber, wegen der schon angeführten Ursache, gleichfals in weniger Hände kommen werden; wobey ich übergehe, daß schwerlich alle die Nachrichten darinnen werden enthalten seyn,

 wel-

welche in diesem Buche vorkommen. Sonst gedencken noch dieser Insel HAPPELIUS in der Beschreibung aller Inseln und MÜLFER in Descriptione maiorum Oceani Insularum, desgleichen haben SALMON, ein *Anonymus* und einige andere Staate von Java geschrieben; allein erstere sind alt, letztere aber nicht ausführlich und können daher den Lesern schwerlich Gnüge thun. Zwar hat der D. *van* GOCH eine gute Nachricht davon ans Licht gestellet, welche auch, nebst des SALMONS seiner, ins Teutsche ist übersetzt worden; da mir aber nicht nur dieses Buches, sondern auch noch vieler andern bedienet, die ihm nicht sind zu Händen gekommen: so wird man wohl einsehen, daß ich meine Wissenschaft von dieser Insel nicht umsonst zu Papiere gebracht habe. Ja vielleicht dürfte es manchem um so viel angenehmer seyn, daß er, da einige Holländische Scribenten in dieser Materie etwas partheysch scheinen, Englische und Frantzösische aber, aus Mißvergnügen über der Holländer Glück, mit grosser Heftigkeit schreiben, im gegenwärtigen Buche was zuverläßiges lesen kan, sintemal ich, als ein Fremder, dem diese Sachen gantz nichts angehen, mich unpartheyisch verhalten, und weder aus Liebe noch aus Haß zu dieser oder

iener Nation die Wahrheit verfälschet habe. Weil auch ieglichem Historico, besonders aber dem, welcher von entferneten Ländern schreibet, nichts mehr oblieget, als daß er die Quellen bekant macht, aus welchen er geschöpfet: so habe im Anfange bey ieglichem Umstande die Scribenten, aus welchen selbiger genommen, nebst den Paginis fleißig allegiret, im Verfolg aber, um den Lesern mit den häufigen Citationen nicht beschwerlich zu fallen, und die Materien zu unterbrechen, solches nur bey wichtigen Begebenheiten gethan, dargegen die vornehmsten Auctores in einem besondern Verzeichnisse angeführet, welche denn fast durchgängig Augen-Zeugen von dem gewesen, was sie beschrieben. Anbey aber habe erinnern wollen, daß es falsch sey und der gemeine Irthum mich verführet habe, wenn p. 81. gesagt worden, daß man auf die Kokos-Blätter schriebe, sondern man bedienet sich statt des Papieres, der Blätter von Oles-Bäumen, welche häufig in *Ceylon* wachsen. So ist auch zu mercken, daß unter den Bewindhebbern gemeiniglich die gantze Compagnie muß verstanden werden. Diese aber bestehet aus 5. Kammern, welche also auf einander folgen: **Amsterdam, Middelburg, Rotterdam, Horn** und **Enckhuysen**, und

zu-

zuletzt die Stadt **Delft**. Jegliche von diesen Kammern hat ihre eignen Bewindhebber, schicket vor sich Schiffe nach Indien und führet ihre eignen Rechnungen, welche sich aber, wenn die Flotten auslaufen, ankommen, oder wenn sonst was wichtiges zu überlegen ist, in **Amsterdam** oder **Middelburg** versamlen, welches denn die **Vergaderung der Siebenzehner** genennet wird.

Obgleich **Java** und besonders **Batavia** von den Europäern und vornemlich von den Holländern sehr häufig besuchet wird, in dieser letztern Haupt-Conquete in gantz Ost-Indien ist: so hat sich doch niemand gefunden, welcher die Historie der dasigen General-Gouverneurs und wie unter ihnen die Macht der Compagnie erweitert worden, chronologice beschrieben hätte, wenigstens ist mir, aller Bemühung ohngeachtet, nichts davon zu Gesichte kommen; wie sie denn auch der berühmte MARTINIERE in der Historie von Asien gäntzlich mit Stillschweigen übergangen hat. Diesem Mangel habe ich nun in diesem Buche vornemlich abzuhelfen gesuchet, und solche Historie so umständlich beschrieben, als sich hat wollen thun lassen, hoffe auch, daß nicht leicht ein wichtiger Umstand wird seyn übergangen worden; welche mir denn

aber,

aber, weil selbige aus vielen Scribenten zusammen tragen müssen, nicht geringe Arbeit verursachet hat. Hiernächst habe auch einen Versuch in die Historie der Könige von *Bantam* und der Kayser von Java gethan, welche aber, wegen grosser Nachläßigkeit der Reisenden in Erzehlung historischer Umstände und überhaupt in Beschreibung des innern Theils von Java, noch sehr unvollkommen ist.

Da nun also, wie bereits gedacht worden, die Asiatisch-Holländische Historie ohne Vorgänger ausgearbeitet: so hoffe, es werden mir die in der ausländischen Historie erfahrnen Leser nicht übel deuten, wenn etwa eine wichtige Begebenheit solte seyn übergangen worden. Weil auch meine Umstände nicht verstatten, viel Zeit auf Historie zu verwenden und ich diese Schrift daher nur in Neben-Stunden ausgearbeitet: so werden Verständige auch solches als eine Vertheidigung der etwa mit untergelaufenen Fehler seyn lassen. Uebrigens aber versichere, daß der Hochgeneigte Leser in selbiger nicht nur das Versprochene, sondern ein weit mehreres finden werde; womit mich zu dessen Gunst bestens empfehle. Geschrieben zu Jena den 19. Septemb. 1753.

Ver-

Verzeichnis der Capitel.

Das I. Capitel.

Von Java Lage, Grentzen, Grösse und ob es den Alten bekant gewesen? p. 1.

Das II. Capitel.

Von dem dasigen Climate, wie solches den Europäern bekomme und was alda vor Kranckheiten am gewöhnlichsten sind? p. 13.

Das III. Capitel.

Von der Beschaffenheit des Landes, den Bergen, Flüssen, Wegen und der Javanischen Schiffarth. p. 21.

Das IV. Capitel.

Von dieser Insel Fruchtbarkeit, den Bäumen, Feld-Früchten und Garten-Gewächsen. p. 34.

Das V. Capitel.

Von den wilden und zahmen Thieren. p. 92.

Das VI. Capitel.

Von den Insecten, die sowohl im Wasser als auf dem Lande gefunden werden. p. 111.

Das VII. Capitel.

Von den Vögeln, dem zahmen Feder-Vieh und den Fischen. p. 124.

Das VIII. Capitel.

Von der Javaner Leibes-Gestalt, Gemüths-Beschaffenheit, Sitten und dergleichen. p. 131.

Das

Das IX. Capitel.

Von der Sineser Leibes-Gestalt, Gemüths-Beschaffenheit, Sitten, Künsten und Religion. p. 155.

Das X. Capitel.

Von den Europäern, ihren Sclaven und den Reisen nach Indien. p. 178.

Das XI. Capitel.

Von den Asiatischen Nationen, die sich in Java aufhalten. p. 195.

Das XII. Capitel.

Von den Müntzen, dem Maaß und Gewichte. p. 205.

Das XIII. Capitel.

Von der Muhammedanischen, Heidnischen und Christlichen Religion. p. 208.

Das XIV. Capitel.

Von der Eintheilung des Landes und der Holländischen Staats-Verfassung in Indien. p. 216.

Das XV. Capitel.

Von dem Kriegs-Wesen der Hochedlen Compagnie zu Lande und zu Wasser und ihren Einkünften. p. 229.

Das XVI. Capitel.

Von den Staats-Veränderungen des Königreiches *Jacatra*, ingleichen von den General-Gouverneurs, die von der Eroberung an, bis auf unsere Zeiten darinne regieret, und was sich unter ihnen merckwürdiges zugetragen. p. 238.

Das XVII. Capitel.

Von der weltberühmten Stadt Batavia. p. 388.

Das XVIII. Capitel.

Von dem Könige in *Bantam*, seiner Regierung, der Thron-Folge, den Königlichen Einkünften, der Kriegs-Macht und den Städten die in diesem Königreich liegen. p. 397.

Das XIX. Capitel.

Von den Staats-Veränderungen, die sich im Königreiche *Bantam* zugetragen haben. p. 407.

Das XX. Capitel.

Von den Königreichen so unter dem Kayser von Java stehen. Von dem Kayser, dessen Regiment, Hofstaat, Einkünften, Kriegs-Macht und dergleichen. p. 429.

Das XXI. Capitel.

Von den Städten, die in den Reichen des Kaysers liegen. p. 444.

Das XXII. Capitel.

Von einigen Staats-Veränderungen, die sich in dem Kayserthum zugetragen haben. p. 450.

Das XXIII. Capitel.

Von dem Königreiche *Palamboang*, dessen Regenten und seinen Städten. p. 459.

Das XXIV. Capitel.

Von dem Königreiche *Tsjeribon*, der Stadt *Tsjeribon* und dem dasigen Regenten. p. 462.

Histo-

Historie der Ost-Indianischen Insel Groß-Java.

Das I. Capitel.

Ob Java eine Insel sey? dessen Lage, Grentzen, Grösse, und ob es den Alten schon bekannt gewesen?

Billig solten wir den Anfang dieser Beschreibung von der Untersuchung des Nahmens machen. Niemand aber hat solche noch unternommen, auch nicht einmal dieienigen, die eine Känntnis der Javanischen und Malaiischen Sprache gehabt haben, so daß man nicht Muthmassung, geschweige denn was gewisses davon hat: hoffe

Digitized by Google

daher man wird mir nicht verargen, wenn ich es gäntzlich mit Stillschweigen übergehe.

Vor Zeiten hielt man Java vor keine Insel, sondern vor ein Stück des noch heutiges Tages nicht recht bekannten Süd-Landes. Die Portugiesen kamen ohngefehr zu Anfange des 16ten Seculi mit ihren Entdeckungen, zu den hier herum gelegenen Ländern, und ob sie sich gleich bald darnach auch in Java einstelleten, und starcken Handel trieben, so nahmen sie sich doch keines weges die Mühe, daß sie untersuchet hätten, ob es festes Land, oder eine Insel wäre. Man wuste auch nicht eher was gewisses davon zu sagen, als bis die Holländer und Engeländer nach Indien kamen, welche denn, da sie selbige umsegelten, würcklich vor eine Insel befunden.

Sie lieget in dem Indianischen Meere, und wird mit unter die Sundaischen Inseln gerechnet, welche wegen ihrer herrlichen Beschaffenheiten in aller Welt berühmt sind. Nach dem Englischen Meridiano, erstrecket sie sich von dem hundert und zweyten, bis an den hundert und dreyzehnten Grad der Länge, und von dem fünften Grad dreyßig Minuten, bis auf den achten Grad Südlicher Breite.

Was ihre Grentzen anlanget, wo wir es anders so nennen dürfen, weil sie allenthalben mit der See grentzet, so liegen ihr gegen Norden die beyden Königreiche Succadana und Banjar-Massin auf der Insel Borneo, gegen Westen die Insel Summatra, nach Osten Baly oder klein Java und etwas weiter hinaus Lomboc und Cumbava:

Gegen

Gegen Süden zu, wird sie von dem Indianischen Ocean umgeben, und mit ihrem äussersten Ost-Ende siehet sie nach dem Eylande Madura, so auch bisweilen von einigen, wiewohl fälschlich, Klein-Java genennet wird.

Ihre Länge träget bey nahe sieben hundert Englische Meilen aus, die Breite aber ist ungleich, und kan nicht gewiß bestimmet werden, wiewohl Herr Salmon saget, daß sie hundert Englische Meilen, auch wohl an etlichen Orten hundert und funfzig Meilen breit sey, nirgends aber mehr in die Breite austrage. Sie lieget fast von Osten gegen Westen, ausser daß sie sich ein wenig Südwärts kehret, wohin sich die Ost-Spitze, noch ein wenig mehr, als die West-Kante drehet.

Bey dieser Insel sind zwey berühmte See-Strassen, die wir hier nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen. Die eine befindet sich auf der West-Seite und wird die Sundaische, die andere aber an der Ost-Seite und die Balysche genennet. Durch die Sundaische müssen alle Schiffe, so aus Europa, Africa, Arabien, und dem Indien innerhalb des Ganges kommen, und ihre Farth nach Indien ausserhalb des Ganges, Sina, Gepuin, (Japon) und den Moluccischen Inseln nehmen wollen, welches sie denn zu einer der berühmtesten, und bekanntesten Strassen der Welt machet. Sie ist gleich zwischen Java und Summatra nicht breiter als sieben bis acht Meilen, und mit einigen Inseln, als Divars de Wegh, Slepsee, Toppers-Hoetje, die grosse und kleine Combuys, Unrust, und andern mehr besäet.

Von der Balyschen, oder Palamboangischen Strasse berichtet uns der Englische Capitain Beckmann, daß sie von Madura aus sehr mühsam zu paßiren sey. Ob der Weg gleich nur 30. Meilen macht, so saget doch gedachter Capitain, daß er zwischen Madura, und der Strasse 15. Tage lang gesegelt habe. Er würde auch noch länger zugebracht haben, wo er nicht gemercket, daß der Südwind aller 24. Stunden, so heftig durch die Strasse wehete, daß er von ihm weiter zurück getrieben worden, als er vorher gewonnen hatte. Der Wind kommet gemeiniglich mit einem starcken Regen, dauret eine Stunde, und giebet viele Anzeigen, von seiner Ankunft. Um gedachte Beschwerlichkeiten zu vermeiden, giebt Beckmann den Rath, daß, wenn man nach Süden fahren will, man sich nahe an die Küste von Java halten, und mit dem Nord-Winde, der gemeiniglich so lange anhält, bis der Süd-Wind eintrit, längst dem Lande ein, bis zwey Englische Meilen abzusteuern. In dieser Zeit kan man vier deutsche Meilen zurück legen, darauf man denn an eine schwartze sandigte Bay kommt, die sich bis an die Insel Gilleboang erstrecket. Wenn man den Stoß-Wind vermercket, ist rathsam, das man, ehe der Wind kommt, auf der Bay Ancker werfe; sonst wird man weiter durch selbigen zurück geschlagen, als man gewonnen hat. Ehe man diese Bay erlanget, ist der Ancker-Grund nicht gut. Weil auch diese Enge, wo sie am kleinesten, nicht viel weiter als die Themse ist, und dabey die Berge auf beyden Seiten ungemein hoch

hoch seyn, und den Durchschiffenden fast über den Köpfen hangen, so, daß sie das Ansehen haben, als ob sie den Augenblick herunter stürtzen wolten, sind sie recht fürchterlich anzusehen. Diese Furcht, wird durch das Getöse, so die See in den Höhlen der Felsen macht, ungemein vermehret, und unterweilen kommen auch von den Bergen Stoß-Winde; die in einer Minute durch den gantzen Compaß laufen; deswegen giebt er den Rath, daß man das Boot vorne aushalten, und ja solle zu verhüten suchen, daß das Schiff nicht von den Strudeln, die von dem schnellen Lauf der Fluth gegen Süden entstehen, herumgedrehet werde: wenn aber das Schiff erstlich in der engsten Gegend der Strasse ist, hilft dieser Strom nicht wenig selbiges geschwind durchzutreiben. Der Holländische Admiral Olivier van Nord, welcher 1601. im Februar durch diese Strasse segelte, traf ein Portugiesisches Schiff darinne an, welches auf einer blinden verborgenen Klippe auf dem Grunde lag, weswegen er solche vorbey fuhr und sich einen Büchsen-Schuß von Java bey dem Berge Praccade vor Ancker legte. Er brachte in selbiger, vom 5. bis zum 9. Februar zu und berichtet von ihr, daß sie sich wie ein Ellenbogen, auf drey Meilen lang und nur eine Meile breit, zuspitze. Die Gefahr aber dieser Durchfarth ist doch in der That nicht so groß, als man sich selbige insgemein einzubilden pfleget.

Hornius in Descriptione Orbis antiqui ist der Meinung, daß Java die Insel des Jambuli sey, davon der alte Diodorus Siculus Lib. II. §. 97.

so wundersame Dinge erzehlet. Allein dieses kan nicht seyn, indem die so Jambulus besuchet, unter dem Aequatore soll gelegen haben, welches bey Java nicht ist. Einige andere Gelehrten, die dieses nicht angenommen, sind auf die Gedancken gerathen, es sey Jabadina, deren Ptolomaeus a) in seiner Geographie gedencket. Allein auch diese Muthmasung, und die Beweise, die sie zu führen pflegen, können uns gar wenig überzeugen. Endlich sind auch einige gar darauf gefallen, daß sie des Salomonis Ophir sey. b) Aber auch diese Mey-

a) Dieser Ptolomaeus mit dem Zunahmen Claudius von Pelusio lebte im andern Seculo nach Christi Geburth, war ein guter Mathematicus, und hielt sich meistens in Alexandria auf. Er ist wegen seines Systematis, daß die Welt stille stehe, und wegen seiner Geographie, noch heutiges Tages bey vielen in grossen Ansehen. Gedachte Geographie hat zwar sehr viel gutes, aber auch viel Fehler, indem er, wo er in einem Lande keine Städte und Flüsse gewußt, selbige häufig erdichtet, dergleichen er vor andern besonders bey Indien gethan. Siehe Abt Guyon Geschichte von Ost-Indien I Theil p. 4. und D. Christian Gottlieb Jöchers Gelehrten-Lexicon.

b) Weil wir einmal auf Ophir kommen sind, so wird es nicht undienlich seyn, selbigens an diesem Orte mit etwas mehrern zu gedencken. Die Historici der exotischen Geschichte, und vornemlich auch diejenigen, die sich um die Geographie der heiligen Schrift verdienet zu machen gesuchet haben, sind wegen dieses alten Landes so uneinig, daß fast ein ieglicher ein anderes Reich davor annimmt. Die Länder aber, die man vor andern davor ausgiebt, sind Java, Summatra, Malacca oder Siam, Ceylon, Brassilien, Peru, und die

Meynung hält nicht den geringsten Stich, indem
A 4 ihr

die Salomonichen Inseln. Ehe wir weiter gehen, müssen wir zu mehrerer Deutlichkeit billig dieienigen Nachrichten anführen, die man in der heil. Schrift davon findet, und was man vor Waaren aus Ophir geholet hat. In dem ersten Buche der Könige am 9. C. v. 28. heisset es: Die Schiffe kamen gen Ophir und holeten daselbst vier hundert und zwanzig Centner Goldes, und brachten es dem Könige Salomo. In dem 10. C. v. 11. die Schiffe Hiram die Gold aus Ophir führeten, brachten sehr viel Heben=Holtz und Edelgesteine, und v. 14. des Goldes aber das Salomo in einem Jahre kam, war am Gewichte sechs hundert und sechs und sechzig Centner, und v. 22. das Meer=Schiff des Königes, das auf dem Meer mit dem Schiffe Hiram fuhr, kam in dreyen Jahren einmal und brachte Gold, Silber, Elffenbein, Affen und Pfauen. In dem andern Buche der Könige wird zwar auch viel von Ophir gedacht, weil es aber nur Repetitionen von dem schon angeführten sind, so wäre überflüßig selbiges wieder herzusetzen. Was Java anlanget, so haben wir bereits schon gesaget, daß es nicht Ophir seyn könne, derohalben wir uns zu Siam oder Malacca wenden. Dieses soll vor Zeiten, sehr reich an Gold=Minen seyn gewesen, welches man aus den dasigen goldenen Götzen=Bildern, und andern goldenen Zierrathen, nebst den eingefallenen Bergwercken beweisen will. Hier aber muß man wissen, daß man diese Nachricht von den Franzosen hat, welchen damals der listige Minister von Siam eine grosse Idee von dem Reichthum seines Königes machen wolte, wie solches gar deutlich aus dem andern Theile des Abt Guyons Geschichten von Ost=Indien p. 149. kan ersehen werden. Er zeigte ihnen die Schätze des Königes, die zwar ansehnlich waren, sagte aber nicht dabey, daß sie seit undencklicher Zeit von vielen Köni-

gen

ihr so wohl die Waaren die man aus Ophir holete,
als

gen wären gesamlet, und nichts, nach Landes-Gesetzen, davon genommen worden. Sie sahen erstaunliche Bild-Säulen, die von Maßiv-Golde seyn solten. Weil sie aber starck übergoldet, sehr hoch stunden, mit eisernen Gittern umschlossen waren, und sich nur die Franzosen auf eine gewisse Entfernung nahen durften, so schienen sie freylich wahrhaftiges Gold zu seyn, wovor es denn auch P. Tachard ausgiebet. Von den Bergwercken machte man gleichfals viel Rühmens, da sie doch, wie man nachgehens erfahren hat, nicht ein einziges einträgliches hatten, und daß man nach grosser Mühe und Arbeit nicht mehr, als etliche Kupfer-Minen fand, die mit wenigen Gold und Silber und zwar von schlechtem Werth vermenget waren, wie aus Salmons Staate von Siam p. 58. erhellet. Wenn man aber dieses Königreichs Schätze aus dem Ptolomaeo erweisen will, dieweil er ohngefehr hierher seinen Chersonesum auream setzet, so ist ja bekannt, daß dieser Geographus schon von dem Indien so innerhalb des Ganges lieget, wie viel mehr nicht von dem ausserhalb des Ganges, Unwahrheiten schreibet, als mit welchem letztern man damals gar kein Comercium hatte. Es scheinet mir also nicht unglaublich, daß Ptolomaeus die Halb-Insel von Africa mit Siam vermenget hat. Was Summatra anlanget, so hat es zwar die Waaren, aber nicht im Uberfluß, zu welchem noch die Schwierigkeit der Schiffarth kommt. Wie wäre es möglich gewesen, daß man damals so eine weite Tour hätte nehmen können? zwar möchte man mir einwenden, es habe solches durch den Segel-Stein, dessen Kraft Salomo vermöge seiner Weißheit gewußt, gar wohl geschehen können. Ich wolte solches gerne concediren, wenn ihm dieses Geheimnis, wäre bekannt gewesen, dem aber nicht also ist, dieweil seine Unterthanen nicht alleine schiffen konten, sondern sich
zu

als auch die Schiffarth nach selbigem gäntzlich wie-
A 5 der-

zu den Tyriern halten musten, als welche, laut des 27. Verses des 9. Capitels der Könige, gute Schiffs-Leute, und auf dem Meere erfahren waren. Doch darf man diese ihre Erfahrung nicht so weit ausdehnen, als ob sie des Magnetes Tugenden gewußt. Denn hätten sie diese trefliche Käntnis gehabt, gewiß sie würden solche auf ihre Nachkommen fortgepflantzet, und auf andere Völcker gebracht haben. So aber ist sehr wahrscheinlich, daß Marcus Paulus Venetus, der in der Mitte des 13ten Seculi gereiset ist, mit seiner Gesellschaft die Wissenschaft davon aus Sina gebracht hat, worauf sie denn auch bald in Italien bekannt worden, und nachgehens fälschlich dem Neapolitaner, Flavio Melsio, zugeschrieben worden, es müste denn seyn, daß es um deswillen geschehen, dieweil er sie vielleicht noch excoliret hat, wie denn solches leider gar oft zu geschehen pfleget. Auf diese Weise fält also die Meinung von Summatra über den Hausen. Bey Ceylon haben sich sehr viel gefunden, die es vor dieses goldreiche Land ausgegeben haben, welches auch vornemlich der gelehrte Bochart in seiner Geographia Sacra behauptet. Es ist wahr, es hat meistens die Waaren die die Schiffe brachten, doch nicht in solchem Ueberfluß, in welchem sie, besonders das Gold, abgeholet haben. Gewiß, hätte Ceylon die vielen Centner Goldes ein oder höchstens zwey Jahr liefern sollen, es wäre völlig erschöpfet worden, zu geschweigen, daß kein Reisender von den dasigen Gold-Schachten etwas wissen will. Zwar, als man Ceylon entdeckte, gab man es vor sehr goldreich aus, welches auch den Bochart mag zu seiner Meinung bewogen haben. Denn es waren die Europäer damals mit dem Praeiudicio behaftet, daß Indien voller unerschöpflicher Gold-Minen wäre. Wenn sie nun daher bey den Einwohnern an den Armen, in den Ohren,

und

derſprechen. Woraus alſo flieſet, daß man in al-
ten

und um den Hals goldene Ringe und dergleichen fun-
den, fielen ſie gleich auf obige gedachte Meinung, welches wir unten dem Leſer mit einem deutlichen Exempel beweiſen wollen. Wegen der Schiffarth ſe-
tzet es auch einige Schwierigkeiten; es müſte denn ſeyn, daß ſie Arabien hinauf geſegelt, bey Perſien und Ormus vorbey, und an der West-Küſte der Oſt-Indianiſchen Halb-Inſel hinunter geſchiffet wären. Indeſſen iſt es ſo gar ungegründet nicht, daß man Ceylon vor Ophir hält, iedoch ſo, daß man die-
ſes Ophir nicht allein an ſelbiges bindet, ſondern an-
dere Länder mit darunter begreiſet. Daß Braßilien ſolches nicht ſeyn könne, wird vermuthlich ein iegli-
cher Verſtändiger leicht einſehen. Wie hätten die Schiffe einen ſo weiten und gefährlichen Weg über das ſtürmiſche Vorgebürge der guten Hofnung wohl neh-
men können, da noch heutiges Tages viele Schiffe bey ſelbigem zu Grunde gehen? Wie hätten ſie aus einem Lande, darinnen gar keine Elephanten ſind, gleichwohl können eine ſo groſſe Menge von Hel-
fenbein bringen? Behren ſchreibet zwar in ſeiner Rei-
ſe um die Welt, daß man in Braſilien Elephanten fände; allein der gute Mann hat ſich durch das daſige Helfenbein betrügen laſſen, welches aus Congo, ſo den Portugieſen meiſtens zugehöret, und ihm in Africa gleich gegen über lieget, häufig dahin gebracht und verhandelt wird. Arias Montanus, Poſtel, Goropius meinen, daß Ophir, Peru, und weil dieſes zweyerley, Nord- und Süd-Peru, ſo halten ſie da-
vor, daß ſolches aus dem Ebräiſchen Worte Paruaim entſtanden ſey. Allein das Wort mag anzeigen was es will, ſo iſt es gantz ohnmöglich, daß ſie hätten ſo einen gefährlichen Weg übernehmen können, worzu noch kommt, daß alda gar keine Elephanten gefun-
den werden. Es beweiſen alſo alle dieienigen, die Peru

ten Zeiten nichts von Java gewust, und alle Muth-
ma-

Peru davor halten, daß sie gäntzliche Fremdlinge in der Geographie sind, und daß sie ohne alle Ueberlegung diese Meinung annehmen. Warum man die Salomonischen Inseln vor das goldreiche Land ausgegeben, ist folgendes die Ursache gewesen: Als die Spanier bey diesen Inseln, so in der Süder-See liegen, anlangeten, kamen ihnen die Einwohner in grosser Anzahl entgegen gelaufen. Weil sich nun viele unter ihnen, besonders Weibes-Personen mit goldenen Ringen geschmücket hatten, fielen die einfältigen Spanier den Augenblick auf die Gedancken, es müßten solche Ophir seyn, daher sie selbige die Inseln Salomonis nenneten. Man siehet also daraus, mit was vor schlechten Grunde sie diesen prächtigen Nahmen führen. Da wir nun dargethan haben, welche Länder das berühmte Ophir nicht seyn können: so kommen wir nunmehro darauf, welches Land es denn sey? und da kan man behaupten, daß es Monumetapa sey, oder uns deutlicher auszudrücken, Sofala oder Zofala, welches mit zu diesem weitläuftigen Reiche gehöret. Es haben dieses, wie ich nachgehens gesehen, auch schon Lopez, Barros, Santos, Dapper, Happelius und einige andere mehr davor gehalten; da sie aber nicht umständliche Beweise geführet, und man doch billig nichts ohne zureichenden Grund annehmen muß, so wollen wir es zulänglich ausführen. Was mich also dieses zu behaupten beweget, sind, nebst andern Ursachen, so wohl die Dinge die aus Ophir sind gebracht worden, als auch die Schiffarth nach demselbigen. Es ist bekannt, daß sich die Schiffarth der Alten bey weiten nicht in dem vortreflichen Zustand befand, darinne wir heutiges Tages die unsere erblicken. Sie durften sich, aus den oben schon angeführten Ursachen, nicht in die hohe See wagen, sondern die Ufer waren es, an welchen sie hinschiffeten,

und

massungen, daß sie soll seyn bekannt gewesen, auf gar schwachen Füssen stehen.

Das

und dieses hat nach Sofala gar füglich geschehen können. Salomon war ein Herr über alle Könige, vom Wasser an, bis an der Philister Land, und bis an die Grentzen des Königreiches Egypten. Bey diesem letztern, nemlich an den Ufern des Schilf-Meeres im Lande der Edomiter, lagen zwey See-Städte, Ezeon-Geber und Eloth, welche nicht weit von einander erbauet waren. In diesen nun rüstete Salomo seine Schiffe aus, und versahe sie mit demienigen, was zu so einer Reise nöthig ist. Sie segelten darauf an den Ost-Küsten von Africa hin, bis in den Fluß Cuama, und da derselbe auf 90, oder nach den neuern Nachrichten 250. Meilen schiffbar ist, wie solches aus des Dappers Beschreibung von Africa, den allgemeinen Reisen, der weitläuftigen Beschreibung von Indien und andern Reisen zu ersehen ist, so kam ihnen dieses treflich zu statten, in das Land hinein zu segeln. Ob nun gleich Sofala nicht so gar weit von Ezeon-Geber lieget, so verursacheten ihnen doch die dasigen Mousons-Winde, welche auch noch unsern Schiffen sehr beschwerlich sind, solche Hindernisse, daß sie schwerlich ihre Reise in zwey Jahren vollendeten; die übrige Zeit aber ging über ihrer Erfrischung, und Einpackung der Waaren, wie auch über der Nachläßigkeit der Einwohner in den Bergwercken zu arbeiten, hin, daß also die drey Jahr völlig heraus kommen. Gleichwie nun dieses die Sache glaublich machet, so beweisen es nicht weniger die Waaren. Sofala hat würcklich alles daßienige, was die Salomonischen Schiffe nach Hause brachten. Es befindet sich daselbst das Gold und Silber in so einer erstaunlichen Menge, und die Flüsse Spirito Santo, Panhames, Luangoa, Arruia, Maniova, Inandire, Ruenie, welche alle in den Cuama fallen, führen so häufig Goldsand mit sich, daß es nur mit wenig

Das II. Capitel.

Von der Beschaffenheit des hiesigen Climatis, wie solches den Europäern bekomme, und was alda vor Kranckheiten am gewöhnlichsten sind?

Was die Jahres-Zeiten auf dieser Insel betreffen, so kan man sie gleich wie in vielen andern Indianischen Reichen nur in zwey eintheilen,

nig Reichen kan in Vergleichung gestellet werden. Dieses ist auch die Ursache, warum die Portugiesen den dasigen regierenden Monarchen κατ' ἐξοχὴν den goldenen Kayser nennen. Daß aber diese Benennung so uneben nicht sey, versichert uns der gelehrte Dapper in seinem Africa, p. 628. alwo er saget, daß die Zimmer in dem Kayserlichen Schlosse mit goldenen Platten überzogen, und fast alles Geräthe von Golde sey. Die Bergwercke seyn auch noch zu unsern Zeiten sehr reich, alldieweilen allein die Sofalischen jährlich 2000000. oder zwey Millionen Metigallen, jeder Metigal auf einen Ducaten, und ein drittes Theil gerechnet, aufbringen. Moket bezeuget, daß in gantz Africa kein Ort zu finden sey, der mehr und besseres Gold verschaffe, als dieser. Dann der Befehlshaber zu Mosambike empfänget in seiner dreyjährigen Bedienung von Mosambike, Sofala und Guama, mehr als 300000. güldene Kronen am Golde, ausser dem Solde der Krieges-Knechte, und dem Theil, den der König von Portugal empfänget. Und was treffen wir nicht vor eine Menge Helfenbein in diesem Reiche an, da die Reisenden versichern, daß jährlich fast auf 4000. Elephanten gefangen werden. Die Affen sind hier gleichfals überaus häufig, und findet man gar schöne und kluge Arten von selbigen. Was die Pfauen

len, nemlich in den Herbst und Sommer, welcher Eintheilung auch der Herr Dr. van Goch in seinem Staate von den Sundaischen Inseln p. 60. gewisser masen folget. Die Regenzeit, oder der Herbst fängt sich gleich mit Anfange des Novembris an, und wird von den West-Winden mitgebracht,

Pfauen betrift, die diese Fahrer mit überbracht haben, so kan es gar wohl seyn, daß sich welche daselbst befinden, wie auch solches einige Reisende behaupten. Wenn auch dieses aber gleich nicht wäre, so ist bekannt, daß der selige Lutherus die meisten Nahmen der Thiere in der deutschen Sprache so ausgedrucket, wie sie in Europa gefunden werden, welches iedoch diesem hochverdienten Manne so wenig kan zur Last geleget werden, als fast allen Gelehrten, die sich um eine adcurate Uebersetzung der Hebräischen Thier-Nahmen vergebliche Mühe gegeben. Da nun aber glaublich, daß durch das Hebräische Wort ein gewisser schöner Vogel angedeutet werde, so halte ich davor, daß wenn sich auch dort Pfauen befänden, sie doch Strausse, die wegen ihrer gewaltigen Grösse, und schönen mit Farben geschmückten Federn, die, die Augen der Israeliten leicht an sich ziehen konten, den Pfauen würden vorgezogen haben; anderer schönen Vögel, die sich daselbst häufig befinden, zu geschweigen. Verschiedenes wohlriechendes und köstliches Holtz, ist daselbst gleichfals nicht rar. Ueber dieses saget Joannes dos Santos, daß in Monumetapa bey Masappam ein Berg Nahmens AFURA sey, bey welchem sich zugleich sehr reiche Bergwercke befänden. Dieser Nahme scheinet von Ophir nicht sonderlich unterschieden zu seyn, zumal da sich dieses Ophir im Hebräischen mit einem א anfänget. Hierzu kommt, daß die siebenzig Dolmetscher Ophir in Griechischen

SOFI-

bracht, welche sich in diesen Tagen zuerst einzustellen pflegen. Den December hindurch wehet die Luft frisch, und das Regen-Wetter nimmt zu. Der Januarius, wie auch der größte Theil von dem Februario hat die allerstärckesten Winde, und auch zugleich den häufigsten Regen, welche Winde aber

SOFIRA gegeben, welches gleichfals mit Sofala sehr nahe übereinstimmet. Diesem füge ich bey, daß schon gedachter Santos, und Thomas Lopez in diesem Sofala alte zum Theil eingefallene Gebäude gesehen, die von sonderbarer Kunst und Pracht zeigen, und weil man dergleichen weder in den benachbarten, noch andern Africanischen Ländern mehr siehet: so ist glaublich, daß sie von einem ausländischen Volcke um seine Geschicklichkeit im Bauen zu beweisen, welche damals die Israeliten und Tyrier hatten, wie solches nebst vielen andern, der herrliche Tempel-Bau, und der Pallast des Königes am Tag leget, sind aufgeführet worden. Ueber dieses hat sich auch Lopez von den dasigen Einwohnern gewiß versichern lassen, daß in ihren uralten Büchern gar deutlich Meldung geschehe, daß Salomo seine Schiffe in ihr Land geschicket, und Gold, nebst andern Dingen holen lassen, welches ich iedoch dahin gestellt seyn lasse. Hieraus wird nur klar, daß kein anderes Land das gerühmte Ophir sey, als Sofala, aus welchem Salomo seine Schätze kommen lassen. Bey den allen aber kan man iedoch denen die Ophir in einem solchen Verstande, als wir Indien nehmen, wenn sie bey den nahe gelegenen Ländern bleiben, als nebst Sofala, bey Arabien, Persien, Ormus, Gusurate, Dacan, Calecut und Ceylon, und nicht wie Athanasius Kircher das gantze heutige Indien darunter verstehen, welches nach den damaligen Umständen gantz ohnmöglich herauskommt, nicht gäntzlich zuwieder seyn.

aber in dem Martio mercklich abnehmen, dergestalt, daß sie zu Ausgange desselbigen meistens verwehet haben. Daher ist das Wetter im April zum Ausfahren, Ansreiten, zur Garten-Lust, und zu andern Vergnügen schon bequem; doch ist dieser Monath von heftigen und plötzlichen Wind-Stösen nicht gantz und gar befreyet. Der Ostliche Passat-Wind stehet in dem Majo feste, und erwecket daher in den heisen Sommer-Tagen nicht selten Regen. Bey Ermangelung aber des Regens wehet der angenehme Ost-Wind am meisten, welcher mit seinem erfreulichen und kühlen Gesäusel Felder und Menschen erquicket. Von ihm werden die stinckenden Dünste der See zerstreuet, und die fast unerträglich heissen Sonnen-Strahlen temperiret, weshalben auch das Wetter diese Monathe hindurch, in welchen er regieret, das helleste und gesundeste in dem gantzen Jahre ist. Dieser aber hält nur bis in den September an; denn in dem September, wie auch in dem October sind die Winde schon sehr veränderlich, und der Ost-Wind kan nicht sonderlich mehr gemercket werden. Auf diese Weise haben also die Einwohner dieser Insel ohngefehr fünf Monathe Herbst, und siebene, Sommer. In der Herbst-Zeit ist es manchmal so kalt, besonders in der Nacht, daß die Javaner zittern und beben. Doch muß man sich keinesweges einbilden, daß die Kälte so heftig als bey uns wäre, sondern es kommt solches blos daher, weil die Javaner so sehr an die Wärme gewöhnet seyn, und meistens mit den obern Theil

des

des Leibes blos gehen, sich auch des Nachts über nicht mit solchen Betten als wir verwahren. Wenn die Passat-Winde, und die Ströhme in diesen Gewässern am stärckesten sind, welches gemeiniglich im December, Januario, und einem Theil vom Februario zu geschehen pfleget, bemühet man sich umsonst gegen den Strohm hinauf, oder auch nur längst den Küsten von Java hinzusegeln. Die Ostlichen Passat-Winde so wohl, als die von der Gegend herfliesenden Ströhme sind so strenge nicht, und die Schiffe segeln gegen diesen Wind von Batavia nach der Insel Timor. Die Land-Winde fangen gemeiniglich des Morgens mit einem kleinen Regen-Guß und Stoß-Winde an zu wehen, der unterweilen mit Donnerschlägen untermenget ist. Nachmittags um ein oder zwey Uhr kommt eine gute Kühlung aus der See, und hält fünf bis sechs Stunden an. Alsdenn müssen die Schiffe die nach Osten gehen, auf der Küste bis auf den folgenden Morgen vor Ancker liegen, und den Land-Wind wieder erwarten. Weil auch diese Winde ihren Strich immer richtig halten, das Wetter klar, und der Strand grün, ist diese Weise längst dem Wall zu fahren, wie es die See-Leute nennen, gar ungemein plaisirlich. Worm gehet in seiner neuen Ost-Indianischen, und Persianischen Reise-Beschreibung etwas von der gegebenen Erzehlung der Witterung ab, welches aber nicht sonderlich zu verwundern ist, indem iedermann weiß, wie so gar unterschieden manchmal das Wetter in einem Monathe auch bey

uns von demienigen ist, das in dem folgenden Jahre in eben denselbigen einfällt.

Die hiesige Luft bekömmt den Ausländern, wodurch ich besonders die Europäer verstehe, gar nicht wohl, weil sie von der Europäischen alzu sehr unterschieden ist, und es hat bey den Holländern gewiß hart gehalten, ehe sie selbiger sind gewohnt worden. Auch heutiges Tages müssen noch die ankommenden Europäer meistens durch Kranckheiten paßiren. Manche wollen zwar behaupten, es wäre die damalige ungesunde Luft aus den Wäldern, und grossen Sümpfen entstanden, und da diese nun um Batavia weggeschaffet worden, schade sie den neuankommenden nicht mehr. Es ist wahr, es kan die Luft dadurch seyn sehr verunreiniget worden, daß es aber solte die eintzige Ursache seyn gewesen, scheinet sehr unglaublich. Saar, von der Behr, Worm und viele andere Reisende, behaupten das heutige ungesunde Clima, worzu sie auch um so viel mehr Grund haben, ie mehr sie es an ihren eignen Personen erfahren. Und was wird darauf können geantwortet werden, wenn man in den Reise-Beschreibungen häufig wahrnimmt, daß viele starcke Europäer ihre Ruhe nur alzu frühzeitig unter der Batavianischen Erde gefunden haben?

Die rothe Ruhr, Engbrüstigkeit, Verstopfung des Leibes, wie nicht weniger auch der Durchlauf, heftiger Krampf, Convulsion und Verstopfung der Nase, sind hier gar gemeine Kranckheiten. Von der Dysenterie saget der berühmte Med. IAC. BONTIUS in seiner Medicina Indorum p.m. 125.

daß

daß sie hier sehr gewöhnlich, und die Leute häufig hinraffe. Wenn sie lange anhält, versehret sie die Intestina, welches, wie leicht zu erachten, mit grossem Schmertz verknüpfet ist. Zu erst ist s. v. der Unflat rotzicht, hernach mit Blut, und endlich mit dem Schleim von den Gedärmen vermenget, welcher letztere mit fast unerträglichen Schmertzen des Menschen fortgehet. Dieses Uebel kommt theils aus der warmen und feuchten Luft, theils aber auch aus der Ueberladung mit Indianischen Früchten, und von dem Getrancke Arack her, vor welchem sich ein ieglicher Europäer, der nach Indien gehet, auf das sorgfältigste zu hüten hat. Gedachter Bontius gedencket noch in seinem Buche verschiedener Arten des Durchlaufes die von p. 129-138. können nachgelesen werden. Ueberhaupt ist diese seine Medicin würdig, daß man sie gantz durchlieset, alldieweilen sie voller Merckwürdigkeiten ist, die wir iedoch hier um nicht allzuweitläuftig zu fallen, nicht anführen können. Nicht selten pflegen auch die zur Sprache nöthigen Theile verdorben zu werden, ingleichen gehen auch viele Leute herum, denen die penetranten Sonnen-Strahlen dermasen die Augen verbrennet haben, daß sie auch das helleste Feuer zu sehen, nicht im Stande sind. Doch saget Bontius, daß, wenn man in eine andere Luft käme, und eine sehr gute Diät hielt, sich selbiges oft wieder fände. Von hitzigen Kranckheiten, ansteckenden und andern Arten von Fiebern, werden die Einwohner gleichfals starck heimgesuchet; wovon Bontius p. 167. & seq. umständlich nachzule-

 sen

sen ist. In diesem Seculo hat von 1733. an, und etliche Jahr nach einander ein gar besonders heftiges Fieber regieret, wodurch binnen zwey Jahren etliche tausend Menschen aus Batavia sind in die Ewigkeit versetzet worden; so in der 41sten Continuation der Ost-Indianischen Berichte und in Schwartzens Reise kan nachgeschlagen werden. Die bekante Kranckheit Beriberi ist hier auch was sehr gewöhnliches, und sollen, nach des Salmons Bericht, dieienigen damit befallen werden, welche des Nachts unbedeckt schlafen liegen, oder wenn die erhitzeten den Saft von Kokos-Nüssen trincken. Es ist selbige eine Art von Lähmung, welche das Gefühl der Hände und Füsse verdirbet, und eine solche Art von Jucken verursachet, als wenn ein Mensch seine erkältete Hand am Feuer gewärmet; doch muß es weit empfindlicher seyn, dieweil sich dieienigen, die damit behaftet sind, vor Schmertz gantz unsinnig anstellen. Die merckwürdigste, aber auch zugleich die erbarmenswürdigste, ist die, so der D. Goch den Aussatz nennet. Vor Zeiten hatte man vor dergleichen elende Personen ausser Batavia ein Lazareth gebauet, welches aber nunmehro zu mehrerer Sicherheit auf die Insel Purmerent ist verleget worden. Man kan die Patienten nicht am Beulen und Blattern erkennen, sondern das Uebel ist inwendig, und zehret den Cörper von innen aus, daher es auch wohl vielleicht bequemer mit dem Worte Dorre als Aussatz möchte ausgedrücket werden.

Das

Das III. Capitel.

Von der Beschaffenheit des Landes, als den Gebürgen, Flüssen, Wegen, von der Manier zu reisen, und von der Javanischen Sichffarth.

Die gantze Insel ist mit Felsen und Gebürgen gleichsam angefüllet, und befinden sich vornemlich in den innern Theilen derselben eine solche Menge, daß sie wie Ketten an einander hangen, und sich oft auf viele Meilen weit erstrecken. Die Reisenden versichern, daß manche darunter so hoch in die Luft stiegen, daß sie auf dreysig und mehr Meilen weit, bey hellem Wetter in der See gesehen würden. An den meisten Ufern laufen Felsen hin, welche dieser Insel gleichsam zu einer Vormauer dienen, daß die Meeres-Wellen, die Erde nicht so leicht, wie bey andern Ländern abspülen können. Uns sind von diesen Gebürgen fast gar keine den Nahmen nach bekant, ausgenommen die Vattas, welches in Javanischer Sprache Schrancken oder Grentzen bedeutet, und vermuthlich um deswillen diesen Nahmen bekommen haben, weil sie das Königreich Tsieribon von andern absondern; ferner Tompanus, Brame, Parang und der Blaue-Berg. Dieser letztere, welcher sehr hoch ist, befindet sich ohngefehr vierzehn Meilen hinter der Stadt Batavia, und ist in der Ferne gantz blau anzusehen, von welcher Farbe er auch seine Benennung erhalten hat. Viele von diesen Gebürgen sind theils mit Holtz und Wäl-

dern bewachsen, theils mit fruchtbaren Reiß-Feldern bebauet, theils auch mit Lust- und Baum-Gärten dermasen versehen, daß sie ungemein anmuthig in die Augen fallen.

Dessen ohngeacht aber hat es hier auch an wilden und rauhen Felsen gantz und gar keinen Mangel. Auch siehet man einige Berge die fast ohn Unterlaß rauchen, desgleichen einen andern, welcher Feuer, Asche und Steine, gleich dem Vesuvio und Aetnae, häufig auswirfet, und mit seinen Wüten Dörfer und Städte verwüstet, und andern grossen Schaden angerichtet hat. Von diesem und andern dergleichen Bergen, sollen nach einiger Meinung die hiesigen Erdbeben entstehen, welche sich unterweilen mit gar entsetzlicher Heftigkeit einstellen. Behren gedencket p. 231. daß zu seiner Zeit ein gar erschreckliches gewesen. Es fieng sich früh um 8. Uhr an, und erschütterte die gantze Stadt Batavia dermasen, daß alle Häuser heftig beweget wurden. Das Wasser thürmete sich auf der Rhede nicht anders empor, als wenn es in den heisesten Sode begriffen wäre. Die Erde war an manchen Orten mehr als 15. Meilen weit aufgerissen, und ist in Wahrheit zu verwundern, daß nicht die gantze Stadt, bey dieser entsetzlichen Erschütterung, über dem Hauffen gefallen. So unnütze und gefährlich nun aber diese Berge scheinen, so vortheilhaft sind sie doch den Holländern bey ihren häufigen Pulver-Machen; indem sie eine grosse Menge Schwefel und Salpeter liefern.

Der General Ribeeck, ein neugieriger Herr, welcher zu Anfange dieses Seculi am Regimente

war,

war, begab sich einsmals auf dem Berg Parang, daselbst er einer grossen Oefnung gewahr wurde, aus welcher es manchmal sehr heftig gebrant hat. Um zu sehen, wie es inwendig möchte beschaffen seyn, ließ er einen Mann an einem Seile hinunter. Als dieser wieder heraus kam, berichtete er, daß die ungemeine Tiefe des Berges gar nicht auszumessen wäre, und daß man in diesem Abgrunde ein heftiges Geräusch von gewaltigen Wasser-Strömen hörete. Er sahe auch den Berg nicht minder an unterschiedenen Orten von innen brennen. Er hätte sich gerne besser darinnen umgesehen, durfte sich aber des Feuers und der schädlichen Dünste wegen, nicht weiter hinunter lassen, weil er sonsten in Gefahr gerathen wäre, entweder zu ersticken, oder durch einen andern unglücklichen Zufall sein Leben einzubüssen.

Ob in Java Metalle und vornemlich Gold zu finden? ist eine Sache, worüber die Historici sehr gestritten haben. Der D. van Goch gedencket in seiner Historie von Java folgendes davon: ob gleich das Land voller Berge ist, so weis ich doch nicht, wie es daselbst mit den Bergwercken stehet, und ob man einige entdecket hat, oder nicht? Ich wundere mich nicht über diese Rede, indem viele Reisende, und möchte ich fast sagen, die allermeisten nichts davon gedencken, ja selbsten in des Bergmeisters Vogels, und des Ober-Bergmeisters D. Olitzschens Reisen, die doch voller Berg-Nachrichten sind, wird nicht die geringste Meldung davon gethan. Zwar schreiben von Mandelslo und Neuhoff, daß sich hier reiche Gold-

Schachten befänden, es scheinet aber, daß sie nicht sowohl Augenzeugen davon gewesen, als selbiges vielmehr aus der gemeinen Sage vernommen haben.

Nach den Zeiten gedachter Reisenden, ließ die hohe Regierung zu Batavia auf einiger Leute Einreden auf dem Berge Barang etliche Jahr nach einander, Gold graben, und sparete weder Mühe, Zeit, noch Kosten daran. Allein der Erfolg hat gewiesen, daß das gegrabene Ertz zwar sehr schön und gut, aber noch nicht völlig reif und zeitig gewesen. Da man nun also vermerckete, daß die aufgewendeten Kosten, den daraus gezogenen Profit, um ein merckliches überstiegen; so, daß man bey dieser beschwerlichen und gefährlichen Arbeit mehr als eine Million zugesetzet, so kam die weitere Fortsetzung des Werckes ins Stecken, und auf die Projectanten eine sehr schwere Verantwortung, weil sie der Compagnie so reiche Schätze daher versprochen, welche sich aber nicht gezeiget, sondern vielmehr die Compagnie in einen so empfindlichen Schaden gesetzet hatten. Weil iedoch die Sineser und Javanen daselbst oft Gold fanden, fieng man unter dem General-Gouverneur Patras in diesen Bergwercken von neuen an zu arbeiten. Da man aber auch ietzund von dem gegrabenen Golde die Unkosten nicht bestreiten konte, lies man es nach zwey Jahren gleichfals wieder liegen.

Damit wir aber auf die Untersuchung der Bergwercke zurück gehen, so wollen wir hören, was Salmon in seinem Staate von Java davon

saget.

saget. Dieser meinet nun, daß vermuthlich in dieser so wohl, als in den benachbarten Inseln Metalle und Bergwercke anzutreffen wären, die Bewohner der Gebürge aber hätten sie noch nicht entdecket, oder wißten nicht, wie sie die Bergwercke bearbeiten solten. Gesetzt aber, verfolget er seine Rede, daß sie selbige entdecket hätten, und die gehörige Wissenschaft besässen, so würde doch allem Ansehen nach, ihre Faulheit, um welcher sie so sehr berüchtiget wären, sie abgehalten haben, diese tief verborgenen Schätze aus dem Schooß der Erde hervor zu suchen. Allein er irret sich in allen dreyen Meinungen. Die Gegenden sind entdecket, die Einwohner wissen in den Schachten zu arbeiten, und sparen weder Zeit noch Mühe dieses kostbare Metall hervorzuholen, und zu präpariren. Alles dieses hat der letzte Javanische Krieg, von welchem unten in dem 23. Capitel weitläuftig soll Nachricht gegeben werden, deutlich an den Tag geleget. Diese Bergwercke liefern sehr vieles und feines Gold, und liegen in den Reichen des Grossen Matarams, oder des Kaysers von Java, welcher sie vor den Holländern gantz verdecket zu halten, scheinet. Er läßt in den Minen ohne Unterlaß arbeiten, aus einer Regel der Politique aber erschöpfet man sie nicht allzusehr, sondern begnüget sich jährlich an einer gewissen Quantität. Das Gold abzuholen, thut der Kayser in Person, nebst den Magnaten des Reiches, in grosser Pracht eine Reise dahin. Keinesweges aber werden alle diese Schätze, die aus den Bergwercken kommen, ausgegeben, son-

dern man leget einen grossen Theil davon in Gold-Stangen und Gold-Klumpen in den Schatz des Kayserlichen Schlosses zu Karta Soera de Ningrat, damit zur Zeit der Noth gleich Gold möge bereit seyn. Daß dieser Schatz sehr ansehnlich, ist daraus zu ersehen, weil der Printz Troenayjaga in dem Javanischen Kriege zwantzig Wagen mit Gold beladen, daraus wegführete; da doch vermuthlich auch der flüchtige Kayser einen guten Theil davon wird mit sich genommen haben. Dieses kan in Behrens Reise um die Welt, noch deutlicher und ausführlicher aber, in des Herrn la Martiniere seiner Einleitung in die Geschichte von gantz Asien, nachgelesen werden.

Mandelslo gedencket in seiner Reise, daß es auch hier Silber-Berge hätte; weil er aber nicht selbst in Java gewesen, auch andere Reisende nichts davon gedencken, so können wir, wo nicht sichere und ausführlichere Nachrichten einlauffen, gar wenig von dessen Wahrheit überführet werden. Was aber hingegen die Edelgesteine, und besonders die Smaragde anlanget, so versichern sowohl Mandelslo, als Neuhoff, Arthus, Behren und andere Auctores mehr, daß sich welche daselbst befinden; es hat aber mit selbigen eben die Beschaffenheit, als wie sonst mit dem Golde, daß sie diese Kostbarkeiten vor sich zu behalten suchen, daher sich denn von ihrer Beschaffenheit, und wo sie gegraben werden, nicht viel sagen lässet.

Da das Land mit so vielen und theils rauhen Gebürgen angefüllet ist, so kommt es ihm treflich zu statten, daß es von verschiedenen Flüssen bewäs-

wässert und durchschnitten wird, und glaube ich, daß Java hierinnen vor vielen andern Inseln was voraus hat. Nebst den Flüssen befinden sich auch viele Sümpfe hier, so theils von den Flüssen, theils von der See entstehen. Denn die meisten Flüsse pflegen sich manchmal, und besonders in der Herbst-Zeit, starck von den häufigen Regen zu ergiesen, und die heftigen Stürme die Meeres-Wellen auf das Land zu schlagen, und das Wasser stehen zu lassen. Da nun die Sonnen-Strahlen selbiges wegen der grossen Wälder nicht auslecken können, so ist das gantze Land damit überflüßig versehen. Um aber wieder auf die Ströhme zurück zu gehen, so mercken wir uns von selbigen, den Tamburang in einer Bantamischen Provintz gleiches Nahmens, ferner den Tangerang, welcher zwischen den beyden Königreichen Jacatra und Bantam fliesset, und auf der Nord-Küste in die See fällt, desgleichen den Scheide-Fluß, welcher diesen Nahmen um deswillen bekommen, weil er das Land der Compagnie von dem Reiche Tsieribon sondert. Der Gombong ist zwar klein, da er aber vor der Stadt Passaroewan vorbey fliesset, welche starcken Handel treibet, auch die Holländer ein Fort daselbst erbauet haben, so ist er uns nichts desto weniger bekant worden. Der Jacatra entspringet in dem blauen Gebürge, und nachdem er einen Lauf von mehr den funfzehn Meilen genommen, auch selbst das berühmte Batavia durchströhmet, fällt er gleich vor der Stadt in die See. Er ist an manchen Orten so tief, daß mittelmäßige Schiffe darauf fahren können. Die Flüsse

Tsiassem und Pamanokan befinden sich in dem Königreiche Tsieribon, und durchwässert ein ieglicher eine Provintz gleiches Namens. Der gröste Fluß in gantz Java ist der Indramaia, nimmt seinen Ursprung in der Provintz Priangan, und ergiesset sich nach einem langen und gekrümmeten Lauf durch zwey grosse Mündungen ins Meer. Uebrigens giebt es hier noch viele andere Ströhme, deren Nahmen mir aber nicht bekannt sind. Die angeführten kan man in der Special-Charte der Sundaischen Inseln sehen, allwo Java meines Wissens noch am besten entworfen ist. Denn ob sie gleich die gehörige Vollkommenheit, die sie billig haben solte, nicht hat, indem die Königreiche nicht abgetheilet, und die Flüsse nicht mit Nahmen genennet sind; so muß man doch, da diese Historie noch so wenig cultiviret ist, zur Zeit damit vor lieb nehmen.

Wiewohl nun Java häufig mit Flüssen versehen ist, so leidet es doch in Ansehung des guten und reinen Wassers an vielen Orten nicht geringen Mangel. Dieser entstehet vornemlich aus zwey Ursachen; davon die erste ist, daß sich die Ströhme allzufrühzeitig mit der See vermengen, und die andere, daß sich die Javaner und andere Nationen nach Landes-Gebrauch täglich darinne baden, und dadurch das Wasser trübe und unrein machen. Selbst das prächtige Batavia muß mitten in seinem Ueberfluß an Wasser diesen empfindlichen Mangel wahrnehmen, indem der Jacatra, so weit er die Stadt durchfliesset, durch das See-Wasser gantz verdorben ist. Wer von dergleichen sal-

tzigen

ſigen Waſſer aber trincket, ſtehet, nach Bontii Bericht, in der gröſten Gefahr in die Dysenterie zu verfallen.

Bey dieser Gelegenheit kan ich nicht umhin auch etwas weniges von dem hiesigen Getrăncke mit anzuführen. Die Javaner und andere gemeine Leute trincken nichs als Waſſer, welches ſie aus den obern Theilen der Flüſſe holen laſſen; die Europäer aber und andere reiche Leute, welchen dergleichen ſimples Getrăncke nicht anſtehet, bedienen ſich des Weins, den ſie über die Helfte mit Waſſer vermengen. Allen Wein aber bringet man aus andern Reichen dahin, als Portugieſiſchen, Spaniſchen, Frantzöſiſchen, Canariſchen, Candianiſchen und Vorgebürgiſchen, oder deutlicher zu ſagen, der auf dem Vorgebürge der guten Hofnung wăchſet, welcher auch faſt der gemeineſte iſt. Vor die geſundeſten giebt, der ſchon oft angeführte Bontius, den Spaniſchen und Candianiſchen Wein aus, weil er mit dem daſigen hitzigen Climate am beſten übereinſtimmet, den Frantzöſiſchen aber will er nicht recommendiren. Einige bedienen ſich auch der Braunſchweigiſchen Mumme, welche, wenn ſie mit einem groſſen Theil Waſſers vermenget iſt, dem beſten friſch gebraueten Biere gleichet. Ueber dieſes hat man auch noch drey Indianiſche Getrăncke, die aus der Hohle der Indianiſchen Nüſſe, aus den Blumen dieſer Băume, und aus den Stămmen gemacht werden, welche aber, ſoll die Geſundheit nicht ſchaden leiden, măßig müſſen gebrauchet werden, welches vornemlich auch bey der letzten Art wohl zu beobachten iſt.

Die

Die Wege sind nach Salmons und Gochs, nebst aller Reisenden Bericht, um die Stadt Batavia so schön und gebähnet, als sie nur bey den besten und vornehmsten Städten Europä und Asiä seyn können. Die Sänften, Kutschen und andere Europäische Arten von Fuhrwerck sind um deßwillen hier eben so gebräuchlich als bey uns. Doch muß man solches bloß von der Gegend um Batavia verstehen; denn ferne von der Stadt kan man sie nicht gebrauchen, sondern muß sich an ihrer statt der Pferde bedienen, oder auch wohl gar zu Fusse gehen. Diejenigen Strassen, die nach gressen und bekannten Städten, als nach Bantam, Karta Soera de Ningrat, Mataram, Samarang und dergleichen führen, sind ebenfals gantz gut, ob gleich nicht zu leugnen ist, daß sie denen um Batavia an Schönheit und Nettigkeit nicht beykommen. Uebrigens ist auf der Insel alles rauh und schwer zu paßiren. Dieses ist auch die Ursache, warum die Kriege in dem innern Theil Javä sich so schwer führen lassen, und warum viele Vasallen des Javanischen Kaysers sein Joch glücklich abgeschüttelt haben. Denn erstlich werden die Armeen durch die Märsche sehr abgemattet, und zum andern können sie auch wegen der Sümpfe und Berge keine Canonen mit sich führen, sondern müssen sich allein mit dem Handgewehr behelfen.

Alleine zu reisen ist hier so wohl in Ansehung der ungebähnten Wege, als auch der wilden Bestien und der Räuber, mit welchen das Land zur Gnüge angefüllet ist, gar nicht rathsam. Will sich einer also in Java umsehen, so muß er solches noth-

wen-

wendig in einer Gesellschaft thut, welche denn auch nicht sonderlich schwer anzutreffen ist. Wenn eines Reise nicht nothwendig ist, der thut am besten, er wartet bis eine Gesandschaft von der Hochedlen Compagnie an den Kayser oder an einen andern Javanischen Fürsten abgeschicket wird, denn bey dieser hat er so wohl Gelegenheit sicher zu reisen, als auch seine Neugierigkeit zu stillen, besondere Sachen zu sehen. Was die Art zu reisen selbst anlanget, so geschicht solche theils mit Pferden, theils mit Büffeln, theils auch mit Balankings. Denenienigen, welchen die Art von Büffeln gefahren zu werden, nicht bekannt ist, wird solches vermuthlich sehr seltsam und lächerlich vorkommen; allein es ist solches wegen der Stärcke dieser Thiere eine sehr gute Art zu reisen, und was die Pracht anlanget, so versichern die Reisenden, daß derienige solenne Einzug der mit abgerichteten Büffeln, weit schöner, als der, so mit Pferden geschicht, anzusehen ist. Wegen der Reisen ist auch dieses noch zu mercken, daß man alle Nothwendigkeiten mit sich nehmen muß, indem daselbst keine Wirthshäuser anzutreffen sind, darinne man sich könte bewirthen lassen.

Ehe die Europäer nach Indien kommen sind, war bey vielen Asiatischen Nationen die Siffarth in grossen Flohr, und unterstunden sie sich nicht nur allein weitläuftigen Handel zu treiben, sondern auch gar einander See-Schlachten zu liefern. Unter diesen See-Mächten nun, war gewiß die Javanische nicht die geringste. Nach der Europäer Ankunft aber fieng diese letztere nach und

nach

nach an ziemlich abzunehmen, dergestalt, daß sich ihre heutige Schiffarth der Alten nicht mehr ähnlich siehet. Dieienige Flotte, welche der Kayser von Java 1512. wieder die Portugiesen führete, zeiget mehr allzuwohl, wie groß ihre See-Macht vor Zeiten müsse gewesen seyn. Er führete eine grosse Menge leichte Fahr-Zeuge und 60. wohl montirte Kriegs-Schiffe, mit welchen er auch den Portugiesen, ihres grausamen Feuers ohngeacht, den Sieg lange streitig machte, wie wir solches unten mit mehreren vernehmen werden. Ihre Kauffarthey-Schiffe waren gleichfals nicht zuverachten, indem unter denienigen Schiffen, welche die Holländer den Bantamern 1596. wegnahmen, zwey reichlich beladen waren. Das eine führte 400. Centner Nelcken, 100. Centner langen Pfeffer und noch andere Waaren mehr; das andere aber, so noch reichlicher beladen war, 1000. Centner Nelcken, aus welcher Ladung sich denn die Grösse dieser Schiffe schon etwas schliessen lässet.

Wir kommen nunmehro zu der Beschreibung ihrer Schiffe. Zu Schultzens Zeiten war die Javanische See-Macht, weit schlechter als vor diesem, dem ohngeachtet aber versichert er doch, daß sie es damals vielen andern Nationen, mit ihren grossen und kleinen Fahrzeugen, weit zuvor gethan haben. Sie baueten Fusten oder eine Art von Galioten oder Galeeren, welche sie vornemlich im Kriege brauchten, und mit vielen Volck anfülleten. Diese hatten hinten eine verdeckte Gallerie und wurden von Sclaven gerudert. Auch baue-

baueten sie Joncken oder eine Art von Kauffarthey-Schiffen, deren etliche 200. bis 300. Last tragen konten, und mit einen Bogspriet, Fock-Mast, grossen Mast und Bezan-Segel versehen waren. Merckwürdig ist es, daß sie weder Segel-Stangen, noch Ober-Segel, sondern bloß viereckichte Unter-Segel führen, welche entweder von Stroh, oder von der Rinde der Kokos-Bäume gemacht werden. Das oberste Verdeck ist sehr hoch, der Raum in Kammern oder Cabinen abgetheilet, und das Hintertheil hanget auf eine gar sonderbare Manier über dem Wasser; über alles dieses haben sie auch noch eine Cajüte darauf. Wer in dasige See-Städte reisen will, der thut nicht uneben, wenn er sich Javanischer Schiffe bedient, indem auf selbigen die Bewirthung gantz gut ist, und die Reise-Kosten nicht hoch anlaufen. Bey den See-Reisen haben die Javaner die Gewohnheit, daß wenn sie einige Wochen lang aussenbleiben wollen, Frau und Kinder mitnehmen. Aber auf die Schiffe wieder zukommen, so haben sie auch Tynangs, Prouwen und Flieger, welche sie nach ihrer Absicht theils groß, theils kleine bauen, darinne aber mit einander übereinkommen, daß sie vorne und hinten spitzig, unten rund und im Segeln und Rudern sehr schnell seyn. Etliche derselben sind auch, weil sie sehr schmal sind, und so überaus geschwind segeln, mit Auslegern versehen. An etlichen sind die Steven sehr nett gezimmert und artig gezieret; einige mit schönen Zelten versehen, und dienen ihnen zu lustigen Spiel-Schiffen, auf welchen die grossen und

ansehnlichen Leute die Ströhme zur Lust auf und nieder fahren. Die Fischer-Böte, Tynangs und Flieger, wie sie von ihrer Geschwindigkeit benennet werden, sind mit einem Bezan-Segel versehen, und das Ruder bestehet aus Bambus-Holtz, an welchem sich unten eine Schauffel befindet, die mit einem oder mehr Stricken nach ihrer Grösse bevestiget wird. Die kleinen Fahrzeuge werden von Ruder-Knechten, welche sie Pagayes nennen, regieret. Heutiges Tages bauen die Javaner noch häufig dergleichen Schiffe, wie denn ihre Handlung sehr ansehnlich ist; ob sie aber auch Kriegs-Schiffe ausrüsten, ist mir nicht wissend, wenigstens gedencken die Reisenden gar nichts davon, kan auch gar wohl seyn, daß sie solches, um der grossen und fürchterlichen Holländischen See-Macht willen, unterlassen.

Das IV. Capitel.

Von dieser Insel Fruchtbarkeit, von den Bäumen, Feld-Früchten, Garten-Gewächsen und Blumen; als von dem traurigen Baume, Baumwollen-Baum, Reiß, Zuckerrohr, Wasser-Limonien, Taback, Ananas, Mangas, Manges-Tangés, Catappa, Durion, Pompel-Muse, Soorsack, Uby, Combily, Batattes, Catiang, Dursi, Caffe, (Czee) Ingwer, China-Aepfel, Pfeffer, Petel, Areck, Kokos-Baum, Cardomomen, Gummi-Baum, Pisang-Schilf, Casia, Cubeben, Tamarinden, Rhebarbar, Cedern-Baum, Bambus und von dergleichen Gewächsen mehr.

Wie-

Viele von denenienigen, welche diese Insel besuchet, sind über derselben Fruchtbarkeit gantz erstaunet, und machen uns deshalben eine solche Beschreibung von ihr, daß man nicht unbillig auf die Gedancken gerathen solte, ob habe sie nicht in der gantzen Welt ihres gleichen. a) Der Päbstliche Missionarius P. Tachard streichet sie in seiner Reise nach Siam mit grossen Lobsprüchen heraus, und saget auch unter andern, daß sie an allen Dingen einen Ueberfluß habe. Der bekannte Julius Caesar Scaliger, der nicht wenig mit seiner Wissenschaft pranget, und den Cardanum auf eine gantz unerlaubte Art corrigiret, vergehet sich auch nicht wenig im Urtheilen, wenn er sie in seinen Exercitationibus ein Compendium orbis nennet. Mercklein, ein sehr glaubwürdiger und

a) Dieses ist gantz ungegründet, und hat es vermuthlich den guten Leuten an Erfahrung und Wissenschaft gefehlet. Das vortrefliche Kayserthum Sina, Gepuin, Monumetapa, Abyssinien, Bengala, das Vorgebürge der guten Hoffnung, Ceylon und viele andere Länder in Ost = und West = Indien mehr, die hier alle anzuführen überflüßig wäre, geben ihr im geringsten nichts nach, und wenn wir auf die ersten Reiche reflectiren, so übertreffen sie selbige noch in vielen Stücken. Zu ausführlichern Unterricht kan der Leser Johann Neuhofs Beschreibung des Kayserthums Sina; Montani Gesandschaft an den Gepuischen Kayser, Dappers Beschreibung von Africa und America; Baratti Reise nach Abyssinien, die Asiatische Geschichte; Knox Beschreibung von Ceylon; Ribeiro Histoire de Ceylon; Kolbens Beschreibung des Vorgebürges der guten Hofnung, und viele andere mehr nachlesen.

fast durchgängig accurater Reisender, lässet sich über die hiesige Fruchtbarkeit in seinem Buche p. 354. mit folgenden Worten heraus: Etliche schreiben, die Insel Java sey sehr fruchtbar an Spe-cereyen, als Pfeffer, Muscaten, Nelcken, Zimmt und dergleichen; dieweil aber Bantam, Jacatra und Japara Handels-Städte sind, die nicht allein von Javanen, sondern auch von Sinesern und andern Nationen bewohnet, und um deswillen viele Kaufmanns-Waaren dahin gebracht wer-den: als haben dieienigen, die vor diesem, ehe Ba-tavia erbauet worden, in gemeldte Städte gehan-delt, weil sie solche Waaren alda feil gefunden, dadurch Anlaß genommen, dieser Insel solche Fruchtbarkeit zuzuschreiben. Allein dieses befin-det sich nicht also, denn in dritthalb Jahren, die ich in Batavia zugebracht, habe ich niemals ver-nehmen können, daß gemelde Früchte in dieser Insel in Ueberfluß wachsen. Wollen wir dieses an einem deutlichen Exempel sehen, so dürfen wir nur die erste Reise der Holländer nach Java auf-schlagen, worinne wir finden, daß, weil die Hol-länder in Bantam eine grosse Menge von Pfeffer einnahmen, ihnen auch die Einwohner weiß mach-ten, es sey hier das rechte Pfeffer-Land, sogleich daraus folgerten, es müste selbiger in dieser Ge-gend im Ueberfluß wachsen, da man doch nach der Zeit eines gantz andern ist überführet worden.

Doch ist hier vornemlich die Rede von dem gros-sen Ueberfluß. Denn wenn man wieder ihre Fruchtbarkeit überhaupt streiten wolte, würde man der Wahrheit schnurstracks zu wieder han-

deln.

deln. Alle Reisende versichern ihre Fruchtbarkeit, und von der Behr berichtet so gar in seiner Reise p. 24. daß der Boden zwey, drey bis viermal des Jahres Früchte hervorbringe, welche letztere zwey Ernden aber nur an einigen Oertern und von manchen Früchten zu verstehen sind. Die Früchte des Landes sind Citronen, Pommerantzen, Melonen, Granaten, Wasser-Melonen, Reiß, Baum-Wolle, Zucker, Caffe, Ananas, Ingwer, Pfeffer, Mangestanges, Durions und dergleichen Arten mehr. Ueber diese haben auch die Europäer sehr viele andere ausländische Früchte und Gewächse hineingebracht, und findet man auf den Batavianischen Bazars eine grosse Menge von dergleichen Erd-Gewächsen, als Erbsen, Linsen, Bohnen, Salat, Manngold, Spargel, Kohl, Kresse, Petersillige, Kerbel, Beyfuß, Zwiebeln, Knoblauch, Blumen-Kohl, Kohl-Raby, Radisen, Sellery, Gurcken, Kürbse, Rüben, Erdschocken und andere Arten mehr, davon man den Saamen aus Surate, Persien, Arabien und Europa bringet. Man pfleget auch hier Wein-Stöcke zu ziehen, da aber solches meistens in Gärten geschicht, kommen nur die Trauben auf vornehmer und reicher Leute Tische.

Nunmehro wollen wir die Indianischen Bäume und Früchte nach einander durchgehen, und zwar den Anfang von dem traurigen Baume machen. Er wird an verschiedenen Orten in Indien angetroffen, in Java aber ist er nicht häufig. Der Grösse und der Gestalt nach, gleichet er einem Pflaumen-Baume, und die Blätter sind

von diesen gleichfals nicht viel unterschieden, aus- ser daß sie weich sind und nicht so viel Fäsergen haben. Die Frucht hat die Grösse einer Wolffs-Bohne, und wenn man sie zerschneidet, ist ihre innere Gestalt wie ein Hertze anzusehen, darinne sich der Saame in kleinen Fächergen befindet. Die Blüthen dieses Baumes sollen an vortreflichem Geruch alle Blumen in der Welt übertreffen; so bald man sie aber nur ein wenig mit der Hand berühret, verliehret er sich im Augenblick. Höchst merckwürdig ist es von diesem Baume, daß er nur allein in der Nacht blühet. So bald die Sonne untergehet, ist der Baum mit Blumen gantz bedecket, gehet sie aber wieder auf, so fallen sie alle wieder herunter und geschicht diese besondere Abwechselung durch das gantze Jahr hindurch.

Wir kommen nunmehro zu dem Reiß, einer Feld-Frucht, die zwar den meisten Europäern bekannt ist, von deren Bau- und Wachsthum aber wohl die wenigstens eine richtige Känntniß haben. Was dessen Bau nun anlanget, so berichtet uns der Hr. von der Behr folgendes davon: der Reiß, spricht er, wird zu rechter Zeit in leimigte und wohlgepflügte Aecker gesäet, welche hernach der Bauersmann weder zu naß noch zu trocken hält, damit das Gewächse weder durch alzu grosse Feuchtigkeit verfaule, noch durch alzu grosse Dürre nachbleibe. Die überflüßige Feuchtigkeit aber dem Gewächse zu benehmen, bedienen sich die Einwohner der Windmühlen, die sie nach Beschaffenheit der Ländereyen hoch oder niedrig setzen, und durch dieses Mittel auch Wasser in die

Fur-

Furchen leiten können, damit die Frucht von der grossen Hitze nicht möge ausgemergelt und versenget werden. a) Vermitteltst gedachter Mühlen

 wis-

a) Auf Summatra pfleget man ihn also zu bauen: Die Einwohner graben erst ein vier Ellen ins Gevierte Stücklein Land um, arbeiten die Erde aufs klärste, und säen den Reiß gantz dicke darein. Immittelst nun daß er aufgehet, setzen sie ein ander grosses Stück Land unter Wasser, treiben hernach grosse Heerden Vieh darein und iagen sie herum, daß sie die Erde wohl unter einander treten. Hierauf wird ein Theil Wasser abgezapffet und mit einem höltzernen Instrument, welches nur einen einfachen krummen Leiter-Baum hat, an dem unten ein vestes Stück Holtz, wie ein Schaar bevestiget ist, durch einen Büffel-Ochsen etlichemal überzogen, und die Furchen gleichsam abgetheilet, womit sie zwey bis drey Wochen zubringen. Hierauf nehmen sie den auf das kleine Stücklein Land gesäeten, und eine quer Hand hoch hervor gewachsenen Reiß, und verpflantzen solchen, zwey oder drey Pflantzen zusammen genommen, Spannen weit von einander in das grosse zugerichtete Feld, und leiten mehr Wasser darauf, also daß die Pflantzen bedecket werden, und vor der grossen Sonnen-Hitze beschirmet seyn. Wenn die Pflantzen über das Wasser hervor stechen und zu schossen anfangen, so leiten sie das Wasser gar ab, da denn die Frucht gantz wohl geräth. Nachdem der Reiß zur Reife gelanget, ist der Weiber Arbeit, daß sie solchen einernden, aus dem Stroh bringen, und im Blocken stampfen. Es ist zwar dieses Stampfen der Weiber Arbeit, wenn es aber von Männern geschicht, ist es vortheilhafter, indem diese selbigen weit besser als die Weiber, durcharbeiten können. Man macht zwar aus Reißmehl Ku-

wissen die Sineser, als welche hier meistens das Feld bauen, dergestalt beyden Gebrechen abzuhelffen, daß sie den Reiß des Jahres zweymal einernden können. In dem Martio fänget man ihn an zu säen, im Julio wird er eingesammlet, und gleich nach diesem wiederum neuer gesäet. Nachdem er nun abgeschnitten und trocken worden, stampft man ihn in Reiß-Blocken so lange, bis die Hülsen herunter gehen. Diese Reiß-Blocken sind wie Mörsel gestaltet, aber nicht aus Metall sondern aus höltzernen Stämmen formiret, und die Keulen aus gleicher Materie gezimmert. Des Reisses Zubereitung zum Essen geschicht auf folgende Weise. Man kochet ihn im Wasser wohl ab, trocknet ihn auf Kohlen, und nachdem er etliche Stunden lang in reinen Gefässen an einem frischen Orte gestanden, hält man ihn vor eine Delicatesse. Fast durch gantz Indien brauchet man ihn an statt des Brodes, und solches gewiß nicht ohne Ursache, dieweil er so wohl gesund ist, als

Kuchen, weil er aber täglich so zu essen ungesund, indem er einen harten und dicken Leib machet, folglich ein grosses Drucken verursachet; wird er insgemein in niedrigen Töpfen, so unten einen weiten Bauch haben, und oben mit einem Deckel versehen sind, gekocht, das Wasser abgegossen und zugedeckt, der Topf umgekehrt, und bey einem gelinden Kohl-Feuer trocken gemacht, worauf er denn schon kan gegessen werden. In Ceylon, wie auch in Malabar bauen sie ihn wiederum auf eine etwas andere Weise. Sie haben daselbst verschiedene Arten des Reisses, drücken ihn aber unter dem Worte Nellu aus. Siehe hiervon Worms Reisen, und die Berichte der Dänischen Missionarien.

als auch einen sehr lieblichen Geschmack hat. Um Batavia wird er nicht so häuffig gebauet, als ihn die Einwohner consumiren, daher ihnen selbiger von Japara, Bantam, Ceylon, Sina und Malebar überflüßig zugefahren wird.

Die Baum=Wolle wird, nach Jonstoni Bericht, auch auf Java gefunden, und zwar wächset solche theils auf Bäumen, theils auf Stauden. Den Baum nennet man Ceyba. Er ist sehr hoch, breit bezweiget, und ungemein starck belaubet, welches Laub den Weiden, oder vielmehr den Roßmarien = Blättern gleichet. Die Hülsen=Früchte sind 6. Zoll lang, und haben eine überaus gelinde Tuchscherer=Wolle, die man zu Fäden spinnet, oder auch nur so die Kopf=Küssen damit füllet. Diese Wolle aber soll oft in der Luft von dem Winde zerstreuet werden, und ein runder Saame alsdenn allein zurück bleiben. Eben dieser Javanische Baum Ceyba wird vom Clusio noch viel verständlicher vorgebildet, welche Beschreibung Clusius von dem Francisco Roderiguez hat, der aus Bengala bürtig gewesen. Denn über das, was aus dem Jonstono angeführet habe, meldet Clusius noch folgendes: Die Blätter solches Baumes sind zwar dem Weiden=Laub ähnlich, aber viel schmäler, die Hülsen=gleiche Frucht, deren ich einige von Roderiguez verehret bekommen, sind 6. Daumen lang, und im Umkreise 5. Daumen dicke, die gegen den Stengel zu, allgemach ein wenig enger zusammen laufen, vielmehr mit einer Haut, als mit einer Rinde angezogen,

zogen, welche aschgrau und runtzlicht, am äussersten Ende zugespitzt, und in 5. Theile sich von einander giebet, die von der treflichsten und weisesten Wolle voll sind. Dieser Ost-Indianische Baum ist weit lustiger anzusehen als der in Nicaragua. Sein grüner Stumpf richtet sich oft so hoch wie der Tannen-Baum auf, und strecket seine Aeste in gleichständiger Ordnung gerade aus. Er bringet rothe Blumen, und neben denselbigen etliche ablänglichte Röhrlein, welche, wenn sie reif sind, die Wolle samt einem schwartzen Saamen, wie Pfeffer herfür geben. Solche Wolle kan, wegen ihrer Kürtze, nicht gekämmet noch Leinwand daraus gewebet werden; nichts desto weniger verkaufet man sie, um Küssen und Polster damit auszustopfen, durch gantz Indien. Man muß sich aber wohl vorsehen, daß kein Feuer daran komme; denn es nimt gleich so sehr überhand, daß es kaum mit Wasser kan gelöschet werden. Das Kraut oder die Staude darauf die Wolle auch wächset, ist zwey Fuß hoch, mit röthlicher Rinde bedecket, und vertheilet sich in etliche kurtze Zweige. Die Blätter hangen an langen rauhen Stengeln, und gleichen der Gestalt nach dem Wein-Laube, an Grösse aber den kleinen Ahorns-Blättern, und sitzen mehrentheils drey beysammen. Die Blumen sind gelb, und in der Mitten roth, daraus hernach runde Früchte werden, die an der Grösse den Aepfeln gleich kommen, und sich nach und nach von einander thun. In diesen ist die Wolle verborgen, welche, so bald sie

völlig

völlig reif, abgelesen und theils bereitet, theils unbereitet verkaufet wird. a)

Das

a) Della Valle saget in dem dritten Buche seiner Reise p. 147. daß man auch in Persien gantze Felder voll von Baumwollen-Bäumen antreffe, und daß man daselbst im Gebrauch habe, sie unter Palmen-Bäume zu pflantzen. Eben dieses bekräftiget auch Adamus Olearius p. 566. und setzet hinzu, daß sich gantze Städte und Dörfer davon eintzig und allein ernähren. Von ihrem Wachsthum, und an welchen Oertern sie in Persien am meisten gefunden wird, saget er folgendes: Sie wächset in Strauche Ellen hoch, und die Blätter sind viel kleiner als Wein-Laub. Oben auf den Gipfeln der Stengel wachsen Köpfe, so groß als runde Wallnüsse. Wenn sie reif, thun sich diese Köpfe an vier bis fünf Orten auf, durch welche Ritzen die Wolle dringet. Am allermeisten wird die Baumwolle in Armenien, Jruam, Hahtzuam, Harabach, Adirbeitzan und Chorasan gefunden. Christopf Führer sagt p. 179. um Damasco ist sie sehr gutes Kauffes, indem sie daselbst sehr häufig gefunden wird. Man säet die Körner, fähret dieser Auctor fort, samt den Roß-Koth, wie man es den Pferden zu Cairo unter zu streuen pfleget, mit einander auf einem Acker, der aber vor allen Dingen sehr feuchte seyn muß. Dieses geschicht mitten in der Fasten, und in dem September samlet man sie ein. Die Wolle thut man aus den Hülsen, ziehet sie darnach mit einem Rade zwischen Eisen und Holtz also herdurch, daß das Korn aussen bleibt, und die Wolle hindurch gehet.

Die Baum-Wolle ist zwar vor nicht allzulanger Zeit nach dem Kayserthume Sina gebracht worden, wächset aber doch dem ohngeacht heutiges Tages so häufig darinnen, daß es sich nicht nur selbst damit versorgen, sondern auch selbige in andere Lande verführen kan.

Inson-

Das Zucker-Rohr findet man so wohl um Batavia, und in den dasigen Gegenden, als auch in dem innern Lande sehr häufig, in welchem letztern es so gar wild wächset. Das Zucker-Rohr hat

Insonderheit treibet die Stadt Xungkiang damit ein sehr grosses Gewerbe, und verschicket solche, so wohl zu Wasser als zu Lande, durch das gantze Reich; denn der gemeine Mann gehet zur Winters-Zeit durchgängig in Baumwolle gekleidet. Es stehet kaum zu glauben, was nur nach der einigen Land-Stadt Xanghai, so unter Nanking der andern Haupt-Stadt in Sina mit ihren unterhabenden Dorfschaften gehöret, vor eine grosse Zufuhr von Baum-Wolle gehet. Dann diese Land-Stadt hat über 200000. Weber, die durchgängig mit Baumwolle umgehen, und mit Tüchermachen beschäftiget sind. Hierzu lassen sich vornemlich die Weiber gebrauchen, indem sie, wie bekannt, im Hause inne gehalten werden, dargegen die Männer dem Feld-Baue nachgehen, und andere sonst nöthige Hauß-Arbeit verrichten; ia die Männer pflegen so gar ihre kleinen Kinder zu warten, damit nur die Weiber beständig über den Weben bleiben können. Diese Stadt bringet daher alle Jahr, nur von der Baum-Wolle, des Sinesischen Monarchens Schatz-Kammer 250000. Stück Ducaten ein. Es darf sich aber diese Summe der Leser nicht befremden lassen, wenn er bedencket, daß die Manufacturen in nirgens einem Lande in solchem Flor, als wie in diesem Kayserthume sind. Siehe hiervon den 3ten Tomum des Happelii seiner allgemeinen Welt-Beschreibung. Der Baron von Tavernier giebt uns auch in seinem Wercke eine trefliche Nachricht von der Baum-Wolle, welcher Nachricht wir um so viel mehr Glauben beymessen können, da ihm iedermann das Zeugnis giebt, daß er in der Känntnis dieser Sachen alle Reisende übertreffe.

hat Blätter wie der gemeine Schilf in Europa. Es sind solche so schneidend scharf, daß man sich bey dem Ausziehen nicht gnug in acht nehmen kan, wenn man sich nicht die Hände verwunden will. Gemeiniglich ist es 6. bis 7. Fuß hoch, zwey Daumen dick, und überall voll Glieder, die eine Hand breit von einander stehen. Oben an der Spitze siehet man einen gantzen Busch von Blättern die unserm Rohre sehr gleichen. Inwendig ist dieser Schilf voller saftigen Marcks, woraus der Zucker gepresset wird. Nachdem das Rohr seine gewöhnliche Höhe erlanget hat, wird es ausgerissen oder auch abgeschnitten, und auf Karren, die reichlich 1000. Pfund tragen können, und mit Büffel-Ochsen bespannet sind, heimgefahren. Was aber das Pflanzen des Zuckers anbelanget, verfähret man auf folgende Weise: Erstlich werden die Aecker gepflüget und mit Furchen durchschnitten, die gleiche Weite von einander hindurch laufen. In diese Furchen setzet man iunge Reiser, also, daß die oberste Spitze von zweyen, einander allemal berühren können. Wann nun die Furchen auf solche Weise voll gesetzet sind, so wirft man die aufgepflügete Erde wiederum darüber. Im Sommer werden sie etwas mit dicker Erde bedecket, damit die penetranten Sonnen-Strahlen nicht so bald auf die Wurzeln kommen mögen, als wodurch sie leicht verdorren können. Es läuft gemeiniglich auf 10. Monathe, ehe die Pflantze reif wird, doch kan sie von einem guten Ackers-Mann gar wohl in wenigern Monathen, zu ihrer ordentlichen Höhe gebracht werden.

Gleich

Gleich nach der Einfahrung bringet man ihn auf die Zucker-Mühlen. Von diesen Mühlen aber hat man zwey Arten; etliche werden an den abfallenden Wasser-Bächen erbauet, deren Räder von denselben gleich bey unsern Wasser-Mühlen umgetrieben werden: wo aber dieses nicht ist, muß man mit grossen Kosten und Mühe eine Art von Pressen machen, womit es sehr mühsam zugehet: denn hierzu werden viel Sclaven oder Pferde erfordert, die die Räder, wie bey uns in Teutschland bey den Oehl- und andern Mühlen geschicht, umdrehen müssen. Wenn er ausgepresset oder gemahlen ist, giesset man den Saft in grosse Krüge und siedet ihn, worauf es, wie das Saltz wann es gekochet, zusammen läufet. Nach diesem sammlet man den Zucker in Formen, die wie Kegel gestaltet, und davon einer 10. bis 20. Pfund am Gewicht hält. Oben darauf streuet man Asche oder gestossene Kreide, damit sich der Zucker-Kegel reinigen möge. Wann der Zucker gereiniget ist, leget man diese Kegel aus den Formen an einen andern Ort, damit sie trocken werden und gantz bleiben. Dieser Platz ist sehr groß und weit, wie eine Scheuer bedecket und allenthalben so wohl vermacht, daß kein Wind noch Regen hinein dringen kan, dann er hat keine Fenster, sondern nur eine einzige Thür. In diesem Gebäude stehet ein grosses Gerüste, etwa 7. bis 8. Fuß von der Erde erhoben, auf höltzern Pfosten, unter welches sie das dürreste Holtz legen, das, weil es wenige Luft hat, weder Rauch noch Flamme von sich giebt, sondern sich in sich selbst, gleich den Koh-

Kohlen, verzehret. Diese Mühlen bringen grossen Vortheil, lauffen aber auch, so wohl im Bauen als in der Unterhaltung, sehr ins Geld, sintemahl man schwerlich eine mit allen darzu gehörigen Sachen unter 20000. Ducaten aufbauen kan, und zu deren Unterhaltung muß fast eine gleiche Summe parat liegen. Der Herr der Mühle muß billig 100. Sclaven haben, und über diese doch noch wohl 120. Leute, die das Rohr schneiden, sammlen, begiesen und säubern müssen. Er muß wenigstens 20. Ställe voll Vieh haben, damit er diese Leute speisen kan: viele Büffel zum ziehen; desgleichen Karren, eine grosse Menge von Schneide=Messern, und was dergleichen mehr ist. Von diesen kan man ein mehreres in dem Happelio und Vogel nachlesen. a)

Wie

a) Der Zucker wächset nicht allein auf Java, sondern man findet ihn auch in allen drey Welt=Theilen in dem grösten Ueberfluß; und in welchem er nicht eigentlich wächset, da haben ihn die Europäer hingebracht. Die Portugiesen, oder wie andere wollen die Spanier, sollen dieses zu allererst auf den Canarischen Inseln gethan haben, welcher daselbst so treflich eingeschlagen hat, daß er, wie bekannt, der beste in der Welt ist. Um dieser Ursache achte ichs nicht vor undienlich, die Weise, wie die Portugiesen oder die Spaner, die fast meistens hierinne einerley Regeln haben, den Zucker zubereiten, hier anzuführen. Ihre Wasser=Mühlen haben drey Räder, die aber von Menschen oder Vieh umgetrieben werden, haben an deren statt 3. dicke Achsen von sehr starcken und festen Holtze. Diese sind mit eisernen Platten beschlagen, und oben und un=

Wie eigentlich die Einwohner in Batavia damit umgehen, beschreibet uns der Berg-Meister Vogel in seinem Buche p. 127. kürtzlich folgender

unten mit eisernen Pinnen versehen, welche in eisernen Querbalcken umlaufen. Neben der Achse ist an beyden Seiten eine höltzerne Tafel worauf man das Rohr leget. Auf der einen Seite stehen zwey Sclaven bey der Tafel, die das Rohr unter die Achse stossen, die Achse aber ziehet solches durch ein kleines Loch nach sich, und presset es aus. Auf der andern Seite stehet gleichfals ein Mohr, der das zerquetschte Rohr wegnimmt. Unter den Pressen tröpffelt der Saft in einen Trog, und hieraus läuft er durch einen Canal in einem Kessel. Ueber diesen Kessel ist ein Gerüste, auf welchem ein anderer höltzerner Trog stehet, in welchem der Saft in Eymern aufgezogen, und endlich durch Rinnen in die Küche in andere Kessel geleitet wird. Dieser Saft kan nur einen Tag stehen ohne sauer zu werden, stehet er aber zwey Tage, so verwandelt er sich in den schärfesten Eßig: weil nun aus dem sauern Saft kein Zucker kan gemacht werden; so muß das Pressen und Kochen in einem Tage geschehen. In dem ersten Kessel wird der Saft bey einem gelinden Feuer so lange gerühret, bis er genug gereiniget ist. Von dar kommt er in einen andern Kessel, in welchem er stärcker gekocht und gesäubert wird. Aus dem dritten, wird er in dem vierten und fünften gegossen, und stets mit einem grossem Löffel umgerühret, bisweilen auch mit etlichen Tropfen kalten Wassers gekühlet, darnach wieder in ein ander Gefäß gethan, alsdenn durch ein Seih-Tuch in noch ein anderes Gefäß; aus diesem wieder in einen grossen Kessel, und sodenn abermal in einen andern, darinne er so lange als nöthig ist, gesotten wird. Von dannen wieder in einen neuen Kessel, worinne er nicht allein

der Gestalt: die Sineser schneiden das Rohr ab, führen es auf kleinen und grossen Karren, so mit Büffel-Ochsen bespannet sind, bey die Zu-
cker-

allein mehr kochen, sondern auch mit einem grossen Löffel starck muß gerühret werden. Der Saft wird hier wohl 10. Fuß in die Höhe geworffen, und fält wieder in den Kessel. Diesen gekochten Saft nennen die Portugiesen Agra de Tachus, und hieraus kommt der beste Garapa, weil es nichts anders, als lauter Zucker ist. Nachdem er nun gekocht hat, wird er in einen Kessel gethan, darinne er ein wenig abgekühlet wird, alsdenn kan er in Formen gegossen werden. Hier muß man noch mercken, daß unter den Sieden in den kleinen Kesseln, manchmal etliche Tropfen von Oliven-Oel, in den siedenden Saft müsse gegossen werden, damit er von der heftigen Gluth keinen Schaden nehmen, und sich auch ein wenig kühlen könne; und aus eben dieser Ursache sprenget man auch etliche Tropfen Lauge in die grossen Kessel. Es muß aber dieses durchaus nicht verwechselt werden, denn sonst wird der gantze Zucker verderbt. Wann der Saft nun als ein Syrup worden, gieset man ihn mit einem Löffel in irdene Formen, die in einem grossen Troge stehen, und mit ausgepresseten Zucker-Rohr beleget sind. Hier rühret man ihn ohne Unterlaß mit einem höltzernen Span, damit er sich recht setze, alsdenn aber gieset man noch mehr darzu, bis die Formen voll sind. Dieses Rühren ist sehr nöthig, denn sonst kan sich der Saft nicht recht setzen, sondern wird kalt, und zugleich hart und steif in den Formen. Nach diesen träget man die Formen in ein Haus, allwo man sie auf höltzerne Bäncke stellet, welche voll runder Löcher sind. Sodann wird das Loch, das unten in den Formen ist, geöfnet, um die letzte Reinigung vorzunehmen, nemlich das Schwartze abzulassen.

 Das

cker-Mühlen, und pressen den Saft heraus, welcher von dar vor dem Ofen in Fässer geleitet, und in grossen Kesseln, deren insgemein in iedem Ofen

Damit aber nun diese letztere Säuberung recht geschehe, decket man iede Form oben mit einem Deckel aus Leimen zu, der mit kalten Wasser befeuchtet wird, ohne welches der Zucker nicht weis wird, und dieses kan weder das Wasser allein, noch der Leimen zu wege bringen, sondern beydes zugleich wird darzu erfordert.

Von diesen schon beschriebenen Arten ist dieienige wenig unterschieden, auf welche Art heutiges Tages die Engländer den Zucker in Barbados und andern Americanischen Colonien zu sieden pflegen. Sonst bedienten sie sich der Vieh-Mühlen, ietzund aber mehr der Wind- und Wasser-Mühlen. Wenn das abgeschnittene Rohr in die Mühle gebracht worden, thut eine Negro-Frau selbiges an einer Seite hinein, und die Rollen ziehen es hindurch bis an die andere Seite, woselbst eine andere Frau es wegnimmt, und auf der andern Seite der mittlern Rolle, die den andern Weg ziehet, wieder zurück giebet. Diese Arbeit presset den Saft aus, und die Engländer thun nichts mehr an dem Rohre; dahingegen die Spanier den übrigen Saft noch besonders auspressen. Unter der Rollen ist ein hohler Ort, in welchem aller Saft, der von dem Rohr rinnet, aufgefangen und durch bleyerne Röhren, die wohl bedecket sind, in eine Cisterne neben der Treppe, wenn man von der Mühle in das Siede-Haus gehet, geleitet wird. Von dar wird er durch eine Rinne, die an den Mauern des Siede-Hauses angemacht ist, zu den küpfernen Läuterungs-Kessel geleitet und daselbst so lange gesotten, bis alle grobe Materie in die Höhe steiget und abgeschäumet wird. Dieses ist der gröste Kessel in dem Hause und wenn der

Ofen 4. eingemauert sind, eingesotten, zu braunen Zucker gemacht, darauf in Töpfen ver-
D 2 wah-

der Saft geläutert ist, wird er aus dem Kessel heraus genommen und ferner in den andern, dritten, vierten, fünften, sechsten und siebenden getragen. Alles dieses aber würde ihn nur zu einer dicken und kleberigten Substantz machen, wo man nicht die Temperirung hinein thäte. Diese Temperatur wird anietzo aus Kalck gemacht, der in gemeinem Wasser gelöschet worden, da hingegen ehedem die Lauche darzu gebrauchet wurde. Zu verhüten, daß der Kessel nicht überlauffe, werffen sie (wie auch schon oben gedacht worden) ein Stück Butter, in der Grösse einer kleinen Nuß, hinein. Endlich wird der Saft zu dem Kühl-Bottig gebracht, wo er so lange bleibt, bis er kan in Töpfe gethan werden. Diese sind oben weit und unten spitzig, damit der Molasses durch ein klein Loch herauslaufen kan. In diesen Töpfen bleibt der Zucker 2. Tage und 2. Nächte stehen, darauf er meistens kalt seyn wird. Sodann werden sie in das Curier-Haus gebracht, und auf Tropf-Pfannen, die ohngefehr einen Fuß von dem Grunde stehen, gesetzt. Aus diesem schaffen sie ihn in das Klopf-Gemach, das so genennet wird, weil die Töpfe daselbst umgekehret werden und der Zucker aus solchen heraus geklopfet wird. Ohngefehr die Helfte von Gantzen wird gesotten, und ferner mit den Paneels gereiniget. Das Mittelste wird, als geschickt vor den Marckt, in das Vorraths-Haus gebracht; iedoch wird die feinste von dieser Art einen Fuß haben, das ist, einen Nieder-Satz am Grunde, wenn sie in dem Oxheft ist, welches schwärtzer, feuchter und unreiner ist als das übrige, so von dem Molasses, der zurück bleibet, verursachet wird. Siehe diese Zucker-Siederey ausführlich beschrieben in der Beschr. des Brittischen Reichs in America p. 884.

wahret, nachgehens aber geläutert, daraus sodann allerhand Arten von Zucker bereitet werden. Die Mühlen haben zwey Waltzen, zwischen welche das Rohr gesteckt wird, und darauf mit einem Schwengel, an welchem ein Büffel gespannet ist, umgetrieben werden. Damit aber, wenn besagtes Zucker-Rohr abgeschnitten worden, auch Pflantzen übrig bleiben; so schneiden sie oben den Gipfel von dem Rohr ab, und legen solche Stücke über einander ins Creutz in die Erde. Auf diese Weise wächset neues Rohr, welches in etlichen Monathen seine Höhe, Dicke und Reife erlanget.

Fast auf eben diese Weise, wie der Zucker bey Batavia zubereitet wird, pflegen ihn auch die Holländer an andern Oertern zu machen. Weil aber **Vogel** ein wenig alzu kurtz gegangen, die Arbeit auch in manchen Stücken von einander differirt, so wollen wir es hier kürtzlich anführen. Man ziehet das Rohr aus der Erde, und streiffet die Aeste davon ab; nach diesen schneidet man es einer Hand breit, in kleine Stücken, aus welchen man mit der Presse den Saft drücket. Die Presse bestehet aus zwey grossen auf einander liegenden Well-Bäumen, oder Cilindris, welche durch die Mühlen ohne Unterlaß mit solcher Kraft umgetrieben werden, daß, woferne ein Sclave ein wenig daran kömmt, in dem Augenblick mit dem gantzen Leibe hineingerissen und zerschmettert wird. Aus dieser Presse läuft der Saft in einen Kessel, darinne er erst mit Wasser gemenget wird, sodann aber siedet man ihn etliche

Stun-

Stunden bis er schäumet, und die wässerige Feuchtigkeit von sich giebt. Alsdenn gieset man ihn in irdene Gefässe, die oben spitzig und unten breit sind, darinne er, gleich dem Saltze, erhärtet. Diese Gefässe werden oben so lange verstopft gehalten, bis er recht hart worden. Nachdem dieses geschehen, so werden sie geöfnet, damit der Schleim von dem Saft ablauffen könne. Hierauf wird er mit Leim bestrichen, damit er so wohl weiß, als auch recht gereiniget werde. Will man aber feinen Zucker haben, so macht man eine Lauge von ungelöschten Kalck, gieset diesen mit Eyerweiß auf den Zucker, siedet und rühret denselben unaufhörlich, bis der übrige Schleim gäntzlich abgehet. Wann der Zucker im Kochen überlaufen will, welches höchst gefährlich ist, so wirft man ein Stück Butter hinein, wovon er sogleich sincket. Damit aber auch die Wasser-Lauge möge heraus gebracht werden, wird er durch ein härnes Sieb geseiget, und auf das behutsamste so lange gekochet, bis die Lauge gäntzlich verzehret ist. Nach diesem wird mit ihm auf eben diese Weise wieder umgegangen, wie gleich oben ist gedacht worden, woraus denn aber überaus schöner Zucker wird, und der dem Menschen bey weiten nicht so viel Schleim in dem Leibe macht, als der von den erstern Arten zu thun pfleget.

Wie man aus dem Zucker allerhand Delicatessen machen kan; also bereitet man in Batavia, wie auch in den da herum gelegenen Inseln, ein Zucker-Bier daraus, womit auf folgende Weise

umgegangen wird: Man kochet in einem grossen Topfe Zucker-Rohr, Sire a) Margossy b) ein wenig Blätter von Lemonittis und Reiß, welcher letztere aber in einem Tiegel auf dem Feuer vorher etwas muß geröstet werden. Wenn man nun dieses wohl mit einander gekocht, so läßt man es kalt werden, und seiget es in einen andern Topf. Alsdenn nimmt man von etlichen frischen Eyern das Weise, thut solches in eine tiefe Schüssel, und gieset ein wenig frischen Sury darzu, worauf man es starck querlt, bis es schäumet, gieset es denn unter das Bier, und lässet es stehen. Nach 12. Stunden wirfft es Hefen aus, und wenn es genug gegohren hat, nimmt man die Hefen davon ab, thut das Bier in Porcellain-Bouteillen, und verwahret sie oben feste. Wenn es solchergestalt zwey oder drey Tage gestanden hat, alsdenn kan es schon getruncken werden. Die Bouteillen muß man mit Behutsamkeit aufmachen, damit einem der Stöpffel nicht ins Gesichte

a) Sire ist ein Schilf, welcher aus einer Zwiebel wächset. Sein Geschmack ist sehr angenehm und wird deshalben starck gesuchet. Man destilliret auch ein Oel daraus, welches sehr theuer verkaufft, und vor ein unvergleichliches Medicament wieder den Stein gehalten wird.

b) Margossy ist ein Kraut, das man in Indien an statt des Hopffens gebrauchet, welchem es auch am Geschmacke sehr gleich kommt. Es wächset wie bey uns die Quecken, und seine Frucht siehet den Jüden-Kirschen nicht ungleich. Diese Frucht thut man ins Bier, aber nicht das Kraut, indem man von diesem letztern so voll wird, daß man von seinen Sinnen nicht weiß.

sicht springe, und das Bier heraus lauffe. Oft schmeiset es die Flaschen entzwey, daher es auf sehr starcke Flaschen muß gefüllet werden. Dieses Bier schmecket wie der delicateste Bryhan, und wird die Flasche mit zwey Stübern bezahlet. Siehe Barchewitzens Ost=Indianische Reise p. 162.

Die Wasser=Melonen sind wie ein grosser Kürbiß anzusehen, werden auch wie diese gepflantzet, und die Schale gleichet den Melonen in Europa. Inwendig sind sie voll frisches Marck, welches weiß oder auch röthlich aussiehet. In grosser Hitze ist es die allerbeste Erfrischung; doch muß man sich vor gar zu überflüßigen Gebrauch derselben hüten, weil dadurch der Magen, der ohnedem wegen des vielen Schwitzens sehr schwach ist, erkältet, und zur Verdauung unbequem gemacht wird. S. des Berg=Meister Vogels Ost=Indianische Reise=Beschreibung II. Theil p. 217.

Das Tabacks=Kraut a) wird hier sehr häuffig gebauet, und legen besonders die Sineser bey

a) Ausser allen Streit wächset wohl der beste Taback von der Welt in Virginien. Er ist daselbst die gemeinste Waare, und dem Pflantzer sehr nützlich, dem Boden aber so natürlich, daß man sich in diesem Lande auf nichts so sehr, als auf die Taback=Plantagen leget. Man hätte würcklich nichts bessers wählen können, dabey so viel Land, Knechte und Sclaven zu gebrauchen wären, und dennoch so wenig Capital erfordert wird, als den Taback. Bey uns muß man ihn mit vielen Sorgen aufziehen, da aber läßt man ihn frey in der Luft stehen. Vor Zeiten hatte der Brasilianische den Rang, ietzt aber der hiesige und Mariländische. Man steckt ihn wie bey uns den Kohl, läßt

Batavia so wohl auf dem Felde, als auch in den Gärten tresliche Plantagen davon an. Sie sind überaus grosse Liebhaber davon, und haben ihn wohl

läßt ihn einen Monath stehen, und jätet ihn indessen fleißig. Wenn er etwa eine Hand breit ist, versetzt man ihn, bey dem ersten nassen Wetter in die Tabacks-Hügel. Nach vier Wochen, in welcher Zeit er einen Schuh hoch wird, bricht man den Gipfel ab, beschneidet sodann alle unterste Blätter, daß nur 7. bis 8. Stengel bleiben, damit die beym Kopfe desto bessere Nahrung haben, wodurch diese Blätter in 6. Wochen zu ihrer völligen Reife gelangen. Die Neben-Schößlinge bricht man ab, und säubert es wöchentlich zweymal von dem Horn-Wurme. So bald er reif ist, muß man ihn abschneiden, einen halben Tag in das Feld legen, hernach aufhäuffen, eine Nacht schwitzen lassen, und Tages darauf ins Taback-Haus bringen, allwo eine Pflantze neben die andere in gewisser Weite auf 4. oder 5. Wochen aufgehenckt wird. Nach diesem nimmt man ihn, wenn die Blätter geschlacht, bey feuchten Wetter herab, sonsten würde er zu Pulver, legt ihn dann auf Stöcke und läßt ihn vierzehn Tage lang schwitzen; nachgehends thun die Knechte an einem feuchten Tage den Haufen von einander, streifen ihn ab, und lesen ihn aus, masen die obersten Blätter den besten, die untersten aber, den schlechtesten Tabac geben. Die letzte Arbeit ist, ihn in Fässer zu packen und aufzuballen, welches gleichfalls auch bey nassen Wetter geschicht, damit er sich nicht so leicht zermalmen möge. Vischers Groß-Brittannisches America p. 394. Wie er aber in Mariland, welches ebenfals den Engelländern zugehöret, und bey dem Flusse Oroko wachse, und wie er daselbst beschaffen sey, siehe in eben diesem Buche p. 269. Auch findet man viel Nachricht davon im Brittischen Reiche von America.

wohl ohne Zweifel noch vor der Europäer Ankunft zu brauchen gewust. b) Die meisten Javanen bauen sich den Taback selber, damit sie denselben recht häufig rauchen können. Ihre Art zu rauchen ist von der unsrigen etwas unterschieden. Das reife Kraut pflicken sie ab, machen es dürre, und reiben es klein. Keine Pfeifen haben sie nicht, sondern bedienen sich an deren statt eines Blattes, so sie einen Puncks nennen, in welches sie so viel, als ihnen beliebt einwickeln, sodann in den Mund nehmen und anzünden. c) Von der Behr Indianische Reise p. 23. mit welchem auch

b) Es scheinet fast überhaupt, als ob die Orientalischen Völcker von dem Gebrauch dieses edlen Krautes eher Käntnis als wir Europäer, gehabt hätten. Als Della Valle zu Anfange des 1615. Jahres zu Constantinopel war, rauchten ihn schon damals die Türcken sehr starck, und konten allerhand seltsame Dinge mit ihm vornehmen. Zu dieser Zeit war er in Italien noch ziemlich unbekant, und wurden wenige gefunden, die selbigen rauchten, und die ihn rauchten, thaten dieses so mäßig, daß er ihnen an statt einer Artzeney dienete. Wenige Jahre vorher war er erst von dem Virgilio Ursino aus Engeland nach Italien gebracht worden, da denn nicht unglaublich ist, daß die Engeländer den Gebrauch desselbigen aus West-Indien mitgebracht haben. Dieses kan man etwas weitläuftiger nachlesen in des Della Valle Reisen, ersten Theile, p. 42.

c) Dieses möchte manchen ungereimt vorkommen; allein wohl schwerlich aus einem andern Grunde, als aus dem fast allgemeinen Vorurtheil, daß dasjenige bey andern Völckern, was nicht mit den Europäischen Gebräuchen, und

vollkommen überein stimmt Elias Hesse in seiner Reise nach Java und Summatra p. 64.

Die Frucht Ananas wächset dicht an der Erde, auf einem zwey Finger dicken Stengel und einer Staude, deren Blätter wie ein Schilf gestaltet, auf den Seiten stachlicht und die den iungen Aloe-Blättern gleich sind. Wie Behr saget: so gleichet sie einer Artischocken, und daß solches so uneben nicht sey, sehen wir bey dem Neuhof, welcher sie mit grossen Fleiß in Kupfer stechen lassen. Sie hat einen angenehmen Geschmack, ist länglicht, beynahe so groß als ein schwartzer Rettich, und von aussen den Fichten-Aepfeln nicht ungleich, inwendig aber von hochgelber Farbe, und überaus lieb-

Ceremonien überein komme, thörigt und albern sey, ob es sonst gleich am allernatürlichsten, und ohne grosse Weitläuftigkeiten verrichtet wird. Wenn einem aber dieses fremde vorkommt, wie viel mehr wird er sich nicht über die Rauch-Art der Ostiaken verwundern, ia sich gleichsam recht dafür entsetzen. Diese blasen den Rauch nicht von sich, sondern schlucken ihn nebst etwas Wasser hinunter. Nach etlichen Zügen steiget es ihnen in den Kopf, und wenn sie darauf wieder zu sich selbst kommen, werffen sie einen starcken Schleim von sich. Dieses thun nicht nur die Männer, sondern auch die Weiber und Kinder, des Tages über etliche mal. Diese Manier aber Taback zu rauchen, ist meinen Gedancken nach, den Ostiaken keines weges zu verdencken; weil sie sich desselben statt der Vomitive bedienen, welches bey ihnen um so viel nöthiger ist, da sie aus Mangel des Bieres, den Fisch-Thran trincken müssen, welcher ihnen vielen Schleim macht. **Joh. Bern. Müllers Leben der Ostiaken p. 27.**

lieblichen Geruchs. Ihr Ansehen ist gantz artig, indem sie einem in der Ferne nicht anders vorkömt, als ob sie in der Spitze mit einer schönen Rose gezieret wäre. Sie ist sehr hitzig, und hat dermassen scharffen Saft, daß, woferne man das Messer mit welchem man sie aufschneidet, nicht gleich wieder reine macht, so schwartz, als wie vom Scheide-Wasser, anläuft. Um dieser Ursache willen, saget Vogel, wird sie vor dem Essen, wie der Rettig in Scheiben geschnitten, und in Wasser oder Wein geworffen, damit sich die heftige Schärfe heraus ziehe, welche Schärfe, zumal wenn man die Frucht oft geniesset, den Durchlauf verursachet. Daß aber auch diese Einweigung in Wasser oder Wein wenig der Schärfe abhelfe, versichert uns Behr, als welcher schreibet: daß einem doch noch von der Geniesung derselben der Mund auffspringe.

Die Mangas wachsen an Bäumen, welche fast den Jacca-Bäumen in allen gleich sind. Vogel vergleichet die Frucht in der Grösse einem Gänse-Ey, und der Gestalt nach, einer Schweins-Niere, Behr und Saar aber einer grossen Pflaume. Wenn sie an den Bäumen hänget, siehet sie grün aus, wird sie aber abgenommen und etliche Tage hingeleget, so bekomt sie eine helle und gelbe Farbe. Die äusserliche Schale schelet man wie bey uns die Gurcken ab, und nimt das gelbe Marck, welches säuerlichen Geschmacks, doch sehr gesund ist, heraus. Wenn man diese Frucht isset, werden einem die Zähne davon stumpf, welches aber iedoch bald wieder vergehet. Die Auctores sind wegen des Geschmackes dieser Frucht nicht einig. Vogel saget,

saget, wie wir erst gehöret habet: sie sey überaus sauer; von der Behr und Saar hingegen behaupten das Gegentheil, nemlich, sie sey überaus süsse. Da aber Vogel nicht gedencket, daß er diese Frucht selber gegessen, Saar aber dergleichen sehr oft gethan, so glauben wir diesem billig hierinne mehr als ienem, ob man Vogeln sonst nicht leicht den Ruhm nehmen kan, daß er sich in seinem Buche der Wahrheit sehr beflieſſen habe. Die Holländer so wohl als die Indianer wissen von dieser Frucht ein gutes Muß zu kochen, oder aber als einen Confect mit Zucker auch mit Eßig, einzumachen, welches sie hernach, wie wir die Gurcken, zu den Braten essen.

Die Manges Tanges ist eine der gesundesten Früchte in gantz Indien. Die Schale, so einen halben Finger dicke, ist roth, und wenn sie getrocknet und zu Pulver gerieben wird, ein trefliches Mittel wieder die rothe Ruhr. In der Schale liegt ein weises wie Knoblauchs-Köpfe gestaltes Marck, welches einen sehr lieblichen Geschmack hat. Dieses Marck löset man von einander, und findet denn in iedem einen kleinen Kern, so in der rothen Ruhr ebenfals sehr nützlich zu gebrauchen ist. Die Frucht siehet einem Granat-Apfel an Farbe und Schale gleich, kommt ihm aber an Grösse nicht bey. Sie wächset an Bäumen, die den Jambus-Bäumen ähnlich sind, auch ziemlich starcke Blätter haben, und nach dem Gipfel, wie eine Krone zu laufen.

Die Catappa, welche an sehr hohen Bäumen wächset, kömmt fast zu der Grösse einer welschen

Nuß,

Nuß, und hat schwartze Schalen, in welchen der Kern eingeschlossen ist. Dieser Kern siehet fast wie eine Mandel aus, und weil er diesem auch an Geschmack ziemlich nahe tritt, so pflegen ihn die meisten in Batavia, an statt der Mandeln, zu essen und zu gebrauchen.

Die Durions wachsen gleichfals auf hohen Bäumen, und haben Laub wie die Buchen. Die Frucht ist wie eine Bosel-Kugel, und hat eine Finger-dicke Schale, so voller Stacheln ist; daher man sie auch nicht mit den Händen aufmacht, sondern mit den Füssen zertritt. Sie hat insgemein vier oder fünf Häussergen, welche sich bey dem Zertreten von einander geben. In iedem solchen Häußigen findet man drey bis fünf Körner, von Grösse einer welschen Nuß, welche rund umher mit einem weisen Marck umgeben sind. Dieses Marck riechet fast wie Knoblauch, wird auch daher oft der Durions-Stäncker genennet. Diesem ohngeacht wird es doch, wegen seines delicaten Geschmacks, von Europäern und Javanen, mit unter die angenehmsten Früchte Indiens gerechnet. Gewiß wer sie einmal gekostet hat, der will ein mehrers davon geniessen, ob sie schon so übel riechen. Wenn man aber auf die Folgen siehet: so ist sie niemanden sonderlich zu rathen: denn sie ist sehr hitzig, stimuliret die Natur starck zu verbothenen Dingen; treibet hefftig den Urin und die Winde, und wenn man darauf trincket, kan man gar leicht in ein starckes Fieber verfallen. Die Kerne, um welche das Marck lieget, werden nicht mit gegessen, sondern samt den Schalen weggeworffen.

Siehe

Siehe hiervon weitläufftiger, gedachten Vogels Reisen IIIten Theil.

Die *Pompel*-Nüsse sind in und ausser Batavia sehr häufig. Die Bäume gleichen den Limonien an Grösse und an Blättern, die Blüte ist weiß, schön und lieblichen Geruchs; aus welcher ein herrliches Wasser gebrannt wird. Die Frucht wird insgemein grösser als ein kleiner Kinder-Kopf, ist inwendig voll süssen und schmackhaften Marckes, welches bey grosser Hitze eine trefliche Kühlung giebt. Diese Früchte nimt man zwar häufig, ihrer angenehmen Kühlung halber, auf See-Reisen mit; allein nach Europa kan man sie nicht bringen: denn sie können die grosse Veränderung der Luft, die unter der Linie und nachgehends wieder unter dem Nord-Pole ist, nicht vertragen, sondern verfaulen.

Die Sorosacken, welche auch Jacca Bäume genennet werden, haben mit den Nuß-Bäumen grosse Aehnlichkeit. Die Frucht ist wie ein langer Kürbis anzusehen, voller runder und erhabenen Flecken, welche vorne gantz spitzig sind. Sie wächset nicht an den Zweigen, sondern an dem Stamme des Baumes selbsten, und scheinet, als ob der weise Schöpffer besorget gewesen, die Zweige möchten eine solche Last, welche zuweilen 12. 15. und mehr Pfund wieget, nicht ertragen können. In der Schale liegen viele Kerne, als in einem Netze eingeschlossen, welche, wenn sie gebraten werden, den Geschmack der Castanien haben. Um diese Kern lieget das allerbeste und delicateste, nemlich ein gelbes Fleisch, welches gar überaus liebli-

lieblichen und angenehmen Geschmackes ist. Wenn man den Soorsack abschneidet, siehet der Saft wie Milch aus, ist aber zehe und dergestalt klebend, daß er den besten Leim im geringsten nichts nachgiebt; daher man auch öfters zerbrochenes Geschirr damit zusammen leimet.

Die Uby und Combily, sind eine Art Erd-Aepfel, zwey Fäuste groß, aber gantz trucken. Wenn man die Uby bey dem Feuer bratet, in Scheiben schneidet und Butter darauf schmieret, so schmecken sie wie Brod. Mit der Combily hat es gleiche Bewandnis, wie sie denn auch der Uby sehr gleich siehet, und in dem Geschmack gleichfals nicht sonderlich von ihr differiret.

Die Battattes gleichen den weisen Rüben, der Geschmack aber ist weit lieblicher und angenehmer, doch sind sie fast durchgängig sehr trocken. Man hat zwey Arten davon, die eine siehet weiß die andere roth aus. Die rothen aber sind weit besser als die weisen, denn erstlich sind sie süsser, und alsdenn kan man sich ihrer auch an statt der Feigen bedienen, wenn man sie bey dem Feuer bratet, und alsdenn dürre macht.

Catiang, ist eine Art kleiner Erbsen, und eines sehr guten Geschmacks. Desgleichen hat man auch noch eine gewisse Art von Bohnen, welche so rund als Kugeln sind, und Dursi genennet werden. Wenn man sie kochet, schmecken sie wie grosse Zucker-Erbsen. Türckisches Korn und Türckische Bohnen wachsen gleichfals auf Java, doch nicht in so grosser Menge, daß sie die Einwohner versorgen könten, daher man dieselben mit aus andern

dern Landen kommen läst. Ernst Christoph Barchewitzens Indianische Reise. a)

Der Caffé ist um das Ende des vergangenen Jahrhunderts dahin gebracht worden. b) Im Jahr 1697. hatte das heftige Erdbeben zu Batavia alle Bohnen zernichtet, welche man auf Anordnung des Generals van Horn unter die Mauren der Stadt gepflantzet hatte. Als aber die Sprossen wieder hervor kamen, auch die Generals van Horn und Riebeck dieser Plantage aufgeholfen, haben sie sich in den Gärten sehr vermehret, daß man die Kosten den Caffe aus Mocha kommen zu lassen, ersparen kan. Ob auch wohl van Schwoll solches Werck nicht sehr unterstützte, ist es doch von dem Zwaardecroon mit Sorgfalt fortgesetzt worden, daß man sie ietzo bey 1000. Pfunden nach Europa senden kan, und haben sie sich längst der Javanischen Küsten gegen

a) Diese Früchte, schreibt zwar Barchewitz, daß sie auf der Insel Lethy also gefunden würden; da sie aber von denen die auf Java wachsen in keinem Stücke unterschieden sind; so habe ich kein Bedencken getragen mir seine Beschreibung davon an diesem Orte zu Nutze zu machen.

b) Happelius saget in seiner Welt-Beschreibung, die 1689. herausgekommen ist, daß es nicht lange sey, daß ein Muhammedanischer Einsiedler zum erstenmahl aus dieser Frucht ein Geträncke gekochet, und weil ihm solches bekommen, hätte sich hernach dieser Gebrauch in der gantzen Welt bald ausgebreitet. Im Fall sich nun dieses in der That also befände, so wäre wahrhaftig zu verwundern, daß er in so kurtzer Zeit, in allen Ecken und Enden der Erden, wäre bekannt worden.

gen Osten ausgebreitet. Worms Indianische Reise. p. 179. a) Die Bohnen wachsen an einem Baume der dem Granymo nicht ungleich ist. Wie die Bohnen aussehen, desgleichen wie sie genossen werden, weiß alle Welt, und würde derohalben thörigt gehandelt seyn, wenn man sie hier beschreiben wolte. Im Fall aber ia ein Leser, etwas weitläuftiger davon Nachricht verlangen solte: so darf er nur den dritten Theil des Happelii Welt=Beschreibung, Guyon Geschichte von Ost=Indien und Reisen nach Arabien nachlesen.

Der Czée, oder wie er bey uns gemeiniglich genennet wird, der Thé, wächset zwar nicht eigentlich auf Java, und findet man daselbst nur einige schlechte Stauden oder Bäume, die hier=her sind gebracht worden; da man doch aber so starck in Batavia damit handelt, er auch bey uns sehr im Brauch ist: so wird es dem Leser ver=muthlich nicht entgegen seyn, wenn man seiner an diesem Orte in etwas gedencket. Der aller=schönste und beste Czée wächset in dem Kayserthum Sina und Gepuin (Japon), und ob man denselben

a) Als der Herr von Neitzschitz 1634. in Cairo war, wurde er in einem Nonnen=Kloster unter an=dern auch mit einem Geträncke tractiret, so er Caffa nennet. Dieses Geträncke beschreibet er uns auf eine solche Weise, daß wir nicht unbillig auf die Gedancken gerathen können, es sey würcklicher Caffé gewesen, welches auch zum Theil der Nahme selbst mit an die Hand giebt. S. Seine siebeniährige Welt=Beschauung p. 193. Wenn dieses vest gesetzt, so folgt daraus, daß Happelius, die Erfindung des Caffé-Gebrauches, nicht allzu richtig gewust habe.

auch gleich in Siam, Summatra, Congo und einigen andern Orten mehr findet: so kommt er doch dem Sinesischen im geringsten nicht an Güte bey. Der rechte Nahme heist auf Sinesisch Czée, und auf Gepuisch, alwo er auch gantz gut gefunden wird, Tsia. Man hat funfzehnerley Sorten von diesem Czée. Der gemeinste den man bey uns in Europa verkaufet, führet den Nahmen Czée Lugan, und daucht wenig, oder vielmehr gegen den ächten gar nichts. Es ist ein kleiner Baum, der von unten an bis oben hinaus, mit Blättern bewachsen ist. Die Blätter, welche gleich unten anstehen, sind in dem allergeringsten Preise, massen das Pfund davon nach Happelii Bericht fünf Schillinge kostet, die obersten aber die besten, daher auch das Pfund oft mit 150. Gülden bezahlet wird. Der Czee-Baum ist gantz hart von Natur, und kommt in dem unfruchtbarsten und dürresten Erdreiche fort; daher ihn auch die Sineser und Gepuineser meistens nur in solches Land setzen, in welchem keine andern Gewächse fortkommen. Er ist niemals kleiner als zwey, und niemahls höher als hundert Fuß, und in der Dicke sollen manche, nach dem Bericht des Sinesischen Kräuter-Buches, kaum von zwey Mann können umspannet werden. Doch dieses ist nur was seltenes; denn größten Theils werden sie wie die Dorn-Sträuche, daher man sie auch billig unter die Büsche rechnet, zumal da P. Martinius ausdrücklich saget, es wäre kein Baum, sondern nur ein Busch. Dieser Busch muß drey Jahr seyn, ehe die Blätter können abgenommen werden, in dem 7ten Jahre aber ist er nicht mehr

zu

zu gebrauchen, daher ihn denn auch die Einwohner alsdenn abhauen. Er wird des Jahres dreymal geerndet, nemlich im Martio, April und Maio, nach welchen Ernden er dann auch verkaufet wird. Was die Zubereitung anbelangt, so geschicht solche auf folgende Weise: Wenn man die Blåtter abgelesen hat, so bringet man sie noch an demselbigen Tage in die Czée-Boutiquen, in welchen Oefen mit viereckigten eisernen Pfannen, und etliche mit Matten gedeckte Tische stehen. Ehe die Blåtter geröstet werden, darf man sie nicht allzu dicke legen. In einer Pfanne werden etliche Pfund zugleich geworfen, mit beyden Hånden umgerühret, und bleibt dieses so lange bey dem Feuer stehen, als es der Röster an seinen Hånden leiden kan. Alsdenn nimt er sie heraus, und wirft sie auf den Tisch, woselbst sie ein anderer mit flachen Hånden rollet. Ohngeacht sich dicienigen, welche die Blåtter rollen, ihre Hånde oft daran verbrennen; so muß es doch immer fortgehen. Unterdessen dieses geschicht, werden in den Pfannen wieder andere gedürret. Wenn die Blåtter einmal geröstet und gerollet sind, geschicht beydes zum andern, und auch zum drittenmal, doch muß das Feuer allezeit vermindert werden. Soll der Czée recht gut werden, und dabey auch grün bleiben, so wird er 6. bis 7. mal über einem gelinden Feuer geröstet, und die Pfanne allezeit zwischen dem Rösten gewaschen. Hierauf breitet man die Blåtter über eine Matte, und sortiret sie aufs neue. Derienige, der den Europåern ver-

kaufet wird, legt man, besonders wenn er noch iung ist, in heiß Wasser, und trocknet ihn über Kohlen auf Papier, denn auf diese Weise werden sie am ersten damit fertig. Caron beschreibt uns die Weise, wie es in Gepuin damit gehalten wird, folgender Gestalt: Dieses Tsia, sagt er, wird auf einer besondern Mühle abgemahlen, alsdenn nehmen die Gepuineser reines Wasser, welches so heiß ist, daß man es kaum in einem steinernen Geschirr halten kan. Je fremder es nun aussiehet, ie sonderbahrer solches gehalten wird. In das Wasser streuet man auf einer Messer-Spitze etwas von diesem gemahlnen Kraute, und rühret es mit einem darzu gemachten Pinsel so lange untereinander, bis es recht grüne wird, worauf man es denn trincken kan. Der gute Czée oder Tsia ist der Gesundheit gar ungemein zuträglich, denn er präserviret vor alle Gicht, schaft dem Magen Verdauung, giebt gute Kräfte, trocknet die überflüßigen Feuchtigkeiten aus, hilft vor die Steinschmertzen, vertreibt das Kopfweh, ist den Trief-Augen gut, hilft vor dem kurtzen Athen, und verlängert mit einem Worte dem Menschen das Leben. Um dieser Würckungen willen, haben auch die Gepuineser das Sprichwort von denen, die guten Tsia trincken: **Solte dieser Mann nicht gesund seyn, er trincket ja von dem besten** *Tsia?* womit sie anzeigen wollen, daß man bey dem Gebrauch dieses guten Geträncktes fast gar nicht könne kranck werden. Bey uns weiß man von diesen herrlichen Würckungen des Czée wenig oder nichts. Dieses

aber ist gantz und gar nicht zu verwundern, indem wir solchen herausgeschickt bekommen, welchen die Sineser nicht trincken wollen. Und gewiß wir brauchten über diesen schlechten Czée nicht einmahl Klage zu führen, wenn er nicht mit einem falschen Kraute, so zwar den Blättern nach dem Czée gleichet, im Geschmack und in der Güte aber weit von dem rechten Czée unterschieden ist, verfälschet würde. Wie starck aber diese Verfälschung seyn müsse, kan der hochgeneigte Leser daraus schliessen, da man das Pfund wohlfeiler bey uns verkaufet, als es in Indien eingehandelt wird. Von diesen edlen und nützlichen Blättern könte noch sehr vieles gesaget werden, ja es würde leicht seyn ein gantzes Buch davon zu schreiben: da aber hier eigentlich nicht der Ort ist, und ich diese kurtze Nachricht nur um mancher Liebhaber willen, beygebracht habe: so will ich den Leser so wohl auf die schon genannten Auctores, als auf den Olearium, Neuhof und Simonem Paulum verweisen.

Wir gehen also nunmehro zu der Beschreibung des Ingwers a) fort. Dieser wird in zwey Arten

a) Es wächset der Ingwer auch in Bengala, auf den Moluccischen Inseln, in Brasilien, Malabar, Zangebar, von welchem Lande er, nach der Dänischen Mißionarien Meinung, den Nahmen soll bekommen haben, und endlich in Sina. Der Malabarische Ingwer ist von treflicher Güte, und wird deshalben von den Dänen, Holländern und Engländern, wie auch von den Indianern starck verführet. Diesem ohngeachtet komt er dem Sinesischen an Vor-

ten eingetheilet, nemlich in den weiblichen und in den männlichen: b) davon das Weiblein viel klei-

Vortreflichkeit bey weiten nicht bey, und alle Reisende versichern, daß er in Sina so wohl am häufigsten, als auch am allerschönsten und besten gefunden werde. Eine mehrere Nachricht findet man davon in des Johann Neuhoffs seiner Beschreibung von Sina.

b) Diesen Unterscheid zwischen den weiblichen und männlichen Bäumen, findet man nirgens häufiger als bey den Persern. Es möchte dieser aber gar wohl angehen, indem ihn auch die meisten Physici unserer Zeiten annehmen, wenn sie nur nicht gar zu weit gingen, und fast bey allen Dingen, nicht allein so von Natur wachsen, sondern auch bey solchen, die von Menschen-Händen gemacht sind, als Leinwand, seidenen Zeugen, und so ferner, ja sogar von den Elementen, dergleichen statuirten, und dabey sagten, daß sich dergleichen Dinge, von einerley Eigenschaft, auch gut zusammen schickten, welches wohl schwerlich unsere Gelehrten billigen möchten. Sie scheinen es von den Egyptiern bekommen zu haben, indem sie, gleich jenen, alles dasjenige, was seiner Art und Natur nach, starck und dauerhaft, männlich, und was hingegen weich und zart ist, weiblich nennen. Zum Exempel: das Wasser weiblichen Geschlechtes ist weich und süsse, hingegen härtliches, das männliche. Desgleichen sind männliche Speisen, welche hart, und weibliche, die weich sind, und so fort an. Die Persianer, besonders ihre Philosophen scheinen sich auf diesen angenommenen Grundsatz ziemlich viel einzubilden, und der della Valle, bey dem wir dieses finden, scheinet es auch zu admiriren und saget daher: es wäre dieses eine Sache, die man wohl anmercken müste. Es mögen aber die Persianer wohl noch grössern Staat darauf

kleiner an Wurtzeln und Blättern ist, als das Männgen. Die Blätter sehen dem Schilf so ähnlich, daß man sie schwerlich von diesem unterscheiden kan. Die Blätter, wie auch alles, was über der Erde wächset, wird weggeworffen, und nur die Wurtzel davon gebraucht. Diese Wurtzel ist mancherley Gewichts und Grösse, derer etliche die Länge von vier Spannen haben. Sie fallen allesamt mürbe, und gehen nicht tief in die Erde, sondern wachsen nur lang unter der Erde hin. Wann man diese Wurtzel, welches der Jngwer ist, ausgräbet, läst man einen oder zwey Knoten davon liegen, und wirft Erde und Mist darüber. Diese Knoten schiessen im folgenden Jahre nicht allein über, sondern auch unter der Erde aus, und werden zu grossen Wurtzeln, davon man abermals zu Jngwer ausgräbt, und etwas Saamen wiederum aufs künftige liegen läst. Die Jngwer-Ernde geschicht, wenn die Blätter verwelcken, welche Zeit mitten im Sommer einfält. Etliche Indianer haben eine andere Art den Jngwer fortzupflantzen. Wann er sein völliges Wachsthum erlanget, ziehen sie ihn aus der Erde, schneiden die Wurtzeln ab, und stecken den Stengel wieder ein, welcher denn unten in Wurtzeln ausschläget.

auf machen, und uns solches della Valle noch mehr zu mercken anpreisen; so ist und bleibt es doch ein absurder und ohne Ueberlegung angenommener Satz, nach welchem gantz gewiß folgen würde, daß das Fleisch von einem sehr alten Ochsen den Männern, und dargegen das Fleisch von einem eintägigen Kalbe den Weibes-Personen am besten bekäme.

Die frischen Wurtzeln sind wegen der Feuchtigkeit, bey weiten am Geschmack nicht so scharf, wie die gedörreten, und wenn sie ein wenig in der Sonne getrocknet, werden sie in Leimen verscharret, damit sie, indem sich die natürliche Feuchtigkeit verliehret, nicht wurmstichig werden, welchem Uebel sonst der Ingwer sehr unterworfen ist. Wenn die Einwohner denselben einmachen oder würtzen wollen, schälen sie ihm anfänglich die Schale ab, und werfen ihn in Eßig, darinnen er zwey Stunden gepeitzet wird, darnach nehmen sie solchen wieder heraus, und legen ihn ein paar Stunden in die Sonne, von dar bringen sie ihn in ein Haus, und decken ihn mit Matten zu, bis sich alle Feuchtigkeit verlohren. Wollen sie die Wurtzeln von einem Ort zum andern führen, so legen sie solche in Kästen, besprengen sie mit Wasser, bedecken sie des Nachts mit Erde, und setzen sie am Tage an die freye Luft. Wann dieses alles nun ist wohl in acht genommen worden, werden die Wurtzeln endlich in Zucker und Eßig geleget, welches sie temperiret, daß sie nicht mehr solchen wiedrigen Geschmackes sind. Doch muß man in dem Waschen Maße halten, denn wo solches so starck geschicht, pflegen sie zum öftern mit der Schärfe auch zugleich ihre Kraft und Würckung zuverliehren. Der gedörrete und eingemachte Ingwer, ist eine trefliche Artzeney wieder die Colic, wieder den heftigen Durchlauf, in so ferne er von Erkältung herrühret, und wieder andere Gebrechen mehr. Jedoch muß sich derienige, welcher hitziges Geblüte hat, bey desselbigen Gebrauch

brauch wohl vorsehen, daß er sich solchen nicht allzustarck bediene, sintemal er bey solchen Leuten das Geblüte entzündet, und sodann leicht die Ader-Mündlein eröffnet, wovon ein mehreres in dem dritten Theile der Welt-Beschreibung des Happelii nachzulesen ist.

Die *China*-Aepfel werden hier auch gar häufig gefunden, sind aber vermuthlich zuerst aus Sina geholet worden. Vogel saget, sie sind sehr gesund zu essen, von süssen Geschmack, voller Saft, haben dünne Schalen, und glaube ich nicht daß sie an einem Orte in der Welt schöner und besser angetroffen werden. Die Blüthe ist weiß, auch röthlich, und hat einen überaus lieblichen und anmuthigen Geruch. Diese Bäume tragen des Jahres, gleich wie die übrigen meisten Gewächse in Indien, zweymal Frucht, und siehet man mit Vergnügen an den Bäumen, so wohl reife als unreife Früchte und Blüthen zugleich prangen.

Der Pfeffer ist zwar schon lange bey Bantam gewachsen, und wird schon in der alten Reise des Capitain Houtmanns seiner gedacht: allein so häuffig nicht, als man ihn ietzt so wohl bey Bantam als Batavia und andern Städten finde. Der Javanische Pfeffer ist rund, und hat vor vielen andern a) in der Güte, einen Vorzug. Man steckt den

 Pfeffer

a) Man theilet den Pfeffer insgemein in zwey Arten, nemlich in den runden, und in den langen. Der runde ist der beste, und wird nur auf Java, Malacca und Summatra gefunden; in welcher letztern Insel er nicht nur am häufigsten, sondern auch am allerbesten ange-

Pfeffer an lange Stangen, daran er empor schießet. Wann man ihn mit Asche und Mist dünget, wächset er über die gewöhnlichen Pfähle hinaus, und hänget gleich dem Hopfen so dann herunter. Er schieset in viele Schößlinge, welche, im Fall sie sich am Bäumen oder Stangen nicht recht aufhelfen können, auf der Erde hinlaufen. Säet man ihn in ein fettes Land, so bringt er nach einem Jahre häufige Früchte; in einem unfruchtbaren Grunde aber giebt er sie später, und nimmt an seiner Fruchtbarkeit von Jahr zu Jahre ab. Die Wurtzel des Pfeffers ist voll kleiner zähen Fasen; die Blätter gleichen dem Epheu, und haben in der Mitten eine breite Hohl-Kehle, davon auf beyden Seiten viel Striche abgehen. Der Pfeffer selbst, sitzet bey gantzen Trauben zusammen, welche nicht nur mitten an den Zweigen, sondern auch an den Spitzen hangen. Die Körner sehen zuerst grün, so sie aber reif worden, schwartz aus. Wenn sie nun reif sind, pflocket man sie ab, und dörret sie an der Sonne, daran die Haut viel Runtzeln bekommt. Wenn die Haut frisch und grün abgenommen wird, so entstehet eine neue Art Pfeffer daraus, der nur insgemein der weise genennet wird. Dieser ist weit theurer, schärfer und anmuthiger als der schwartze, und wird daher von vornehmen Leuten an statt des Saltzes gebrauchet. Wenn die Javaner nicht so faul wären, und

angetroffen wird, daher auch ein grosser Theil von dieser Insel, nur insgemein die Pfeffer-Küste, genennet wird.

und mehrern abziehen wolten, so würde man den weisen Pfeffer, häufiger als geschicht, in Europa sehen. Die Pfeffer=Stauden geben starcken Schatten, und ihre Blätter liegen so häufig auf einander, daß kein Sonnen=Strahl vermögend ist, hindurch zu dringen. Um dieser Ursache willen, sollen auch die Leute, wie uns Salmon berichtet, bey grosser Hitze darunter herum spatzieren.

Die Kräuter Betel. und die *Areck*-Bäume a) werden auf Java sehr häufig gefunden. Es sind beyde sehr berühmt, und finden wir in dem Salmon, Happellio, Worm, Vogel, Saar und in andern Schriftstellern, schöne Nachrichten davon. Wir wollen das merckwürdigste aus diesen herausnehmen und kürtzlich folgendes davon anführen: Das Betel läuft wie Pfeffer an den Stangen in die Höhe, und scheinet diesem daher in der Ferne sehr ähnlich. Happelius saget, die Blätter sind von Art des Winde=Krautes, Costa aber vergleichet sie mit den Citronen=Laube. Die Frucht, die an den Stengeln wächset, wird Siry-Boa genennet, und ist wie langer Pfeffer, oder vielmehr wie ein Mäuse=Schwantz gestaltet. Wegen ihrer Rarität ist sie höher, als das Kraut selbst geachtet. Das Kraut oder die Blätter schmecken sehr bitter, und sind daher sehr wiederlich zu essen, um aber diesen abzu-

a) Die Speise von Betel Areck ist in Malabar sehr gemein, und finden wir in den Missions-Geschichten hin und wieder, daß die Mißionarien zu Trankenbar, von den vornehmen Malabaren damit sind tractiret worden.

abzuhelffen, beschmieren sie die Indianer mit einem Kalck, der von Auster-Schalen zugerichtet wird, und essen die Frucht Arecka darzu. Die Blätter haben trefliche Würckungen, indem sie nicht nur einen lieblichen Athen machen, sondern auch das Zahn-Fleisch stärcken, und dem Magen überaus dienlich sind.

Was die Arecka-Bäume anbelanget, so wachsen selbige so hoch als die Kokos, doch werden ihre Stämme nicht so starck. Der Arecka hat keine Aeste, sondern nur Zweige, die auf allen Seiten herunter hangen. Die Frucht ist wie eine kleine welsche Nuß, inwendig hart, und mit weisen und röthlichen Aedergen durchzogen, nicht gantz und gar rund, sondern ein wenig platt. Die Schalen der Nuß sind wollicht, und sehen der Farbe nach etwas gelb aus. Die Frucht, ist gleich dem Betel, wieder mancherley Uebel eine trefliche Artzeney. Sie stärckt einen schwachen Magen, hilft vor Blutspeyen, rothe Ruhr, heftiges Erbrechen, und vor den Bauch-Fluß, und bevestiget auch die lockern Zähne. Aus diesem beschriebenen Betel und Areck, machen die Javanen ein angenehmes Lecker-Bißgen, welches ihnen gleichsam an statt des Confects dienet. Die Zubereitung geschicht folgender Gestalt: Man schneidet die Areck-Nuß mir einer Scheeren von einander, in vier bis acht Stücke, nachdem sie groß ist, und wenn man die Betel-Blätter mit nassen Kalck, worzu vermögende Leute ein wenig Muscus, Ambra, oder Kampfer thun, beschmieret hat, rollet man es auf, als eine Pfeffer-Deute,

und steckt ein Stück Pinang oder Areck, welche Wörter einerley sind, hinein. Ob nun gleich dieses denenienigen, die es nicht gewohnt sind, sehr unangenehm anzusehen ist: kauen doch die Indianer fast beständig daran, und wenn es die Europäer einmal gekostet, thun die meisten unter ihnen solches nicht weniger nach. Wann das Betel-Blatt nicht mit Kalck beschmieret ist, macht es den Speichel grün, sonst aber roth. Der erste Speichel, der sich nach genommenen Pinang in dem Munde sammlet, muß ausgeworfen werden, worzu reiche Leute gemeiniglich einen silbernen oder goldenen Topf, so sie Kwispedor nennen, bey sich führen. Sie erscheinen auch selten öffentlich, daß sie nicht einen Pinang-Träger solten bey sich haben, welcher ihnen eine Pinang-Dose, die aus Gold, Silber, Kokos oder dergleichen Holtz zierlich verfertiget und nett beschlagen ist, nachträget, in welcher sie eine Spatel, Scheere, Pinang Betel, und Kalck aufheben.

Der *Kokos*-Baum ist nicht allein auf Java, sondern auch in gantz Indien einer der nützlichsten, folglich auch einer der merckwürdigsten. Dieser Baum wächset sehr hoch und starck, hat keine Aeste an dem Stamme, sondern gantz oben hängen grosse Blätter. Johann Neuhoff, einer der allerglaubwürdigsten Reisenden, saget in seiner Gesandschaft an den Sinensischen Kayser, p. 340. folgendes davon: Er hat meistentheils einen krummen Stamm, der fünf, sechs, bisweilen sieben Fuß dick, und zum öftern funfzig Fuß hoch

hoch wird. Dargegen ist seine Wurtzel kurtz, schmal, und kaum mit Erde bedecket, daß man sich billig verwundert, wie diese starcken Bäume auf so kurtzen, und schwachen Wurtzeln, so hoch in die Luft steigen können, und nicht durch ihre, und ihrer Früchte Schwere, wie auch durch gewaltige Sturm-Winde, zur Erde geworfen werden; zumal da das unterste des Stammes nicht dicker, als das oberste ist, alwo sich doch die Früchte und Blätter befinden, welche nach Behrs Bericht oft 6. Ehlen lang sind. Die Rinde ist aschenfarbig, das Holtz hat einen süssen und weisen Saft, wornach die Ameisen, wann der Baum umgehauen wird, häufig laufen. Oben zwischen den Blättern kommt eine Scheide hervor, 2. Fuß lang, welche am Ende spitzig zuläuft, anfänglich grün ist, nachgehens aber roth wird, und sich endlich selbst eröfnet. Ehe aber das geschicht, siehet man inwendig einen gar schönen Stengel hervor kommen 1. Fuß lang, und drey oder vier Finger dicke, der aus vielen Zweigen bestehet, welche von der Natur gar subtil zusammen gefüget, und wie eine grosse Korn-Aehre anzusehen sind. An diesen Zweigen sitzet ein dreyeckigter Knoten, der Grösse nach wie eine Mandel, und von Farbe weiß, woraus Blumen und nachgehens Nüsse werden. Wenn diese Scheide berstet, breiten sich die Zweige von einander, und lassen gelbe Blumen sehen. Aus diesen Blumen werden die so berühmten Kokos-Nüsse, welche hart, schwer, und oft grösser als Menschen-Köpfe sind, und oben bey Haufen an dem Stamme hangen. Auswendig um die Nuß,

sitzet

sitzet eine dicke, mürbe, faselichte und zähe Schale, worauf eine andere holtzerne folget. Der Kern ist süsser, als der beste Europäische Nußkern; giebt trefliche Nahrung, und erquicket auf eine fast wunderbare Weise die abgematteten Glieder; dahero er von Seefahrenden Leuten, so auf allzulangen Reisen am Scharbock, und andern Kranckheiten niederliegen, vielfältig mit grossen Nutzen gebrauchet wird. Wenn die Indianer die Nüsse herunter holen wollen, hauen sie kerben in den Baum, und laufen sodann wie die Katzen daran hinauf, daß man es ohne Grauen nicht ansehen kan. Sie wachsen auf Java sehr häufig, und besonders gerne um die Häuser. Bey der Pflantzung derselben verhält man sich also: Man steckt eine Nuß in die Erde, und wenn der Stamm Mannes-Länge erlanget hat, wird er wo anders hingesetzt, und wohl gedinget. Wie hoch dieser Baum in Indien geschätzet worden, ist daraus abzusehen, daß man einen Menschen umzubringen, und einen iungen Kokos-Baum zu verderben, vor einerley Verbrechen gehalten. An dem gantzen Baume findet man nichts, welches nicht solte auf das beste können gebrauchet werden. Die äusserste Schale der Nuß ist, wenn sie gedörret wird, wie Hanff, so haarig, weshalben man Stricke und Schiffs-Seile daraus macht. Man nimmt es auch an statt des Werckes mit zur See, um die Schiffs-Ritzen damit auszustopfen, weil es in den See-Wasser immer vester wird. Von der andern Schaale der Nuß machen die Javanen, und alle andere Indianer

mit leichter Mühe Trinck-Geschirr, Näpfe, Löffel, und dergleichen Geschirre mehr. Man bringet auch diese Schalen zu uns heraus, und verkaufet sie theuer zu Stock-Knöpfen. Sie werden auch in Indien verbrannt, und die Kohlen den Gold-Schmieden verkaufet, welche das Gold und Silber an allerbesten dabey arbeiten können. Die Früchte selbst, dienen so wohl zur Gesundheit, als auch zu einer sehr angenehmen Speise, daher die Vornehmen selbige besonders zubereiten lassen, und einander darauf tractiren. Inwendig ist ein sehr süsser Saft, welchen die Einwohner heraus nehmen, und ihren Reiß damit abkochen. Es wird auch aus dem weisen Kern ein Oel gemacht, welches gut zu essen und zu brennen, desgleichen in der Artzeney sehr dienlich ist. Die Javanen schneiden oft auch die Kokos ab, binden einen Krug sehr vest daran, und verschmieren alle Oeffnungen, damit kein Wind darzu kommen möge. Nach etlichen Tagen ist er voll Saft gelaufen, deshalben sie ihn gegen diese Zeit abnehmen, und ein sehr gutes Geträncke daraus zubereiten. Des Morgens und des Abends schneiden sie in die Schale der Bäume, woraus denn so eine Menge Saft läuft, daß sie damit etliche Töpfe anfüllen können. Aus diesem Safte machen sie einen guten Wein, welcher nur insgemein der Palmen-Wein genennet wird. Sie wissen auch durch eine andere und besondere Zubereitung, einen Eßig und starcken Brandewein daraus zu machen, welcher letztere besonders, ich meine den Brandewein, den besten Europäischen in geringsten nichts

nach-

nachgiebt. Mit den Blättern pflegen sie ihre Häuser zu decken, masen sie wegen ihrer Grösse und Dicke den Regen eben so gut, als unsere Ziegel abhalten, desgleichen macht man auch künstliche Paresols davon, welche sehr commod zu tragen sind, und so wohl den Regen, als auch die Sonnen=Strahlen auffangen. Ueber dieses bedienen sie sich selbiger auch an statt des Papieres a) worzu sie aber besonders zugerichtet, und sodann insgemein Oles genennet werden. Das Holtz von diesen Bäumen wird wegen seiner Güte starck verführet, und kan man solches besonders bey dem Schiff=Bau gebrauchen. Den Kern wissen die Indianer gleichfalls treflich zu nutzen, und muß man überhaupt bekennen, daß fast keine Fase an diesem Baume gefunden wird, die nicht solte auf eine gantz besondere Weise können gebrauchet werden.

Die Cardomomen b) werden auf Java c) sehr

a) Dieses thun nebst andere Völckern, ins besondere auch die Malabaren. Die Mißionarien haben viele dergleichen Oles nach Halle geschickt, alwo man sich selbige auf dem Waysen=Hause kan zeigen lassen. Man findet auch daselbst die gantze Malabarische Bibel auf dergleichen Oles geschrieben.

b) Hier kan man sich mercken, daß Jacobus Bontius der erste gewesen, der uns eine sichere Nachricht von den Cardomomen geliefert hat, und daß allen denenienigen, die vor ihm geschrieben haben, nicht sonderlich zu glauben ist, indem keiner unter ihnen dieses Gewächse selbst mit Augen gesehen hat.

c) Sie wachsen auch gar häufig in Cananor, Malabar,

sehr häufig gefunden, und auch von dar zu uns heraus gebracht. Sie wachsen auf einem Strauch oder Stamme, der dem Rohr sehr ähnlich, auch wie letzteres, in Glieder und Knoten eingetheilet ist, inwendig hingegen befindet sich ein schwammigtes Marck und einige Hohlung. Die Blätter kommen dem Rohr gleichfalls sehr nahe, doch sind sie nicht so spitzig, sondern vielmehr ein wenig rund. Aus der Wurtzel schiesen grüne Stengel hervor, die anfangs den Korn-Aehren nicht ungleich sind. Wenn sich diese oben aufthun, brechen Blumen hervor, die der Blüthe des Anagallis gleichen, doch gelbe Streifen und einen lieblichen Geruch haben; sind sie aber reif worden, nehmen sie die Farbe des Waitzens an. Erst ist die Frucht weiß, und mit purpurfarbenen Flecken gezieret, nachdem sie aber getrocknet, bekommt sie diejenige Farbe, die sie bey uns in Europa hat. Wenn die Früchte nun reif sind, so schneiden sie die Einwohner ab, und bringen sie aus den Schalen. Darnach werden sie in einen Sack gethan, mit runden Prügeln geschlagen, alsdenn geschwungen, und so lange gesiebet, bis sie reine sind. Man kan zwar nicht gewiß sagen, wie vielmal sie des Jahres eingeerndet werden, doch ist sehr glaublich, wie denn auch D. RHEIN in seiner Disputatio *de Cardamomis* der Meinung ist, daß solches zweymal geschehe. In Europa kommen die Cardomomen nicht so leicht fort, und zwar wie uns RHEIN berichtet, aus

der

labar, Ceylon, Angola und Guinea, doch sind sie daselbst von diesen ein wenig unterschieden.

der Ursache, weil sie die Indianer gleich nach der Erndte verderben, damit sie bey uns nicht mögen fortgepflantzet werden. Das übrige davon kan sowohl in dem Wercke des Jacobi Bontii, als auch in des D. RHEINS Dissertation *de Cardomomis* nachgelesen werden.

Es wächset auch hier der *Gummi*-Baum, welcher nach Bontii Bericht den besten Gummi a) geben soll. Wo dieser Baum wächset, da ist es gemeiniglich wegen der Tyger sehr unsicher, und fält deshalben schwer ihn recht genau zu besehen. Seine Aeste sind völlig eines Armes dicke, daher sich der Stamm sehr starck präsentiret, zwischen den Rancken hin kan man aber den klaren Himmel sehen. An den Oertern, wo die Rancken an dem Baum gefüget seyn, wachsen oft viel andere Kräuter, welches verursachet, daß man vielmals verschiedene Blätter auf dem Baume siehet. Wenn man den Gummi abziehen will: so macht man ein Loch in die Rinde, und läßt ihn heraus tröpfeln. b)

a) Hier verstöset der sonst sehr vorsichtige Bontius, indem man den besten Gummi nicht aus Java, sondern aus Arabien, und besonders auch aus Sanaga bringet, allwo sehr starck damit gehandelt wird. Siehe den andern Theil der allgemeinen Reisen zu Wasser und zu Lande.

b) Da der Gummi-Baum von den Reisenden nicht sonderlich beschrieben wird, wie er auf Java wächset: so wollen wir an dessen statt die Gummi-Bäume betrachten, wie sie in Sanaga und Arabien gefunden werden,

Der *Pisang*-Baum ist mehr ein Schilf als ein Baum zu nennen, weil er nichts an sich hat, daß einem Holtze ähnlich wäre. Der Stamm wächset unten so dicke, wie eine Wasser-Kanne, ist aber sehr weich, und kan man ihn mit einem scharfen Degen auf einem Hieb abhauen. Ohngefehr vier bis fünf Ellen von der Erde, wachsen an statt der Aeste Blätter, so reichlich zwey oder drey Ellen lang und eben so breit sind. Zwischen diesen Blättern wächset ein langer und dicker Stiehl hervor, an welchem die Blüthen sind, woraus nach und nach die Frucht wird. Diese Frucht, die einem Tannenzapffen oder Fichten-Apffel nicht ungleich ist, siehet grün aus, wenn sie aber mit dem Stiehl, an welchem oft 100. bis 200. Früchte hangen, abgehauen, und etliche Tage hingeleget werden,

den,

den, und dieses mit so viel mehrern Rechte, da selbige der Betrachtung würdiger als die Javanischen sind. Von den ersten, nemlich wie sie in Sanaga beschaffen sind, finden wir in dem andern Theile der allgemeinen Reisen zu Wasser und zu Lande von p. 478 - 483. viele Nachrichten; wir aber wollen nur etwas weniges davon heraus nehmen. Der Baum der ihn hervor bringt, ist eine Art von Schlendorn, den man Acacia zu nennen pfleget. Es ist ein kleiner und immer grünender Baum (andere sagen hingegen, er sey groß, voller Stacheln und Aeste, mit langen aber schmalen und rauchen Blättern versehen,) der eine kleine weise Blume träget, so voller Körner ist, durch welche der Baum fortgepflantzet wird. Zwischen dem Sanaga, und dem berühmten Fort Arguin sind drey dergleichen Wälder, welche Sahel, Lebiar und Afatak genennet werden. Der Gummi wird daselbst des Jahres 2.mal gesam-

den, so bekommen sie eine gelbe Farbe. Ihr Geschmack ist lieblich und süsse, dabey sie so weich sind, daß man sie füglich mit der Zunge zerdrücken kan. Um dieser Ursache willen pflegen sie die alten Leute starck zu geniesen, zumahl da sie ein trefliches Mittel wieder die Obstructiones sind. Man muß an dieser Frucht dieses besondere bewundern, daß uns GOtt das Leiden und Sterben, unsers Heilandes JEsu Christi darinne vor Augen stellet. Denn wenn man sie mit einem Messer gleich (nicht aber die Länge) durchschneidet, so präsentiret sich ein ordentliches Crucifix, an welchem eine Menschen-Gestalt hanget. Der Stamm träget mehr nicht als einmal, alsdenn hauet man ihn ab, worauf dann in kurtzer Zeit an

gesammlet. Die erste Sammlung geschieht in Martio, zu dieser Zeit aber ist er nicht sonderlich; die andere zu Ausgange des Jahres, und da ist er am größten, reifsten und trocknesten. Den Arabischen Gummi schildert uns von Neitzschitz in seiner Welt-Beschreibung p. 152. folgender Gestalt ab: Er ist so groß als ein Birn- oder Aepfel-Baum, breitet sich mit seinen Aesten sehr weit aus, hat dornigte Stacheln eines halben Fingers lang, und träget Früchte, die von Schalen den Bohnen gleich sehen, in der Grösse aber ihnen nicht beykommen. Diese Früchte sehen schwartz, und die Blätter sind fast wie Wickenstroh so zäckigt. Von diesen Gummi-Bäumen rinnet ein solches Gummi oder Hartz herab, wie in Europa bey den Kirsch-Bäumen, doch mit dem Unterscheide, daß es härter und süsser ist. Wie aber der Gummi daselbst gesammelt wird, und wenn solches geschicht, davon hat er nichts angemerckt

dessen Stelle ein anderer hervor wächset. In dem Gipffel sind die Blätter sehr zart, und einer dünnen Leinwand gleich, weshalben sie auch die Javaner zu verschiedenen Dingen gebrauchen.

Derienige Baum der den purgirenden Casia träget, wächset in größten Ueberfluß in den Javanischen Wäldern. Er ist so groß als ein Javanischer Birn-Baum, und hat mit Flecken besprengte Blätter, welche der Figur nach, wie die kleinesten Blätter eines Pfersichen-Baumes aussehen, und zu dreyen an einem Stengel sitzen. Die Blüthe ist gelb und gleichet der Heide-Blüthe, siehet aber wie die Nägelein. Die Frucht die zuweilen fast eine Elle lang, siehet unreif grün, reif hingegen schwartz aus. a)

Die

a) Franciscus Ferdinandus von TROILO gedencket in seiner Orientalischen Reise p. 772. nachfolgendes von der Casia: Der Baum darauf sie wachsen, ist der Rinde und Blätter nach, den welschen Nuß-Bäumen gleich, ohne daß sie mehr Blätter haben, und solche alle unter sich hangen lassen. Die Frucht ist wohl drey Spannen lang, eines Daumens dicke, hat eine bräunliche Farbe, und liegt in Schalen, so wie ein Kern gestaltet. Wenn sie reif sind, und sich ein Wind erhebet, der sie hin und her wehet, entstehet ein so grosses Klappern, als wenn man mit Stöcken darunter schlüge. Dieses Gerassele ist um so viel heftiger, da auf manchen Bäumen viel tausend dergleichen Früchte wachsen. Wie häufig diese Früchte in Egypten, und was vor ein grosser Handel damit seyn müsse, ist leicht daraus abzunehmen, daß die Venetianer, ehe sie mit den Türcken wegen Candia in Krieg geriethen, dem Sultan vor diese Früchte einen iährlichen Pacht von 110000. Piastres erleget haben,

Die Cubeben sollen auf dieser Insel an dem Ufer des Flusses Sunda in grosser Menge wild wachsen; wie uns solches Salmon in seinem Staate von Sundaischen Inseln p. 110. berichtet. Die Rancken von diesem Gewächse suchen die grossen Bäume, um sich, gleich dem Pfeffer und Hopfen, daran in die Höhe zu winden. Die Blätter sehen als Aepfel-Laub aus, die Blüthe riechet sehr angenehm, und die Früchte, die an einem besondern Stengel hangen, wachsen in Trauben.

Die Tamarinden findet man hier auch in Ueberfluß. Der Baum ist wie ein Castanien-Baum so groß, welcher hellgrüne, annehmliche, doch etwas sauer schmeckende Blätter hat, die der Figur nach, dem Laube des Weibigens unter dem Fahren-Kraut gleichen. Die Blüthe bestehet aus 8. Blättern, und hat die Gestalt, wie auch den Geruch der Gold-Aepfel-Blüthe. Die vier innersten Blätter dieser Blüthe sind dicke und weiß, und aus der Mitten derselben schiesen vier krumm gebogene Stengel hervor. Die Frucht ist Bogenweise gekrümmet, und hat das Ansehen eines Fingers, inwendig aber befinden sich Kern von Grösse der Lupien-Bohnen, welche in der rothen Ruhr sehr heilsame und trefliche Dienste thun.

Die Rhebarbar findet man zwar in Java, aber nicht so häufig und so gut als in andern Län-

haben, und daß sie nachgehens gantz Europa damit versorgen können.

dern. a) Diese Wurtzel ist überall dicht, und voller Knoten, die Blätter gleichen in einigen Stücken unsern Kohl-Blättern, fallen aber noch etwas grösser. Durch die Wurtzel sticht man Löcher, und hänget sie an schattigte Oerter auf, da keine Sonne, auch sonst keine allzu grosse Hitze hinkommen kan, dann wo sie an der Sonne gedürret wird, so verliehret sie ihre Kraft. Die Blätter sind nach Gelegenheit der Pflantzen, länger oder kürtzer, und gleichsam mit wollenen Haar gesäumet oder an dem Rande beleget, welches aber, wenn sie zur völligen Reife gekommen, verwelcket. Mitten aus den Blättern, wächset ein subtiler Zweig hervor, der voller Blumen ist, die den grossen Violen gleichen. Aus diesen presset man einen Saft der wie blaue Milch aussiehet, und einen scharfen und wiederlichen Geruch hat. Die Wurtzel ist fast eine halbe Elle lang, siehet dunckel aus, und ist oft wie ein Manns-Arm so starck.

a) Am allerhäufigsten und besten ist solche in dem Kayserthum Sina, und in der Sinesischen Tartarey anzutreffen. In West-Indien wird sie zwar auch gegraben, sie kommt aber dieser an Güte in geringsten nicht bey. Alle Rhebarbar bringet man von dar entweder zu Wasser oder über Land durch die Reiche Kaskar, Thibet, Indostan und Persien zu uns heraus nach Europa. Weil nun einige Reisende in diesen Königreichen die Wurtzel starck verhandeln gesehen: so sind sie zu sagen veranlasset worden, sie wüchse in diesen Ländern; es haben aber nachgehens genaue und wahrhafte Reisende wohl gemerckt, daß solches falsch sey.

starck. Wenn man sie entzwey schneidet, zeiget sich inwendig ein gelbes mit rothen Adern angefülltes Fleisch, daraus ein gelb-röthlichter und etwas klebigter Saft tröpfelt. Die Ausgrabung der Wurtzel, muß noch zuvor geschehen, ehe die Blätter hervor kommen, denn zur selbigen Zeit ist noch aller Saft und Kraft beysammen. Die allerbeste, rechte und unverfälschte Rhebarber ist dieienige, die nicht wurmstichig, sondern frisch, bitter, am Gewichte schwer und eines guten Geruches ist, auswendig schwärtzlicht, inwendig aber rothgelb aussiehet, und wenn man sie käuet, eine Saffrangelbe Farbe giebt. Wenn man diese Wurtzel, in Honig, Hirsen, oder in Psyllien-Saamen einscharret, oder mit Wachs- und Terpentin verklebet: so kan man sie 4. Jahr unversehrt erhalten.

Die Annonen sind ein, bis zwey Fäuste groß, sehen bräunlicht aus, haben kleine schwartze Kern, und sind sehr lieblichen Geschmackes. Die Caffri wachsen fast wie bey uns die Buch-Aeckern, und haben fasliche Schalen. Wenn sie reif sind, haben sie eine hochrothe Farbe, und schmecken sehr süsse. Die Carembolen gleichen in der Grösse einem mäßigem Apfel, sind achteckigt, gelb von Farbe, säuerlich vom Geschmack, und werden meistens als Conserven, eingemacht. Die Plimbing gleichen den Datteln, sind eines Daumens dicke und lang, säuerlich am Geschmacke, und wenn man sie einmacht oder einsaltzet: so können sie bey dem Czée an statt des Confects gar füglich gebrauchet werden.

Den Cedern-Baum a) finden wir auch in Java. Der Stamm von diesen Bäumen ist so groß, daß ihn kaum zwey, bis drey Mann umarmen können. Auf ihren Gipfeln werffen sie breite Aeste aus, deren Blätter sehr kurtz und dinne sind, stehen aber überaus häufig beysammen. Es ist kein Blat, welches überzwerch wachse, oder herunter hange, sondern sie sehen alle stracks über sich gen Himmel. Die Cedern bringen keine Früchte, sondern nur gewisse Aepfel, die nichts als Schalen haben, und an der Grösse, Länge und Materie den Fichten-Aepfeln gleich sind, nicht aber an der Figur, indem sie sehr ungestaltet aussehen.

Zuletzt dürfen wir auch des Bambus-Rohrs, so durch die gantze Insel häufig angetroffen wird, an diesem Orte nicht mit Stilleschweigen übergehen. Es ist dieses ein sehr nützliches Gewächse, und würde man, wo es möglich wäre, das Rohr in Indien auszurotten, den Indianern, so zu sagen das halbe Leben nehmen. Es steiget selbiges auf 8. 10. bis 12. Ellen hoch, und wird ein, zwey, auch mehr Spannen dicke. Inwendig ist es hohl, hat lange schmahle Blätter wie ein Schilf, und findet man insgemein 60. 70. 100. und mehr Stangen oder Rohr auf einen Trippel beysammen. Wenn dieses Rohr noch gantz iung und

a) Die Cedern werden zwar in verschiedenen Ländern der übrigen drey Welt-Theile gefunden, doch siehet man sie nirgens grösser und schöner als auf dem Gebürge Libanon, um deswillen man auch dieses Gebürge vor ihr eigentliches Vaterland hält.

und weich ist, so wird es abgeschnitten, in Eßig und Saltz geleget, und bey gebratenen Essen an statt der Gurcken oder Capern gespeiset, und alsdenn Atsiar genennet. Ist es aber reif, so brauchen es so wohl Europäer als Indianer statt der Gefässe, Wasser darinne zu holen. Das Holtz ist zwar, wo es am stärckſten, nicht über Fingers dicke, dabey aber so vest, zumal wenn es ein wenig gebrannt wird, daß man ander Holtz damit durchbohren kan. Um dieser Ursache willen gebrauchen solches die Indianer in Krieges-Zeiten nicht allein statt der Spiese, sondern machen auch Spanische Reuter und Fußangeln davon, und besetzen damit die Zugänge auf welchen man zu ihren Dörfern, Städten und Fortressen kommen kan. Am meisten aber brauchen sie solches bey ihren Häusern; denn sie unterscheiden damit ihre Wohnungen, und indem sie es etlichmal von einander spalten, können sie gar füglich mit diesen Bretern ihre Fuß-Böden belegen.

Ueber dieses befindet sich eine Menge von grossen Wäldern hier, woraus man abnehmen kan, daß es daselbst weder an Büschen noch Bäumen gebreche. Dasienige Holtz, so man Schiffe und Häuser zu bauen, brauchet, wird von besondern Plätzen der Insel geholet. Sie haben daselbst allerhand Sorten von Bäumen, auch so gar Eichen, welche nach Salmons Urtheil, den Englischen nichts nachgeben sollen. Er zielet vermuthlich auf das Diati-Holtz, welches den Eichen einiger machen ähnlich ist. Dieser Baum ist einer von dem höchsten unter allen die auf

Java wachsen, und viele darunter sind auch sehr starck. Er hat sehr grosse Blätter die drey Fuß lang, und zwey breit, vorne rund und hinten spitzig sind. Seine weise Blüthe träget er in Trauben, und ist dabey dieses selsame zu mercken, daß die Frucht an einem andern Orte des Baumes als die Blüthe zu sitzen scheinet. Dieses mag nun genug von den Bäumen, Pflantzen, Garten- und Feld-Gewächsen gesagt seyn, und wenden wir uns deshalben zu den Blumen.

Von diesen sagt ein Scribent folgendes: die Menge der Blumen von schönen Farben und herrlichen Geruch, welche Java zieren und angenehm machen, und so wohl an Pflantzen, als an Bäumen und Stauden wachsen, ist so groß, daß dieienigen, welche dieses Land mit einiger Aufmersamkeit betrachtet haben, vielfältig bezeugen, man könne mit der Beschreibung derselbigen ein gantzes Buch anfüllen. Wir werden uns also damit nicht einlassen, damit wir die Schrancken der beliebten Kürtze nicht überschreiten, und darinne weder zu viel, noch zu wenig thun mögen. a)

Das V. Capitel.

Von den wilden, und zahmen Thieren.

Unter allen denienigen wilden Bestien, welche wir auf dieser Insel antreffen, ist keins von der

a) Welcher Schluß. Er hätte wohl gethan, wenn er gestanden, daß die Reisenden nichts davon gedächten.

der Grösse, und beynahe auch von der Merckwürdigkeit, als das Nasen = Horn. a) Von der Behr saget, daß es ein ungeheuer Thier und von sehr grosser Stärcke sey, so gar, daß es auch ziemlich starcke Bäume gleichsam spielend umreisen könne. Mit diesem stimmet auch BONTIUS überein, und erzehlet eine merckwürdige Geschichte davon, welche, da sie treflich von der Natur = Beschaffenheit dieses Thiers zeiget, wir selbige hier anzuführen, kein Bedencken tragen. Sie lautet also: Als ohnlängst der Secretarius der Stadt Batavia Ditericus Jemmy mit zwey andern Personen zur Lust in dem Wald ritte: traf er an einem morastigsten Orte ein Nasen = Horn mit

a) Viele wollen selbiges vor den Behemoth halten, dessen in dem 40sten Cap. des Buchs Hiob gedacht wird. Es ist nicht zu leugnen, daß sie viele Vortheile auf ihrer Seite haben, und sich bey ihnen nicht solche Schwierigkeiten als bey denen finden, die den Elephanten davor ausgeben, indem die Beschreibung des Behemothes, ziemlich mit des Nasen = Hornes seiner übereinstimmet. Allein da dieses Thier so genau beschrieben worden, und besonders diejenigen Theile, die an ihm merckwürdig sind, so würde auch gewiß seines Horns seyn gedacht worden, und zu dem wird auch in dem gelobten Lande kein Nasen = Horn angetroffen, in welcher Gegend doch Hiob gleichwohl muß gewesen seyn, weil GOtt in dem 18. Verse saget, das Thier liesse sich düncken, mit seinem Rüssel den Jordan auszuschöpfen. Es scheinet dieserwegen zu erweisen etwas schwer zu seyn, was man eigentlich vor ein Thier unter dem Behemothe verstehen müsse, doch ist glaublich es sey das See = Pferd.

mit seinen Jungen an, welches, als es sie ankommen sahe, aufstund, langsam zurück ging, und seine Jungen vor sich her nach einen Gebüsche trieb, auch dieselben, wo sie bisweilen stehen blieben, mit dem Rüssel fortstieß. Immittelst war einer von diesen dreyen hinter dem Thiere her, und gab ihm mit einem Gepuischen Sebel immer von hinten zu einen Hieb nach dem andern in den Rücken; aber die Haut war so dick, daß auch der stärckste Hieb nicht durchgieng, sondern es liesen sich nur etliche weise Streifen davon sehen. Das Thier litte alles so lange mit Gedult, bis es seine Jungen unter die Dorn-Büsche verstecket hatte. Hierauf aber fieng es heftig an zu gruntzen, zu brummen, zu rumoren, zu wüten und zu toben, flohe hernach auf dem Reuter zu, und erwischte ihn bey dem Bein-Kleidern, so bald kürtzer wurden. Das Pferd so klüger als sein Herr war, sprang eilends zurück, und nahm die Flucht. Das Nasen-Horn folgte nach möglichen Kräften, und warf gantze Bäume, und alles was im Wege stund im Eilen zur Erde. Als er wieder dahin kam, wo er die andern zwey gelassen, und die Bestie selbige sahe, verließ es ihn, und ging auf die andern loß, welche sich hinter zwey Bäume, so nicht weit von einander stunden, versteckten. Als es sich nun zwischen diese Bäume durchdringen wolte, wurden selbige, wie Zweige, gebogen; iedoch aber konte es seinem dicken Leibe keinen Durchgang verschaffen, wodurch die hinter dem Bäumen Zeit bekamen, demselbigen eine Kugel durch den Kopf zu iagen, mit welcher es

ge-

gefället wurde. Von der Behr berichtet ferner von ihm, daß es nicht könne gezähmet werden, a) wovon er diese Geschichte, welche sich Zeit seines Aufenthaltes in Batavia zugetragen, zu einen Beweiß anführet. Im Jahr 1647. wurde ein Nasen-Horn, nachdem es drey, wie wohl nicht tödtliche Schüsse bekommen, lebendig gefangen, und wendete man grossen Fleiß an, selbiges zu zähmen, und am Leben zu erhalten. Ob es nun zwar gleich erst drey Spannen hoch war, so konte es doch weder zahm gemacht, noch am Leben erhalten werden, indem es binnen wenigen Tagen starb. b)

Das

a) Diesem nach müssen die Javanischen weit wilder, als die Bengalischen seyn; dieweil dasienige, so aus Bengala nach Europa ist gebracht worden, so zahm war, daß man es gantz sicher angreifen können.

b) Da uns dieses Thier von Behren, Saaren, und Mercklein nicht weitläuftig genung ist beschrieben worden: so wollen wir hier solches aus dem Neuhoff thun, der uns selbiges in seiner Sinesischen Gesandschaft p. 348. also beschreibet: Das Nasen-Horn hat keine Schilder, sondern nur viele Kerben, Streifen und Falten die wie Schilde anzusehen. Sonst ist die Haut an ihm dunckel, etwas aschenfarbig, wie bey dem Elephanten, der Leib glat, und ohne alles Haar, auch die Haut voll Streifen und Falten und so hart, daß man sie kaum mit einem guten Gepuischen Sebel durchhauen kan. Sein Maul ist dem Sau-Rüssel fast ähnlich, doch nicht so stumpf, sondern etwas spitziger. Ueber der

Na-

Das Tiger ist sehr häufig auf Java, und richtet viel Unheil an, zumahl da es sich oft ungescheuet unter die Mauern von Batavia begiebet; die-

Nase stehet ein spitziges und scharfes Horn (*), so, gemeiniglich schwartz, zum öftern aschenfarbig bisweilen aber, wiewohl nur sehr selten, weiß von Farbe ist. In der Grösse gleichet es beynahe dem Elephanten, ohne daß es viel kürtzere Beine hat, welches sein Ansehen sehr verringert. Sein Futter ist stachlichtes Laub und Dorn-Zweige, welches ihm iedoch die Zunge, wegen der ungemeinen Härte, im geringsten nicht verletzet. Es gruntzet wie ein Schwein; Sein Fleisch aber ist so zähe, daß es stählerne Zähne seyn müssen, die es zerbeissen wollen. Die Natur dieses Thieres ist, daß es niemanden Schaden thut, es sey denn von ihm beleidiget und zum Zorne gereitzet worden, und wo das geschehen, wütet und tobet es greulich, nicht allein wieder seine Beleidiger, sondern wieder alles, was auf dem Wege gehet, so gar, daß es auch grosse Bäume mit Gewalt zur Erden wirft. Wenn es einen Menschen erhaschet, lecket es ihn mit seiner rauhen und scharfen Zunge zu todte, darnach frisset es Haut und Fleisch und lässet die Knochen liegen. Wie genau hier dieses Thier Neuhoff beschrieben, kan ich ihm selbst bezeugen, und es werden solches auch alle übrige thun müssen, die selbiges mit Aufmercksamkeit betrachtet haben; Indessen aber wolte dieses nur noch kürtzlich mit anführen, daß die Augen vor die Grösse des Thieres sehr klein sind, daß es in der Schnautze, wo nicht irre, nur acht Zähne hat, und vorne seinen Rüssel sehr

(*) Man muß wissen, daß die Sinesischen Nasen-Hörner von den Bengalischen hierinnen etwas abweichen.

dieserwegen bekommt auch derienige der eins an dieser Stelle erschieset, 40. Holländische Gülden zum Recompense. BONTIUS saget von ihm, daß es nicht schnell auf den Füssen sey, und keinen Menschen im Laufen einholen könne. a) Dieserwegen erlauren sie auch ihren Raub viel öfterer, als sie ihm mit Laufen nachsetzen, und legen sich zu solchem Ende an den Bächen und Ströhmen unter das Laub, und lauren daselst. Wenn nun Menschen oder Thiere dahin kommen, und ih-

sehr lang und über die massen spitzig machen kan. Der Missionarius P. le COMTE giebt uns eine sehr seltsame Beschreibung von diesem Thiere, wenn er spricht: es habe auf beyden Seiten ordentliche Schilde, sey über und über mit Fisch-Schuppen bedecket, und was er vor andere abgeschmackte Dinge mehr hat, die einem Leser nimmermehr eine Idée von einem Nasen-Horne beybringen werden.

a) Es ist also falsch wenn uns PLINIUS den Tiger als ein schnelles und behendes Thier beschreibt, wie denn überhaupt zu mercken, daß Plinius mit seinen Beschreibungen der Thiere gar schlechte Ehre eingeleget hat. Boßmann, welcher Anfangs in dem Plinio wichtige Sachen und Anmerckungen von den Thieren anzutreffen vermeinete, wurde, als er sich betrogen fand, gantz ungedultig, und drücket sich deshalben in seiner Beschreibung von Guinea p. 290. also aus: Ich wolte mich zwar wegen der Tiger bey dem Plinio Raths erholen, er schreibet aber so undeutlich, ia unverständig davon, daß er vielmahl offenbahre Lügen mit einmischet, deshalben mir auch fest vorgenommen, ihn von nun an über kein Thier mehr zu befragen.

ihren Durst stillen wollen, so springen sie ihnen mit einem Quer-Sprung auf den Leib, und reissen sie zur Erden. Im Fall ihnen aber der Sprung mißlinget, ziehen sie die Schwäntze zwischen die Beine, und laufen brüllend davon. Wenn das Tiger merckt, daß ihn ein Mensch entdeckt hat, macht es sich gleich auf die Flucht, hat es aber erst denselbigen in seinen Klauen, so sauget es ihm alles Blut aus, und verzehret sodann den Cörper. Man hat bey diesem Thiere, dieses als etwas seltsames bemercket, daß woferne solches die Wahl hat, lieber einen Javanen als einen Europäer weghaschet. Saar giebt in seinem Buche p. 79. dieses zur Ursache an, daß der Javaner Fleisch viel süsser a) als der Europäer ihres sey. An eben diesem Orte führet er auch zu mehrer Bekräftigung der Wahrheit dieses Exempel davon an: Als ich, spricht er, in dem Walde bey Batavia commandirte, und zusammen gestossene Völcker von Holländern und Indianern bey mir hatte, kam in der Nacht ein Tiger, und holte zwischen zweyen Holländern einen Indianer heraus, wel-

a) Es soll dieses daher kommen, daß die Indianer fast gar kein Saltz essen, und dargegen die Europäer darinnen desto mehr thun, als welche in Indien wegen der grossen Hitze das Fleisch ungemein starck einzusaltzen pflegen. Indessen aber stehet es noch dahin, ob dieses würcklich die wahrhafte Ursache sey; zu geschweigen, daß es wohl nicht gewiß kan gesagt werden, welches Menschen-Fleisch von diesen beyden Nationen am besten schmecket, indem es wohl schwerlich ein Mensch gegen einander gekostet hat.

welchen es auch, weil wir um des Feindes willen nicht schiesen durften, glücklich davon schleppete. a)

a) Neuhoff saget, es sey das Tiger weit grausamer als der Löwe, und stelle dem Menschen heftig nach, ia verfolge ihn bis in die Häuser, und wo es die Thüren nicht vest verschlossen finde, schleiche es heimlich hinein, und schleppe den ersten, den es bekommen könne, wie eine Katze die Maus hinweg. Auch können sie auf die Bäume steigen, und die darauf geflohene herunter holen. Ob man gleich sie zahm zu machen gesuchet, so hätte es doch allezeit mislungen. Neuhoff redet hier die pure Wahrheit; denn obgleich manche sagen, das Tiger könne zahm gemacht werden, so müssen sie doch allezeit am Ende noch das Gegentheil eingestehen. Beßmannen gehet es selbsten so; denn er saget: Anfangs würden die Bestien so zahm, daß man mit ihnen, wie mit Hunden und Katzen, spielen könne: im Verfolg seiner Erzehlung aber setzet er hinzu, habe ich auch gesehen, daß sie bey ihrer Zahmheit dennoch ihre Grausamkeit blicken lassen, und darf man sich auch dem allerfrömsten ohne die gröste Vorsichtigkeit nicht sonderlich anvertrauen. Wir können bey dieser Gelegenheit nicht umhin, eine merckwürdige Historie aus des Mandelslo seinen Reisen anzuführen, welche uns zu einen völligen Beweise dienet, daß die Tiger beständig falsch und grausam bleiben. Dieser erzehlet, daß ein Praesident von seinem Tiger, der ihn vorher treu gewesen, dermassen hätte können in die Hand gebissen werden, daß woferne er, Mandelslo, und andere ihm nicht bald wären zu Hülfe gekommen, er selbige vermuthlich würde eingebüsset haben. Nicht lange darauf hat er einen alten Schiffsmann von drey und sechzig Jahren, der sonst wohl mit ihm hat zu rechte kommen können, heftig angefallen, und die Wade

Die Büffel laufen in der größten Menge in den Wäldern und auf den Aeckern herum, und thun den Leuten grossen Schaden. Wie Elias Hesse in seiner Reise nach Indien p. 268. berichtet, so sind sie hier von gewaltiger Grösse, und haben die Art an sich, daß sie die Europäer nicht wohl leiden können. Sie gleichen den Ochsen, und haben auch solche Hörner, ausser daß sie viel grösser und stärcker, als iener ihre sind. An statt der Haare findet sich bey ihnen eine sehr feine Wolle, welche iedoch bey den Kühen weit länger und bes-

des lincken Beines fast gantz hinweg gerissen. Es sind zwar gleich sechs Personen herzu gelaufen, und haben den Mann zu retten gesuchet, welches aber nicht eher geschehen können, als bis man den Tiger in die Kehle gestochen, und da er dem ohngeacht noch grausam getobet, gar todt geschlagen hat. Dieses kan in dem Auctore p. 165. weitläuftiger nachgelesen werden. Wie uns Boßmann berichtet, so sind in Guinea die Tiger an Grösse den Büffeln gleich; auf der Insel Summatra aber, alda sie überaus häufig und grausam angetroffen werden, gleichen sie nur den Englischen Doggen. In dieser Insel haben sie eine gelbe Farbe, mit schwartzen unterlauffenden Striehmen, zuweilen aber auch eine röthlichte, mit schwartzen Flecken besprenget. Der Kopf, die Klauen, Schnurren und sein gantzes Wesen, ist den Katzen sehr gleich, es hat aber dabey erstaunliche Stärcke. Der Bergmeister Vogel erzehlet uns, daß als in der Negerey Moero Tambangh etliche Sclaven einen Büffel-Ochsen, der wenigsten am Gewicht acht bis zehn Centner schwer war (dieses ist gantz wohl möglich, in dem P. Hennepin saget, daß allein die Felle 130. Pfund wägen) eingehandelt, und ihn darauf mit

besser, als bey den Ochsen angetroffen wird. Sie haben zwar einen kurtzen aber sehr dicken und fetten Hals. Auf dem Rücken, oder vielmehr zwischen ihren beyden Schultern, tragen sie einen kleinen Buckel, welcher höher als der Kopf stehet. Die Beine sind dicke und kurtz, und gleichfals mit langer Wolle bewachsen. Zwischen den Hörnern befinden sich schwartze Haare, die ihnen über die Augen hangen, welches sie überaus verstellt. Weil ihr Fleisch sehr saftig, und mit hohen Fette bewachsen ist, so hat es einen annehmlichen

mit einem Seile an einen starcken Baum angebunden hatten, um ihn des folgenden Tages zu schlachten: kam in der Nacht ein Tiger, riß ihn loß, schlepte ihn den Berg hinunter, und trug selbigen auf einen andern Berg. Die Sclaven wolten zwar, spricht er ferner, dem Tiger nachgehen, weil es aber so dunckel war: so ließ ich ihnen solches nicht zu. Des andern Morgens aber gingen sie dem Schweisse nach, und fanden dem Büffel auf gedachten Berge liegen. Kurtz vor ihrer Ankunft hatte der Tiger denselbigen, nachdem er zuvor fast ein gantzes Hinter=Virtel verzehret, sicher verlassen. S. Johann Wilhelm Vogels Ost=Indianische Reise=Beschreibung II. Theil p. 358. Uebrigens ist zu wissen, daß man vier bis fünferley Gattungen von Tigern hat, welche theils durch ihre Grösse und Natur=Beschaffenheit, theils durch andere Merckmale, von einander unterschieden werden. Diesen Unterscheid aber recht zu finden, ist schwer, und man wird sehen, daß diese Species von Thieren gar oft mit einander vermenget werden, welches auch Scaliger in der CCVIII. Exercitation thut, indem er den Indianischen Tiger und den Leoparden vor einerley Thier hält.

Geschmack. Woferne sie nicht in der Jugend wohl gezähmet werden, so sind sie wild und störrig, und mag kein Zwang hernach etwas helfen. Wo aber dieses geschicht, so wird ein Büffel dergestalt gezogen und gewöhnet, daß man ihn an die Wagen spannet, und zu harter Arbeit gebrauchet indem er eine überaus grosse Last tragen kan. a) Sonst haben auch die Javanischen Fürsten im Gebrauch, daß sie die Büffel recht prächtig anputzen, und damit in grossen Staate aufgezogen kommen. b)

Nun-

a) Scaligers Beschreibung des Büffels, wie auch verschiedener anderer Thiere ist nicht alzu richtig. Weil er aber bey manchen Gelehrten im Ansehen stehet: so wollen wir nichts davon gedencken.

b) Die Illinoier, die eine überaus zahlreiche Nation in Nord-Indien ausmachen, und in deren Lande eine grosse Anzahl von Büffeln ist, pflegen selbige auf eine merckwürdige Weise zu iagen. So bald sie einen Haufen von diesen Ochsen beysammen erblicken, kommen sie eilens herzu gelaufen, und legen in das dürre Graß, von allen Seiten um die Thiere Feuer an, etliche wenige Passagen ausgenommen, die sie ihnen mit Fleiß offen lassen. An diese stellen sie sich sodann mit ihren Bogen und Pfeilen; und wenn nun die Büffel um dem Feuer zu entfliehen, vor ihnen vorbey laufen, so schicken sie einen grossen Pfeil-Hagel unter sie, durch welche List diese Wilden eine solche Menge tödten, daß sie oft nach vollendeter Jagd, über 100. erlegte Stück zusammen tragen können. S. P. Louis Hennepin neue Entdeckung vieler und grosser Landschaften in America I Theil p. 130. In Ost-Indien iaget man dargegen die Büffel gantz anders, welches auf folgende Weise geschicht: der Jäger, welcher auf einem Pfer-

Nunmehr kommen wir zu einem gar besondern und höchst Bewunderns würdigen Geschöpfe, welches wie LEGVAT berichtet, nur allein auf Java anzutreffen ist, a) und fast gäntzlich menschliche Ge-

Pferde sitzt, so darzu abgerichtet ist, verfolget das Thier mit einer Lantze, und wenn er es eingeholet, sticht er es in die Hüfte und durchschneidet ihm die Sehnen. Wenn sich der Büffel verwundet siehet, rennet er mit voller Macht hinter dem Jäger her, wo er solchen aber nicht einholen kan, läuft er wieder zurück; worauf ihn dieser noch mehr verwundet, und nachdem er den Büffel gelähmet hat, hauet er ihm den Kopf herunter, und verfolgt darauf seine Jagd weiter. S. des Admiral Ansons Reise um die Welt p. 569.

a) LEGVAT irret hier, denn man findet derer auch auf der grossen Insel Borneo, desgleichen in Sina, Angola, und Guinea. Neuhof berichtet uns von ihm, man nenne es in Gannan, Fese, sey an Gestalt den Menschen sehr gleich, und fange oft an über laut zu lachen. Salmon gedencket, daß der Capitain Beekmann ein dergleichen Geschöpf in Borneo gekauft habe. Dieses liebte das Geträncke so sehr, daß wenn es in der Cajüte allein war, niemals versäumete, einen guten Trunck aus der Pundch-Kanne zu thun. Des Capitains Flaschen-Futter wuste es treflich zu öfnen, trunck vielen Brandtewein daraus, und setzte darauf die Bouteillen allezeit wieder an seinen gehörigen Ort. Wenn der Capitain Beekmann dieserwegen auf selbiges böse wurde, fieng es an zu seufzen und zu weinen, und hörete nicht ehr auf, als bis er völlig wieder besänftiget war, und wenn es des Abends schlafen wolte, so legte es seinen Kopf, gleich den Menschen, auf den Arm. Als es unterwegens auf dem Schiffe starb, war es nur erst ein Jahr alt, und diesem ohngeachtet, doch weit stärcker, als einer von allen Menschen, die sich auf dem Schiffe befanden.

Gestalt hat. Hamilton meldet, daß man dieses Geschöpf Oran-Ootang oder auf Teutsch Wald-Mann nennet. Leguat hat zu verschiedenen malen, eines von diesen Geschöpfen, welches ein Weiblein war, auf einem Bollwercke des Castells zu Batavia gesehen. Es hatte daselbst sein Haus, und ging niemals anders als auf zwey Beinen. Seine Gestalt war lang und dicke, und wenn es ausging, oder sonst zu iemanden kam, bedeckte es immer die Scham mit der einem Hand. In dem Angesichte, und auf den Händen oder Vorder-Pfoden hatte es keine Haare, daher seine Positur wenig von der Hottentotten ihrer unterschieden war. Diese Creatur machte täglich ihr Bette recht zierlich, legte sich des Abends hinein, und deckte sich mit einer Decke von Wat zu. Unterweilen band sie ein Tuch ums Haupt, und legte sich nieder, gleichsam als würde sie mit Kopfschmertzen geplaget. Sie nahm auch sonst noch viel seltsame und besondere Dinge vor, welche aber alle hier anzuführen, zu weitläuftig fallen würde. Nachgehens wurde dieses Geschöpf mit eben der Flotte, auf welcher Leguat heraus reisete, nach Europa gesand. Als es aber in kalte Luft kam, so starb es. Leguat bildet sich ein, a) daß man grosse Mühe gehabt habe, der Creatur etwas beyzubringen, als welches allein bey solchen Geschöpfen, die ein wenig fähig sind, anzugehen schei-

a) Es würde uns bey dieser Sache angenehmer seyn, wenn er uns statt der Meinung, was gewisses vorlegte.

scheinet. Salmon saget, manche meineten, daß es von einem Affen und einer Indianischen Sclavin sey gezeuget worden. Es darf aber dieses nicht nur gemeinet, spricht er ferner, sondern kan auch von einem mäßigen Judicio als gewiß begriffen werden, zumal da es sehr rahr ist. Denn wenn die Sclavinnen etwas versehen haben, und sich deshalben nicht wieder zu ihren unbarmhertzigen Frauen getrauen: so laufen sie oft in die Wälder, da denn nicht ohnmöglich, daß sie in Ermangelung menschlicher Gesellschaft, sich mit Affen einlassen. Das ein solches Geschöpf würcklich in Batavia gewesen, redet Salmon ferner, stehet gar nicht zu zweifeln, dieweil es Leguat, ein überaus glaubwürdiger Reisender, versichert; und setzet er noch hinzu, daß man nicht eigentlich wisse, wie diese Creatur in die Welt gekommen sey. Wer die Anmerckungen des Amsterdamischen Bürgemeisters Hrn. Tulpii gelesen, und was sonst von diesem merckwürdigen Geschöpf geschrieben worden, wird gar nicht zweifeln, daß eine dergleichene Art von Creaturen sey, welche man durch GOttes Verhängnis allein in Ost-Indien findet. a) Weil Hamilton vieles davon angemercket hat, welches von dem Leguat nicht ist berühret worden, so wollen wir es hier nochmals mit seinen Worten beschreiben. Unter allen Creaturen ist es der Gestalt und dem Verstande nach dem Menschen am ähnlichsten.

a) Daß sich dieses nicht also verhalte, und man deren auch in Africa antreffe, ist bereits schon angeführet worden.

Dasienige so er sahe, war vier Fuß lang, etwas groß vom Leibe und lang von Armen, daher es mit den Fingern die Knie erreichen konte. Die Lenden und Beine sind starck, und nach Proportion des Leibes, etwas zu klein, die Füsse an den Zähen breit, bey den Fersen aber schmal. Der Bauch stehet ein wenig heraus, und ist mit einem hellfarbenen Haar bedeckt. Der Kopf ist etwas groß, das Angesicht breit und völlig, die Augen klein und grau, die Nase klein und platt, die Oberlefzen und Unterkien-Backen aber groß. Das Geschöpf schneutzet seine Nase selbst, und wirft s. v. den Unflat mit den Fingern weg. Es kan auch Feuer anzünden, und mit dem Munde aufblasen. Hamilton hat eines gesehen, so sich Fische siedete, und hernach mit gekochten Reisse verzehrete. Die Weibgen haben ihre ordentliche Zeiten, alle keinen Schwantz, sind von traurigen Temperament, und ihr gantzes Wesen siehet recht darnach aus; wenn sie auch gleich iung sind, mögen sie doch nicht gerne spielen, wie solches andere Thiere, und besonders iunge Affen zu thun pflegen. a)

Auf

a) Mit diesem Oran-Ootang scheinet mir dasienige Meer-Wunder, oder derienige Wasser-Mann, welcher sich zu Anfange des 1716. Jahres auf der Dalmatischen Küste hat sehen lassen, nicht nur eine Aehnlichkeit zu haben, sondern ihn auch bey weiten zu übertreffen. Da es eine überaus merckwürdige Begebenheit, die starck ist confirmiret worden, so wird es hoffendlich dem hochgeneigten Leser nicht entgegen seyn, wenn ich hier dieser Geschichte mit mehreren Erwehnung thue. Im Januario des oben gedachten

Jah-

Auf Java befinden sich auch sehr viele Affen, die nach ihrer Art hin und wieder grossen Muthwillen ausüben. Sie kommen manchmal zu ein, bis zwey hundert gezogen, und wo sie ihren Marsch hinnehmen, da richten sie sowohl auf den Aeckern, als auch in den Gärten grossen Schaden an. Wenn sie die Einwohner veriagen wollen, so müssen sie mit Schieß=Gewehr wohl bewaffnet seyn, wiedrigenfalls sie sonst von den Affen übel mit Steinen zugerichtet werden. Man hat gar verschiedene Arten von ihnen, darunter besonders zwey merckwürdig sind, nemlich die Bavianen und die fliegenden Affen. Wenn die Bavianen aufgerichtet stehen, so sind sie am Grösse den Menschen gleich, an Stärcke aber ihnen weit überlegen, sintemal ein Baviane zwey bis drey Personen auf sich nehmen kan. Die Weibigen haben oben zwey grosse Brüste, an welchen sie ihre Jungen ordentlich auf menschliche Weise säugen. Die fliegenden Affen werden hin und wieder von den Reisenden, als was besonders angemerckt, wie sie aber aussehen, und was es vor eine Beschaffenheit

Jahres geschahe es, daß sich auf der Küste von Ragusa, einer kleinen Christlichen Republic am Golfo di Venetia in Dalmatien, ohngefehr vier oder fünf Meilen von der Stadt Ragusa in menschlicher Gestalt ein Meer=Wunder sehen ließ, welches beynahe eine Höhe von funfzehn Fuß haben mochte. Sein Kopf war ungemeiner Grösse, die Füsse aber, nebst den Armen und Beinen waren mit den übrigen Theilen des Leibes sehr wohl proportioniret. Dieses alles aber muste man durch lange Perspective oder Tubos in

heit mit ihren Flügeln hat, davon habe vieler Nachschlagens ohngeacht, nirgens was finden können.

Die

in der Ferne beobachten, indem sich kein Mensch fand, der sich ihm nähren wolte. Dieser Meer-Mensch kam gegen Mittag aus dem Wasser hervor, und ging mit grossen Schritten auf der Erde spatzieren. Er streckte seine Hände oft in die Höhe, gleich als wolte er sie gegen den Himmel aufheben, und wenn er sie denn wieder sincken ließ, erhub er ein so starckes Geschrey und durchdringendes Geheul, daß man solches mehr als eine halbe Frantzösische Meile davon hören konte. Hierdurch wurden nun die Einwohner dergestalt erschreckt, daß keiner zu ihm zu gehen, und mit ihm zu reden sich unterstund. Inzwischen kehrete dieser Wunder-Mensch gegen drey Uhr gemeiniglich wieder nach dem Meere zurück, und kam bald an diesem, bald an einem andern Orte zu seiner gewöhnlichen Zeit wieder heraus, nachdem es ihm einfiel, da oder dort frische Luft zu schöpfen, und sich durch spazieren gehen, auf dem vesten Lande ein Vergnügen zu machen. Nachdem er aber etliche Tage nach einander ausgestiegen war, so kam er nicht wieder. Ob er solches aus Verdruß gethan, daß er mit den Einwohnern nicht hat können in Bekanntschaft kommen, oder ob ihm im Wasser ein Unglück begegnet, oder was er sonst vor eine Ursache des Aussenbleibens gehabt, kan man nicht wissen. Diese Begebenheit hat einen Gelehrten in Franckreich, Nahmens Durandum Theol. & Med. D., bewogen, seine Meinung in einem Briefe darüber an den Tag zu legen. In diesem behauptet er, daß alle Thiere aus solchen Eyern entsprungen, welche GOtt von Anfange der Welt gemacht hätte, und daß sich solche nicht ehr öffneten, als bis sie durch eine Specificam Fermentationem ausgebrütet würden. Nachgehens glaubt er, es könne

Die Ziebeth-Katzen a) sind wie die Füchse gestaltet, haben aber Schwäntze wie die Katzen, und sind am Leibe wie die Leoparden mit Flecken besprengt.

könne solches auch gar wohl aus dem plötzlichen Schrecken einer schwangern Sirene vor einem Menschen gekommen seyn, indem ia bekannt wäre, was die Einbildung und das unvermuthete Erschrecken schwangerer Weiber vor Monstra hervor gebracht hätte. Indem ich dieses schreibe, ersehe ich aus den Zeitungen, daß man in der Wertheimischen Gegend einen Haasen mit Schweins-Zähnen geschossen hat, wobey der Autor von der letzten Meinung des Durandi nicht abgeneigt scheinet. Allein Paullini hält von allen diesen nichts, und will besonders dieses letztere, nemlich daß das Erschrecken eines trächtigen Thires so vielen Eindruck in die Frucht hätte, nicht eingestehen; dargegen ist er der Meinung, daß dergleichen Wunder von Erschaffung der Welt gleich mit wären von GOtt gemacht worden. Die Geschichte selbst, als auch die Meinungen davon, welche iedoch etwas confus vorgetragen sind, kan in des Antonii Paullini Curieusen Cabinet ausländischer Merckwürdigkeiten p. 144-157. weitläuftiger nachgelesen werden; allwo man auch dieses seltsame Geschöpf in grosser Figur vorgestellet siehet.

a) Michael Hemmersam saget in seiner Reise nach West-Indien p. 28.: daß man dieselben in Fallen fange, so in zwey Theile getheilet wären. In den Hintertheil setze man einen Hahn, damit wenn die Katze auf sein Geschrey herbey käme, und ihn fressen wolte, sich darinne fänge. Nach dieses Reisenden Aussage werden die Ziebeth-Katzen mit 10. bis 20. Gulden bezahlet; dargegen Boßmann p. 298. gedencket, daß man in Guinea, ein oder zwey Thaler vor eine geben dürffe.

sprengt. So wohl der General-Gouverneur, als auch andere vornehme Leute in Batavia, halten ihnen eigne Wild-Meister, welche sie warten, mit guten Futter versehen, und ihnen die Woche zweymal den Ziebeth, welcher an einer Blase liegt, abnehmen müssen. Dieser Ziebeth siehet wie Eyter so weiß aus, und hat einen sehr starcken Geruch. Bey dessen Einkaufung, muß man sich wohl vorsehen, daß man ihn nicht verfälscht bekommt, weil der Betrug damit in Indien sehr groß ist.

Der Leuer oder Faullentzer ist fast wie eine Affe gestaltet, aber sehr mager, und siehet mit den Augen fürchterlich aus. Er frißt, säuft und gehet sehr faul und langsam, welches eben zu seiner Benennung Anlaß gegeben. Ob er gleich von einem Hunde oder andern Thiere verfolget wird, setzet er doch keinen Fuß schneller fort, sondern wenn sie nahe an ihn kommen, kehret er sich um, und meinet, sie durch sein fürchterliches Ansehen abwendig zu machen.

Ueber dieses findet man noch Elende, Hirsche, die aber unsern nicht an Grösse gleichen, eine Art kleiner Hasen, Steinböcke, wilde Pferde, Katzen und Schweine, welche letztern sehr häufig sind. Die Europäer haben zwar hier die freye Jagd, iedoch wird keinem erlaubt über drey oder vier Stunden von der Stadt zu gehen. Gehet aber einer weiter, bringen ihn die Einwohner gefänglich in die Stadt, und erhalten davor 10. Rthl. Ein solcher wird darauf als ein Deserteur gestrafet, nemlich er muß ein halbes Jahr an einer zehn Schuh langen Kette laufen, woran allezeit

zeit zwey geschlossen werden, und Sontags sowohl als Wercktags Holtz hauen.

Was die hiesigen zahmen Thiere anlanget, so sind solche: gezähmte Büffel, Schweine, Böcke, Ziegen, Schafe, Rind-Vieh und Pferde; die Pferde aber, welche in Java fallen, sind klein und unansehnlich, daher sich reiche und vornehme Leute welche aus Persien kommen lassen, die sie aber sehr theuer bezahlen müssen. Alle Thiere die man aus Europa hieher gebracht hat, haben sich gut vermehret, ausgenommen die Schafe, welche bis dato noch keinen grossen Haufen ausmachen, und um deswillen auch sehr theuer verkaufet werden.

Das VI. Capitel.

Von den Insecten, die sowohl im Wasser, als auf dem Lande gefunden werden.

Die Crocodille nennen hier die Einwohner Caiman und sind etliche, nach Mercklein Bericht, 16. bis 18. Schuh lang und 3. bis 4. breit. Wer dergleichen Thier bey Batavia erlegt, und bringt es dem General-Gouverneur, bekommt 40. Gulden zur Verehrung; denn die Holländer bemühen sich auf alle Weise, ihr Land von dergleichen schädlichen Thieren zu reinigen. Fast alle Reisende, wie auch Neuhof selbsten, kommen hierinne mit einander überein, daß es wie eine Eydexe gestaltet, und Safran-färbig sey, ausser daß der Bauch etwas weiser aussähe. Die Stirn ist breit, der Rüssel wie bey einer

Saue

Saue gestaltet, und der Rachen stehet bis an die Ohren offen. Die Zähne sind groß und starck, stehen weit von einander, und sitzen ihm wie Kämme in dem Rachen. Es hat keine Zunge, sondern an statt derselbigen eine haarichte Haut, welche wie eine Zunge gestaltet, an die Kinnbacken aber vest angewachsen ist: daher man sie nicht in die Höhe heben kan. Seine Augen sind groß, und mit schwartzen Aug-Aepfeln versehen. Das Rückrad hat 60. steife Gelencke, die Beine sind mit scharfen Nägeln bewaffnet, und der Schwantz ist wie der gantze Leib so lang, wiewohl man nicht gewiß sagen kan, an welchem Orte sich derselbe eigentlich anfange. Sie legen bey 30. ia wie Neuhof saget, bey 60. Eyern in den Sand, und brüten sie entweder selbsten aus, oder verscharren sie in den Sand, und lassen sie durch die Sonnen-Hitze darinne ausbrüten. Ob gleich dieses Thier den Menschen sehr gefährlich ist; so kan sich doch schon ein Vorsichtiger vor ihm hüten, indem GOtt dasselbe so weislich geschaffen, daß es sich dem Menschen, durch seinen übeln Geruch, womit es die gantze Gegend anfüllet, des Versteckens ohngeacht, also bald verräth. Seltsam ist es, daß man im Königreich Japara, welches auf dieser Insel liegt, und von dem wir unten ein mehreres reden werden, diese Thiere an statt der Hencker gebrauchet. Jürgen Andersen erzehlet: Es hatte der dasige König in einem verschlossenen Garten einen grossen Teich, und in demselben einen Crocodill, mit welchem er die Missethäter abzustrafen pflegte.
In

In diesen sahe er von einem Pfaffen einen Dieb geführet bringen, welcher Pfaffe auf ein Theatrum stieg, und mit seinem Lesen so viel zu wege brachte, daß der Crocodill wie ein iunger Teufel aus dem Wasser hervor kam, den Uebelthäter mit seinem Rachen ergrief, und sodann mit ihm wieder unter das Wasser lief. Sonst pflegen auch die Indianer zu der Zeit der Belagerung, ihre Wassergräben mit diesen Thieren häufig anzufüllen, damit sich die Feinde, der Stadt nicht alzu sehr nahen dürfen.

Die *Alligatores* sind Amphibia, und kommen mit den Crocodillen in vielen Stücken überein, daher sie auch von den meisten vor eine Art derselben ausgegeben werden. Dieses Thier ist 16. 17. 20. und mehr Fuß lang. Der Kopf, Rücken und Schwantz sind gleichsam, als mit einem Pantzer verwahret, unten am Bauche aber kan man ihm schon mit einer Kugel beykommen. Die Augen liegen etwas tief in dem Kopfe, und über selbigen sind zwey Knoten. Die 4. Steine, welche dieses Thier hat, und die starck nach Muscus riechen, pfleget man zu pulverisiren, und bey der Wassersucht als eine Medicin zu gebrauchen. Weil das Fleisch hart, zähe und auch von schlechten Geschmack ist, so läßt es sich nicht wohl geniessen. Auf dem Lande thut es keinem Menschen Schaden, vielmehr fürchtet es sich vor ihm, in dem Wasser aber ist es dargegen desto schlimmer. In dem Herbst soll es viel Nüsse einschlucken, und sich lange davon erhalten können.

Die Schlangen sind auf Java von gar ungeheurer Grösse, und thun Menschen und Vieh sehr grossen Schaden; daher derienige, der eine tödtet, gleich wie bey andern schädlichen Thieren geschicht, von dem General-Gouverneur eine ansehnliche Belohnung bekommt. Ihre Zähne sind nicht im Stande den Raub zu zermalmen, daher sie alles gantz hinein schlucken, und es so dann an einem versteckten Orte verdauen. Wir können nicht umhin, etliche höchst merckwürdige Geschichte hiervon anzuführen, welche sich alle auf dieser Insel zugetragen haben, und von glaubwürdigen Männern erzehlet werden. Im vergangenen Seculo trug es sich zu, daß ein Wild-Schütze, nebst seiner Frau, welche ein klein säugendes Kind bey sich hatte, ein Wildschwein zu schiesen ausging. Da sie in den Wald kamen, sahe der Mann auf einem Baume einen Affen, welcher, da er ihn herunter schoß, in ein dickes Gebüsche fiel. Weil er aber solchen nicht allein finden konte, rufete er seine Frau herbey. Auf des Mannes Rufen nun setzte sie das Kind bey einem Baum, und ging also fort mit dem Manne in das Gebüsche. Als sie wieder zurück kamen, war das Kind unter dem Baume weg, weshalben sie solches mit grossen Aengsten in dem Walde suchten. Nach vieler vergebener Mühe sahen sie endlich eine grosse und dicke Schlange, welche sich etlichemal um einen Baum herum geschlungen hatte. Aus dieser sonderbahren Dicke schloß der Mann, daß diese Schlange vermuthlich der Kinder Dieb seyn müsse. Die-

ser

fentwegen hieb er sie von einander, da er denn das Kind noch lebendig in ihrem Bauche antraf, und solches zu aller Verwunderung wieder gesund nach Batavia zurück brachte. Dieses findet man in des D. Olitzschens seiner Reise nach Ost-Indien, die von Hessen ist aufgesetzet worden p. 95-97. Daß wir aber in diesen Erzehlungen fortfahren; so sind nach des Behrs Bericht p. 21. einsmal zwey Schlangen nach Bantam gebracht worden, davon die eine, eine Indianische Frau und einen Stein-Bock im Leibe hatte, in der andern aber, eine andere Schlange, und ein grosses wildes Schwein lag. Von dieser letztern ist die Haut ausgestopfet, und in den Pallast des Generals gesetzt worden. Die allermerckwürdigste Geschichte finden wir in des glaubwürdigen Mercklein seiner Reise p. 353. Zu meiner Zeit, spricht er, wurde eine grosse Schlange in das Castell zu Batavia gebracht, welche eine Indianische Frau, eine andere Schlange, die 36. Schuh lang war, und ein ziemlich grosses wildes Schwein gantz eingeschluckt hatte.

Ferner befindet sich hier ein sehr schädlicher Wurm, welcher Centope oder Tausendbein genennet wird, der eine Spanne lang ist, bräunlichte Farbe und unzählich viel weise Beine hat. Er ist über die masen giftig; daher wenn er einen zwicket, solches nicht nur alsobald aufläufet, sondern der Gestochene auch vor Schmertz fast gantz toll und rasend werden möchte. Wieder diesen giftigen und gefährlichen Stich ist kein besseres Mittel zu finden, als wenn man gleich

Ohren-Schmaltz darauf schmieret. Andersen saget von dieser Insecte, daß sie sehr schmal sey, und sich gemeiniglich in alten Mauern aufhalte.

Unter die höchst schädlichen Thiere, ist ausser allen Streit auch der Jacco zu rechnen. Dieses Thiergen, welches einer Eidexe sehr ähnlich ist, benetzet fast alles, was ihm nur vorkömmt mit seinem Urin, und wo etwas auf den Leib eines Menschen fält, frist es gleich wie der Krebs um sich. Wo man nicht gleich dahinter her ist, und es mit einem Schab-Eisen abschabet, oder in Ermangelung dessen, das Fleisch mit einem Messer herausschneidet, so läuft eine Blatter auf, und wenn einmal dieses geschehen, so ist der Schade gantz unheilbar. Diesemnach würde dieser Wurm grosses Unheil anrichten, wenn nicht der weise und gütige Schöpfer, ihm in die Natur geleget, daß er sich mit seinem beständigen Jacco-Rufen dem Menschen entdeckete, und vor der bevorstehenden Gefahr selbst warnete.

Die kleinen Scorpionen sehen weiß aus, dieienigen aber, die an Grösse einem Krebse beykommen, haben eine schwärtzlichte Farbe. Beydes Ungeziefer, hält sich in alten Wällen und Mauern auf, und wenn es regnet, so kriegen sie aus selbigen herfür. Die Hüner trachten ihnen mächtig nach, und ist höchst zu verwundern, daß sie ihnen, wie Saar berichtet, nicht nur nichts schaden, sondern sie auch so gar groß und fett davon werden. Die hiesigen Scorpionen haben nicht so starcken Gift, als in andern Ländern: denn, wenn man von ihnen gestochen wird,

macht

macht es zwar grossen Schmertz und starcke Geschwulst, im Fall man aber binnen 24. Stunden Mittel brauchet, so kan der Stich gar leicht getheilet werden. Es ist merckwürdig, daß sich die iungen Scorpionen, in grösser Menge an ihre Mutter hängen, und so lange an ihr saugen, und sitzen bleiben, bis sie darüber crepiret.

Die Kacker-Lacken gleichen in den meisten Stücken einem Käfer, sind aber grösser, röthlich von Farbe, und haben sehr dünne Flügel. Diese Thiere werden vornemlich in alten Häusern und Schiffen gefunden, daselbst sie die Bücher und Leinwand durchfressen, und sich insonderheit über süsse und gute Speisen hermachen; dahero sie die Einwohner mit unter die grösten Land-Plagen rechnen. Mit ihrem Beissen und Stechen werden des Nachts die Schlafenden auch gar heftig beunruhiget, und wenn sie ihnen zur Strafe die Köpfe abreisen, so verursachet solches einen gar unleidlichen Gestanck.

Nicht geringe Verdrießlichkeiten verursachen auch den Einwohnern die Muscieten, so eine Gattung kleiner Fliegen sind, und sich gemeiniglich bey der Sonnen-Untergang in grosser Anzahl einzustellen pflegen. Sie haben lange Beine, und weil sie sehr giftiger Natur sind, so läuft das Fleisch nicht nur heftig von ihren Stechen auf, sondern es pfleget insgemein auch Blut aus der Wunde zu gehen. Herport spricht: daß er und seine Mitreisenden den Schmertz gar nicht würden haben vergessen können, daferne sie sich nicht einen Rausch in Arack getruncken hätten. Man-

che Stiche sind auch von diesen Thieren so giftig, daß die Leute nicht selten dadurch um Arm und Bein gekommen sind. Das beste Mittel wieder dieses Uebel ist, wenn man den Stich nicht mit Nägeln kratzet, dargegen ein wenig Kokos-Oel darauf streichet.

Es findet sich auch eine gewisse Art von *Cameleons* hier, die so groß als kleine Wieseln sind, selbigen aber an Schönheit in geringsten nicht beykommen. Sie haben eine haarreiche Haut, die ein wenig schwartzfahl ist, und wegen ihrer Glätte durchsichtig zu seyn scheinet. Es thun diese Thiergen niemand schaden, und pflegen, wie Salmon berichtet, die Haut nicht wie die übrigen zu verändern. a) Der

a) Da das Camelon eins mit der merckwürdigsten Thiergen, und doch solches von den Reisenden in ihren Beschreibungen von Java wenig gedacht wird, auch des Salmons hiesige Abbildung weder zulänglich noch allzurichtig ist, so wollen wir solchen Mangel aus andern Reisen ersetzen; und da selbiges nach des Boßmanns Versicherung niemand besser, als *Cornelius de Bruin* beschrieben hat, führen wir hier billig seine Nachricht vor andern am ersten an. Als ich in Smirna, lauten seine Worte, keine sonderlichen Verrichtungen hatte, schafte ich mir bey Gelegenheit etliche Cameleons an, um zu sehen, wie lange doch diese Thiergen leben würden. Insgemein hatte ich ihrer 4. in einem grossen Bauer, welche ich zu gewisser Zeit über eine Kammer heraus laufen ließ. Manchmal trug ich sie auch auf den Hinter-Saal, alwo sie die See-Luft anwehete, bey derselben Empfindung sie sich überaus lustig erzeigten, und die Luft mit aufgesperreten Rachen in sich zogen. Die Naturkündiger

Der Salamander ist auch eine sehr schlimme Insecte auf dieser Insel, und hält in der Länge ohngefehr eine Viertel-Elle. Die Physici sagen zwar von ihm, daß er im Feuer nicht könne verbrennet werden, Herport versichert aber in seiner Reise-Beschreibung p. 20. daß man in der

diger halten vest davor, daß sie von der Luft leben, und dieses gewiß nicht ohne Ursache, indem ich die meinigen niemals weder fressen noch saufen gesehen, es sey denn einige Mücken, davon ich unten reden will. Nicht weniger ist es eine Wahrheit, daß sie öfters ihre Farben verändern, und habe ich solches in einer halben Stunde drey bis viermal deutlich bemercken können. Ihre meiste Farbe, die sie anzunehmen pflegen, ist treflich grün und mit kleinen gelben Flecken so schön durchmischet, daß man sie schwerlich besser schildern würde. Bißweilen haben sie auch braune Flecke, oder sehen gantz schwartzbläulicht, wie die Maulwürfe aus. Natürlich sehen sie grau oder mausefahl, und ihr Fell ist sehr dinne und durchscheinend. Daß man behaupten will, ob nähmen sie die Farbe von allen gegenstehenden Sachen an, ist gantz falsch, und habe ich sie niemals roth, oder in einer andern Farbe gesehen. Sie müssen meistens bey Endigung des 4. Monats sterben, alldieweilen ich sie niemals 5. Monathe erhalten können. Um zu sehen, wie sie inwendig beschaffen, schnitte ich eins auf, und fand 31. Eyer, so groß wie kleine Vogel Eyer, dicht beysammen, und die wie mit einem Faden auf einander vest gemachet waren, nichts aber von Eingeweide, oder andern dergleichen Sachen. Ihre Zunge, welches zu verwundern, ist so lang, wie ihr gantzer Leib, und bedienen sich derselben im Fliegenfangen, welches von den Naturkündigern

That befunden, daß selbiger gleich andern Thieren von der Flamme verzehret würde. Mercklein behauptet p. 370. eben dieses, wenn er spricht: als wir etliche in ein grosses Feuer wurffen, löschten sie zwar solches, so weit sie es berühreten, aus, wurden aber doch endlich noch von den umliegenden Kohlen völlig verzehret. Endlich bezeuget es auch der alte *Dioscorides* L. II. c. 67. alwo er weiset, worzu dessen Asche dienlich

bestätiget, und auf diese Weise beschrieben wird: Das Cameleon beweget sich nicht von der Stelle, sondern strecket seine Zunge, so bald es die Fliege siehet, mit unglaublicher Geschwindigkeit aus, ergreift sie mit derselben Spitze, und schluckt sie durch seinen aufgesperreten Rachen hinunter. Wenn sie irgends von einer Höhe herunter klettern, strecken sie einen Vorder-Fuß gantz sachte voraus, darauf den andern, und eben so machen sie es mit den hintersten Füssen. Mit dem Schwantz halten sie sich an einem oder dem andern Orte an, und lassen sich alsdenn so weit herunter, als möglich ist; im Fall sie aber die Erde nicht erreichen können, so lassen sie sich durch einen Fall auf selbige hinunter. Es behaupten zwar einige Scribenten, daß sie den Rachen meistentheils offen hätten; allein ich habe es selten, oder niemals gesehen, es sey denn, wenn ich selbige an einen Ort getragen, wo sie die freye Luft empfanden, und selbige in sich ziehen konten, da sie den Schlund offen hielten, und durch vielfältige Bewegungen, ihr sonderliches Vergnügen spüren liesen. Die Augen sind gantz rund, schwartz und sehr klein, und was am seltsamsten, können sie eins auf diese, das andere auf jene Seite kehren, folglich oben, und unten alles auf einmal bemer-

lich sey; woraus also sicher folget, daß diese Erzehlung eben so eine Fabel ist, als wenn man von dem Crocodille saget, daß es bey Erblickung eines Menschens Thränen vergiese. Uebrigens ist von dem Salamander noch zu mercken, daß er sehr giftig ist, und daß von seinem Urin, wo er das Fleisch berühret, alsobald die Haut herunter gehet, welches denn unsägliche Schmertzen verursachet.

mercken. Die Guineanischen sind von diesen in manchen Stücken unterschieden; denn sie leben auf 4. Jahr lang, und hat man sie füglich lebendig nach Europa bringen können: desgleichen können sie die Zunge nicht so heraus stecken, vielweniger Fliegen fangen, und zuletzt sind ihre Eyer nicht so gestaltet, wie den überhaupt Boßmann dem Bruin hierinne eines Fehlers beschuldiget. Die Beschreibung, welche der Missionarius, P. Antonius Zucchellius, in seiner Reise p. 147. von Cagonischen giebt, ist in vielen Stücken von diesen unterschieden, daher wir dasjenige, worinne er von dem Bruin und Boßmann abgehet, oder was er sonst noch hinzufüget, kürtzlich anführen wollen. Sie gleichen, spricht er, in vielen Stücken den Eydexen, sind aber weit grösser, und haben einen weit höhern und knotigtern Rücken, desgleichen einen weit breitern Schwantz und noch einmal so hohe Füsse. Ihre Farben sind helle schimmernd, deshalben sie allerhand Arten von Farben an sich nehmen. Wieder ihren Gift dienet der Tabacks-Rauch, und wenn man solchen nur wieder sie bläset, fangen sie gleich mit vielen Farben an zu spielen. Bald werden sie gelb, bald schwartz, bald roth, bald grün, und wenn sie sich also vielmal verändert haben, so sterben

Was die übrigen Insecten, und anderes schädliches Ungeziefer anbelangt: so ist zu wissen, daß die Heuschrecken auf dieser Insel nichts seltenes sind. Sie werden von den Nord-Winden aus Borneo gebracht, oder wie andere wollen, so werden sie selbst auf Java generiret, welches denn auch gar wohl seyn könte. Sie sind zwar nicht sonderlich groß von Cörpern, richten aber desto grössern Schaden an. Grosse Raupen, häßliche und sehr giftige Spinnen, desgleichen grosse Mäuse und Ratten sind hier sehr häufig. Von den Ratten meldet Andersen, daß sie nicht viel kleiner, als die Bratferckel wären, und deshalben nichts nach den Katzen fragten, auch gemeiniglich den Sieg über sie erhielten; wie er denn in der Factorey gesehen, daß eine Ratte der Katze, so nach ihr bisse, an die Nase fuhr, und so vest hielt, daß sie laut zu schreyen anfieng,

und

sie. Wenn die Weibigen gebähren wollen, so steigen sie auf einen Baum, und stürtzen sich von dannen herunter, daß sie aufblatzen, und auf diese Weise, durch ihren Tod, den iungen das Leben geben. Diese gantze Beschreibung, scheinet mir ziemlich verdächtig, indem sie von anderer Leuten ihrer alzuweit abgehet, und was insbesondere das letztere die Geburth des Camelons anbelanget, so halte ich solche gäntzlich vor ein Gedichte dieses Missionarii, welcher uns nach Art einiger Papisten vermuthlich ein Gleichniß von unserm Heilande hat vorlegen wollen, so aber von Verständigen eben so wenig, als die Erzehlung von dem Pelican, wird gegläubet werden. Ueberhaupt ist dieses Missionarii seine Reise voll von offenbaren Unwahrheiten.

und froh wurde, als man sie von der Ratte errettet. Endlich finden sich auch fliegende Ratten und Mäuse, und eine grosse Art von Ameisen in dieser Insel, welche letztere die Einwohner auch dergestalt beisen, daß ihnen das Blut oft an den Leibern herunter läuft. a) Von den Kröten, Fröschen und Igeln, wird nach Salmons Nachricht das Land auch gar sehr geplaget, und ob solches gleich in keinem andern Auctore bestätiget gefunden, so läst es sich doch gar leicht aus den vielen Sümpfen schliessen.

Das

a) So schlimm auch diese Ameisen sind, so will doch dieses gegen dem, wie sich solche in Guinea verhalten, gantz und gar nichts sagen, und da selbiges fast ohne Erstaunen nicht kan gelesen werden, so ist es wohl der Mühe werth, daß wir es aus dem Boßmann mit mehreren gedencken. Sie kommen, spricht er p. 327. in gar unbeschreiblicher Menge in unsere Vestungen, ia selbst in die Zimmer, deshalben wir des Nachts zuweilen genöthiget werden, das Bette zu verlassen. Sie verheeren und verwüsten alles mit einander, und kan sich ihrer kein Thier erwehren. Des Nachts überfallen sie zu verschiedenen malen einige meiner Schaafe, und nagen dieselben so reine ab, daß auf dem Morgen ein bloses Gerippe davon übrig ist, und hierinnen es einem Anatomico weit zuvor thun; wie es denn überhaupt Menschen ohnmöglich ist, so künstlich damit umzugehen. Nicht besser machen sie es mit den Hünern, Tauben und andern Geflügel; ia die Ratze, aller ihrer Geschwindigkeit ohngeach- können ihnen nicht entgehen. Es ist nicht ohne Vergnügen anzusehen, daß, wenn auch nur eine Ameise über ein Ratz herkommt, selbiges doch gewiß

Das VII. Capitel.

Von den Vögeln, zahmen Feder-Vieh, wie auch von den Fischen, die in den hiesigen Gewässern gefunden werden.

Die Pfauen und allerhand wildes Gevögel zieren den Tisch der Javanen im grösten Ueberfluß. Die Buschhüner werden häufig von den Einwohnern mit Schlingen in den Wäldern gefangen, und in Batavia auf den Märckten verkau-

wiß verlohren ist; dieweil sich die Ameisen gleich versammlen, und das Ratz an einen sichern Ort mit sich fortschleppen. Man muß in Wahrheit diese Thiere mit Verwunderung betrachten, indem es scheinet, ob hätten sie eine Sprache unter einander; dieweil ich oft bemercket, daß, wenn ich nur einigen einen Wurm hingeworfen, diese alsobald etliche 100. von den ihrigen zur Hülfe holete, welche dann selbigen an einen sichern Ort schaften. Man hat grosse, kleine, weise, schwartze und rothe, welche letztern gewaltig stechen, und einen recht brennenden Schmertz verursachen. Die Weisen sind wie Glaß so durchsichtig, und können so entsetzlich nagen, daß sie in einer Nacht, einen dicken höltzernen und mit allerhand Sachen angefülten Coffre nicht anders durchfressen, als ob man durch und durch mit Schrot geschossen hätte. Bis hierher gedachter Boßmann. Der Auctor des Guineischen Staates meldet über alles dieses noch, daß sie die Mauern in weniger Zeit dergestalt durchwühlen, daß solche davon über den Haufen fielen, daher sie auch den Holländischen und

kaufet. Die hiesigen Hähne sind sehr groß, und haben rothe Hälse und Leiber, aber schwartze Flügel und Schwäntze, dargegen die Hüner an Grösse den Rebhünern gleichen. Wenn dieses Feder=Vieh in die Höhe flieget, machet es ein so grosses Geräusch, daß man es eine halbe Stunde weit hören kan. Ihr Fleisch ist von guten Geschmacke und sehr saftig; man hat aber auch andere Hüner, welche ein schwartzes und trockenes Fleisch haben. Die hiesigen Galatiecks können gleich den Staaren wohl abgerichtet werden, haben aber auch eben die üble Gewohnheit, daß sie häufig auf die Aecker fliegen, und daselbst grossen Schaden anrichten. Die Fleder=Mäuse, welche sehr groß sind, werden mit dem grösten Appetit von den Javanern gegessen, wie sie denn auch behaupten, daß ihr Fleisch schöner als Hüner=Fleisch schmecke. Fliegende Eichhörner findet man gleichfals auch hier, desgleichen Störche, und sonst noch viel andere Vögel, von denen Salmon, wie auch andere Reisende mehr sagen, daß sie mit ihren schönen und bunten Federn mehr in der Ferne, als mit ihrem Gesange in der Nähe prangeten.

Endlich müssen wir auch noch etwas von derjenigen Indianischen Schwalbe gedencken, wel-

und andern Europäischen Vestungen überaus formidabel wären. Dieser Auctor gedencket auch, daß die Leute ihre Betten weit von der Wand abziehen, und sie in Gefässe setzen, die mit Wasser angefüllet sind, damit sie vor diesem Ungezieser möchten sicher schlafen können.

welche die Weltberufenen Nester bauet, und gleichfals auch auf Java gefunden wird. Weil diese Vögel, wie auch die Nester von keinen Reisenden anders angeführet, und beschrieben werden, als wie sie in Tunquin beschaffen: so tragen wir kein Bedencken, ihre Beschreibung aus dem *Martiniere* zu entlehnen. Die Vögel seynd, wie schon gedacht, nicht grösser denn unsere Schwalben, und weil sie auch sonst mit diesen einige Aehnlichkeit haben, so pfleget man sie nur insgemein die Indianischen Schwalben zu nennen. Diese machen nun aus einer gewissen Art von Gummi, Zimmet und vielen andern Gewürtzen überaus schmackhafte Nester, welchen man sehr grosse Eigenschaften beyleget. Sie sollen unter andern den verlohrnen Appetit wieder herstellen, und die entgangenen Kräfte ersetzen, auch besonders die Natur, wenn sie auch gleich so zu sagen halb erfrohren zu seyn scheinet, von neuen reitzend machen. Man kan sie gleich essen, wie sie gekaufet werden, und ein Glas Canari-Sect, Frontignac oder andere köstliche Weine darzu trincken, da sie denn gantz sonderbare Würckung thun. Will man aber Brühen davon machen, oder Fleisch und Fische damit würtzen, so haben sie ebenfals einen sehr angenehmen Geschmack. Ob das Pfund von diesen Vogel-Nestern gleich 10. 12. und mehr Thaler kostet: so haben sich doch unter wollüstigen Leuten, schon solche Liebhaber gefunden, welche Haus und Hof darinne verschlucket haben.

An zahmen Geflügel finden wir auf dieser Insel

sel Hüner, Gänse, Enten und Tauben, in der grösten Menge. Die Javanen haben die Gewohnheit, daß sie die Hähne abzurichten und gegen einander zu verhetzen pflegen, an welchem Hahnen-Gefechte sie sich gar ungemein vergnügen können. Um des Lesers Curiosität ein Gnüge zu leisten, wollen wir hier desselbigen etwas weitläuftiger gedencken. Die zum Kampf bestimmten Hähne, werden erstlich in engen Behältnissen zu Hause aufbehalten und wohlgewartet. Vor das Behältniß bringen sie einen andern Hahn, und lassen den eingesperreten auf selbigen loshacken, bis der freye die Flucht nimt. Wird aber dieser ienem so starck, so nehmen sie ihn weg, damit iener immer hertzhafter werden möge. Solches treiben sie fast täglich mit dem Hahne und weil er sich durch solchen Kampf sehr erhitzet, so pflegen sie ihn allezeit darnach zu baden. Ist nun der Hahn auf solche Weise abgerichtet: so nehmen sie ihn mit auf dem Pazaar, und suchen sich einen Gegen-Kämpfer aus. Hierauf stellen sie eine Wette auf 3. 4. 5. und mehr Thaler, auch wohl gar auf etliche Tail Goldes an. Wenn das Gefechte scharf seyn soll, so wird den kämpfenden Hähnen an iedes Bein, ein scharfes und so krumm als eine Sichel gestaltetes Instrument, angebunden, und darauf also zusammen gelassen. Oefters geschieht es nun, daß, wenn man meinet, der Kampf sey erst angegangen, der eine Hahn schon todt da liegt; manchmal wehret aber auch das Gefechte lange, ehe einer davon entweder getödtet wird, oder die Flucht ergreift. So lan-

lange die Hähne gegen einander kämpfen, stehen ihre Herren dabey, und animiren sie ohn Unterlaß durch Zurufen. Ob nun gleich einer von den Hähnen entlaufen, oder todt geblieben ist: so hat der andere darum doch noch nicht gewonnen; sondern es wird der entweder getödtete oder flüchtig gewordene Hahn dem obsiegenden mit geschrenckten Flügeln vorgelegt. Wenn nun der letztere wieder auf selbigen loßgehet, 3mal auf ihn springet mit dem krummen Instrument nach ihm schläget, und endlich krähet, alsdenn ist erst die darauf gesetzte Wette gewonnen. S. Barchewitzens Ost-Indianischer Reise II. Buch p. 168-169.

Die Anzahl von Fischen ist hier ungemein groß, und weil solche alle zu beschreiben, etwas weitläuftig fallen würde, wollen wir davon nur einige anführen.

Der Segel-Fisch ist zuweilen 1. bis 2. Centner schwer, hat ein langes spitziges Maul, und auf den Rücken eine grosse Floß-Feder, welche nach Beschaffenheit des Fisches wohl 3. bis 4. Ellen lang ist. Diese Floß-Feder lieget auf dem Rücken in einer Höhle, so, daß man sie kaum gewahr wird; wenn er aber in der hohen See ist, und der Wind wehet, so recket er sie in die Höhe, und segelt damit, als wie ein klein Fahrzeug einher, wie man ihn denn auch in der Ferne gewiß vor solches halten solte. Sie werden an einem von 100. auch 180. Klafter langen Seile, an welchem sich am Ende ein Angel-Hacken befindet, auf folgende Art gefangen: Man machet einen kleinen Fisch an den Hacken, welchem

chem der Bauch aufgeschnitten und der Hacken hinein geleget wird, daß er am Schwantze des Fisches ein wenig heraus gehet, und damit der Hacken nicht heraus fallen möge, wird der Fisch mit Zwirnfaden umwunden. An dem Hacken ist ein starckes Kupferdrat, und an diesem die Schnure veste gemacht. Wenn nun die Indianer an den Ort kommen, wo sie fischen wollen: so nehmen sie einen Stein, und binden ihn in ein Kokos=Blat, hengen selbiges an dem Angel=Hacken, und sencken solcher gestalt selbigen auf den Grund. Hierauf thun sie einen Zug mit der Schnure, da denn der Angel=Hacken das Blat hindurch schneidet, und der Stein auf dem Grunde bleibt. Sodann spielen sie immer mit der Schnure, bis ein Fisch anbeiset. Wenn dieses der Fischer merckt, sucht er ihn in der See matt zu machen, und darauf ziehet er ihn geschwinde in die Höhe, damit er sich nicht erholen, und etwa das Seil entzwey reisen möge. Hierauf wird ihm alsobald eine Harpune in den Leib geworfen, und wenn sie ihn auf diese Weise gefangen, so suchen sie ihm den volligen Rest zu geben. Hat ein solcher Fisch ohngefehr einen halben Centner am Gewicht, so pfleget er insgemein mit 2. selten aber mit 3. Thalern bezahlet zu werden. Das Fleisch davon ist gut zu essen, und dienet zum Einsaltzen; das allerdelicateste aber daran ist die Milch und Leber.

Der Sonnen=Fisch ist fast mit dem Segel=Fische von gleicher Grösse, hat auch einen solchen spitzigen Rachen, aber nur ein Auge mitten in

dem Kopfe. Man spüret ihn zwar in diesen Gewässern häufiger als den Segel-Fisch und wird auch öfterer gefangen, ist aber doch allezeit von theurerem Preise.

Man findet auch hier zuweilen den Katzen-Fisch, aus welchem die Indianer in Ansehung des Geschmacks sehr viel machen, den Europäern aber will er nicht sonderlich schmecken. Sein Kopf ist groß, und einem Katzen-Kopfe nicht unähnlich, und weil sich auch an der Schnautze Schnurren befinden: so hat man ihm gewiß diesen Nahmen nicht mit Unrecht beygeleget. Sie sind 4. 5. bis 6. Fuß lang, und haben alle mit einander, welches merckwürdig ist, keine Schupen.

Der Jacob-Everse ist ein ziemlich grosser Fisch, und findet man derer die wohl einen Centner wiegen. Der Kopf ist wie an einem Halb-Fische, der Leib siehet sprecklicht, wie die Aal-Raupen aus, und sein Fleisch ist fast wie der Barben ihres so weich. Wenn man sie essen will, muß man sie zuvor mit Saltze wohl abschleimen, sonst kan man gar leicht hitzige Fieber, oder andere Kranckheiten davon bekommen; denn der Schleim ist hitzig, giftig, und höchst ungesund.

Der Ikan-Mohr wieget höchstens 10. bis 12. Pfund, hat fast die Gestalt der Karpen, desgleichen auch solche Schupen, welche aber so roth, als der schönste Zinober, sind. Seine Augen sind sehr groß, und das delicateste am gantzen Fische. Die Milch und Leber, die über ein Pfund schwer sind, haben gleichfals auch einen herrlichen Geschmack. Wenn der Fisch acht

Pfund

Pfund wieget, so kostet er drey Schillinge, manchmal aber auch nur zwey, darnach ihrer viele auf dem Pazaar sind.

Die übrigen Fische sind Rochen, Meer-Schweine, Horn-Fische, Schwein-Fische, Schild-Kröten, Cackadua, See-Caper, Dalydaly, Courreten, Krabben, Störfische, Scherd-Fische, Requiems, Sardwellen, und andere mehr.

Das VIII. Capitel.

Von den Einwohnern dieser Insel, besonders den Javanen. Von ihrem Ursprunge, Leibes-Gestalt, Kleidung, Heurathen, Kinder-Zucht, Verhalten der Herrn gegen ihre Sclaven, Gemüths-Beschaffenheit, Sitten, Lustbarkeiten, Leichen-Begängnissen, Gerichts-Beschaffenheit, Handwerckern, Sprache und Wissenschaften.

Die eigentlichen Einwohner dieser Insel werden von den Nahmen der Insel Javanen genennet. Sie stammen ihrem eigenem Vorgeben nach von den Sinesern ab, und wollen deren Nachkommen seyn, welche vor vielen Jahren aus ihrem Lande vertrieben, und in dem Exilio herum vagiren müssen, bis sie sich endlich auf dieser schönen und fruchtbaren Insel niedergelassen, und angebauet hätten. Ob man gleich diese Erzehlung, welche wir im **Vogel** finden,

nicht behaupten, auch nicht gewis sagen kan, zu welcher Zeit die Bevölckerung dieser Insel geschehen sey: so will man doch solche durch die Uebereinstimmung der Javanischen, mit den Sinesischen Sitten wahrscheinlich machen, zumal da uns nicht unbewust ist, daß bey den grausamen Tartarischen Einfällen in das Kayserthum Sina mancher Sineser, theils freywillig theils gezwungen, sein Vaterland verlassen, und sich in eine andere Gegend begeben müssen.

Was ihre Statur anbelangt, so sind sie von mittelmäßiger Länge, wohl gebildet, doch gesetzt, gedrungen von Gliedern und schwartz gelb von Farbe. Sie haben breite Gesichter, platte Nasen, runde und kleine Augen, hingegen grosse Augen-Lieder, hohe heraussstehende Kinnbacken und aufgeblasene Backen. Ihre Haare sind lang, und wie bey den meisten andern Indianern, gläntzend schwartz. Die Javanischen Weibes-Personen sehen wohl aus, haben eine hellere Farbe, als die Männer, zarte Glieder und lebhafte Augen.

Ihre Kleidung kostet nicht viel, indem solche nur aus wenigen Stücken bestehet. Um die Mitte des Leibes winden sie ein Stück Cattun-Leinwand, oder wenn sie begüterte Leute, seidenen Stoff, mit Blumen oder Gold gezieret, ein, zwey, drey bis viermal, dergestalt herum, daß es bis an die Knie oder kurtz über selbige herunter hanget, und knüpfen es alsdenn durch Einstechen vest über den Gürtel, also, daß das Ende

ein

ein wenig vorne tiefer, als das Zeug herunter gehet. Hierinne bestehet nun alle ihre Kleidung, die sie durchgängig tragen, ausser dem Turban, mit welchem sie das Haupt bedecken, denn mit dem Oberleibe gehen sie alle nacket. Ihr Turban bestehet nur aus einem Stück Leinwand oder Bengalischen Tuch, welches bisweilen mit Gold durchwürcket ist. Dieses winden sie ein, oder zweymal um den Kopf, doch so, daß der oberste Wirbel unbedeckt bleibet. Sonst pflegen auch Leute von Stande, oder ansehnliche und ehrbare Männer, wie auch alte Leute, mit einer kleinen Cattunen Mütze das Haupt zu bedecken. Der gemeine Mann ziehet nur ein Stück Tuch zwischen den Beinen herdurch, und windet es zwey oder dreymal um den Leib, um seine Scham damit zu bedecken, und dieses ist seine eintzige Kleidung. Um der grossen Hitze willen träget niemand, auch der reichste, weder Schuh noch Strümpfe. Des Frauenzimmers Kleidung ist wenig von der Männer ihrer unterschieden, ausser daß das Gewand, so sie mitten um den Leib winden, ihnen etwas tiefer, bis an die Knöchel hinunter hänget, und daß sie noch ein Gewand über dem Busen unter die Arme schlagen, und in der Seite veste machen, welches ihnen bis mitten auf die Hüffte reichet; denn mit dem Rücken und den Schultern gehen sie gantz blos. Einige tragen auch wohl ein Kleid, welches einem Brust-Latz ziemlich gleich komt. Ihr Haupt bedecken sie gantz und gar nicht, dargegen kämmen sie ihre Haare nach

dem Hintertheile des Hauptes in die Höhe, so, daß sie auf dem Rücken in krause Locken herab hangen. Unterweilen pflegen sie selbige auch mit Blumen und andern dergleichen Zierrathen auszuschmücken.

Wenn eine Javanische Weibes-Person, oder vielmehr ein Kind das siebende oder achte Jahr erlanget hat: so kan solches alle Tage in den ehelichen Stand treten, und sind die Kinder weiblichen Geschlechts über diese Jahre hinaus, und gehen irgens in das vierzehende oder funfzehende Jahr, so rechnet man selbige schon unter die alten Jungfern. Wie seltsam auch dieses manchem vorkommen möchte: so nöthig ist es doch nach dasiger Landes-Verfassung. Wenn ein Vater stirbt, und verläßt verheurathete Kinder, so werden selbige von seinen verlassenen Gütern Erben: sind sie aber noch in ledigem Stande, so fällt nicht nur das gantze Vermögen an den Landes-Herrn, sondern die Mütter und Kinder müssen auch noch über dieses seine Sclaven werden; und dieses ist die Ursache, warum die Eltern ihre Kinder so iung heurathen lassen, und warum manches vierzehniährigtes Kind schon Mutter genennet wird.

Die Hochzeiteu werden bey den Javanen mit grosser Pracht begangen, und dauren nicht einen, sondern verschiedene Tage nach einander. Sie bestehen gröstentheils in prächtigen Proceßionen, und werden theils zu Lande, theils zu Wasser in Fahrzeugen nach allen Vermögen mit grosser Pracht gehalten. Der Beschluß geschicht mit einer

einer köstlichen Mahlzeit, wobey des Bräuti=gams Haus mit allerley Blumen ausgeputzet wird. Schultze beschreibt in seiner Reise eine solche Hochzeit und saget, daß er in Batavia gesehen, wie bey solchen Proceßionen, eine Menge Täntzer, Spiel=Leute, Tambours und andere lustige Possenmacher vorangegangen, die sich auf Schalmeyen und küpfernen Becken hätten artig hören lassen. Diese Musicanten gingen voraus, hinter ihnen kamen zwey Mohrische Priester in weiser Kleidung, darauf die Bluts=Freunde des Bräutigams, und hinter selbigen, der Bräutigam selbst, welcher auf einem Persianischen Pferde saß, das wohl ausstaffirt, und von zwey Mohren begleitet ward, über seinem Haupte aber wurde ein köstlicher Sonnen=Schirm, mit langen Frantzen getragen. Zwey andere Mohren gingen beyher, und besprengeten den Bräutigam mit Rosen=Wasser, wobey sie vielerley sinnreiche Minen, Geberden, und artige Complimenten machten; auch suchten sie ihm mit feinen Cattunen Tüchern, die mit Weyrauch und wohlriechenden Specereyen beräuchert waren, eine angenehme und kühle Luft zuzuwehen. Zuletzt folgten zwey Mohrische Gespielen des Bräutigams, welche den Aufzug beschlossen, der schon bey eingebrochenem Abende, mit einer grossen Menge Fackeln einherzog. In solcher Ordnung ging dieser ansehnliche Aufzug, durch viele Umwege, von des Bräutigams Wohnung aus, bis an der Braut Haus. Allhier stieg der Bräutigam, unter dem Beystand seiner beyden Gespie=

len, von dem Pferde herunter, und wurde von seinem Gefolg mit besondern Ceremonien, in ein grosses Zelt, welches zu dem Ende vor der Thür des Hauses aufgeschlagen war, hineingeführet. In diesem waren Persianische Tisch-Tapeten ausgebreitet, und vor den Bräutigam und seine Gespielen Küssen hingeleget, worauf sie sich setzten. Hierauf trugen etliche Mohrinnen Curry und Hüner in höltzernen Schüsseln auf, welches sie unter dem Schall der Musick verzehreten, und dabey einen Schluck Wasser truncken; doch ging bey etlichen, nicht gar zu religieusen Muhammedanern, auch ein Trunck Arack mit heimlich herum. Die Weiber waren nicht mit unter diesem Zelte, sondern wurden in dem Hause bewirthet. Nach der Mahlzeit wurde eine Banck mitten in das Zelt hingesetzt, vor welcher sich der Bräutigam mit seinen Gespielen stellete, um daselbst die Trauung abzuwarten. Darauf kamen Leute herbey, und hielten vor den Bräutigam ein Kleid, mit welchem er, als mit einer Gardine bedeckt wurde, und gleich darauf brachte der Hochzeit-Vater die Braut vor den Bräutigam, welche sich dergestalt in einen Schleyer eingehüllet, daß niemand ihr Gesicht sehen konte. Indessen fingen die Mohrischen Priester an ihre Stimmen lustig hören zu lassen, und sprachen, mit bedecktem Haupte, vor die jungen verlobten Leute ein kurtzes Gebet. Darauf war der Bräutigam von den Priestern gefraget: ob er diese seine alhier gegenwärtige Braut, vor seine rechtmäßige Hauß-Frau anzunehmen, ge-

son-

sonnen sey? und als er dieses mit Ja beantwortete, wurde die Braut auf gleiche Weise gefragt, welche denn eben dieselbige Antwort von sich hören ließ. Als dieses geschehen, fieng die gantze Gesellschaft an zu iauchzen und zu singen, die Braut wurde entdeckt, das Kleid, so zwischen Braut und Bräutigam, gehalten wurde, vielmal niedergelassen, und der Bräutigam bewarf die Braut mit weisen Blumen; endlich zogen sie das Kleid wieder auf, und sungen dabey ohne Unterlaß. Ein wenig darnach war diese Decke oder Kleid wiederum niedergelassen, damit auch die Braut dem Bräutigam Blumen zuwerfen könte. Als sie nun darauf diese Decke eine kurtze Zeit wieder empor gehalten hatten, wurde sie abermals niedergelassen, und der Bräutigam nahm einen, mit Diamanten besetzten Ring, von seinem Finger, und steckte selbigen an der Braut ihren Finger, welches sie ihres Orts, mit einem Gegen-Geschencke und mit Bezeugung aller Hochachtung erwiederte. Die Decke wurde abermals aufgezogen und einmal gesungen. Als man dieselbe aber zwischen ihnen wieder sincken ließ, nahm der Bräutigam seinen Krantz und warf ihn der Braut über den Hals, welche Caresse sie auf gleiche Weise wieder ersetzte. Nach diesem wurde die Decke gantz weggenommen, und der Bräutigam ließ sich auf eine schöne Ruhe-Banck nieder, nahm die Braut aus des Vaters Armen in seine, und setzte sie auf seinen Schoß. Als dieses geschehen, gab man ihm ein Geschirr mit Milch, aus welchem beyde,

wechselsweise, einander zutruncken, und ihren Mund hernach mit Wasser ausspülten. Darauf ging der Bräutigam mit seiner Braut aus dem Zelt heraus, stieg zu Pferde, und marschirte in aller Eil mit oben beschriebenen Staate nach seinem Hause hin. Alles dieses wurde mit der größten Sittsamkeit und Stille vollzogen, daß man sich solche unter Christen nicht so leicht kan vermuthend seyn. In des Bräutigams Hause setzten sich diese iungen Eheleute auf einen Sopha, und aßen Betel und Pinang mit einander. Nach diesen nahm des Bräutigams Mutter eine Lampe, und leuchtete einem iedem von den iungen Leuten viermal über der Hand ins Gesichte, und sprach mit Murmeln den Segen über sie. Zuletzt knöpfte sie des Bräutigams Ober-Kleid an der Braut Unterkleid; worauf selbiger seine Braut in die Arme nahm und mit ihr in eine Kammer ging, um daselbst allen Trau-Ceremonien ein Ende zu machen.

Weil sie Muhammedaner sind, so pflegen manche 3. bis 4. oder wohl gar noch mehr Weiber zu nehmen, so viel es ihr Vermögen leiden will. Ueber diese alle aber bedienen sie sich doch dem ohngeachtet noch ihre Sclavinnen zu Concubinen. Die Weiber sind ihren Männern, was die Haushaltung anbelangt, sehr getreu, stellen sich allezeit gegen sie sehr demüthig, ia fallen ihnen wohl gar zu Füssen; ob sie sich sonst gleich kein Gewissen machen, selbigen das berufene Kraut Dutroa zu geben, und sie sodann mit Hörnern zu krönen. Wenn man die Körner von

von diesem Kraute im Wasser, Wein oder andern Geträncken trincket, oder auch in Speisen zu sich nimmt: so verändert man sich alsobald, stellet sich gantz kindisch, thut nichts, als daß man lacht, und kan gar nichts weder erkennen, noch verstehen, wenn man auch gleich bey alle dem, was vorgehet, dabey sitzt: bey manchen Naturen erweckt es einen überaus vesten Schlaf, welcher insgemein über 24. Stunden anhält, woferne man nicht einem solchem Menschen die Füsse mit recht kaltem Wasser wäschet, als in welchem Falle er, noch vor Verlauf der 24. Stunden, wieder zu sich komt. Dieses Kraut pflegen sich nun die Javanischen Weiber starck zu bedienen, indem sie es ihren Männern eingeben, und nach diesem ihre schändlichen Bosheiten ausüben. Denn wenn sie es dem Manne beygebracht: so scheuen sie sich nicht ihren geilen Lüsten auch in seiner Gegenwart ein völliges Gnüge zu thun; ia sie ziehen und reissen ihn wohl bey dem Kinn herum, nennen ihn einen Hahnreyen, und treiben sonst noch grossen Muthwillen mit ihm, und ob der arme Mann gleich alles mit ansiehet, verstehet er doch nichts, sondern sitzet gantz stumm, lachet und verstellet seine Geberden. Nachdem die 24. Stunden vorbey sind, stellet sich der Verstand wieder ein, und denckt der unglückselige Mann nicht anders, er habe diese Zeit über geschlafen. Dieses Uebel ist desto schlimmer ie weniger Verdacht auf die Weiber wegen des Ehebruchs kommen kan, dieweil sie den Mann allezeit mit in das Zimmer einschliesen.

Wofer-

Woferne die Männer die geringste Untreu an ihren Weibern mercken, oder nur dahinter kommen, daß sie ihnen wollen Dutroa beybringen: so tractiren sie solche nicht nur auf eine gar barbarische Weise, sondern schicken sie so gar ihren Eltern mit Schimpf und Schande wieder nach Hause, welches letztere ihnen weit empfindlicher, als alles harte Tractament ist. Ueberhaupt sind die Ehe-Scheidungen in Java was sehr gebräuchliches, und wenn den Männern nur im geringsten die Weiber nicht nach ihren Köpfen sind: so schicken sie selbige oft wenige Tage nach der Hochzeit wieder von sich. Ein Advocat in Batavia hat dem Capitain Roger versichert, daß von 58. Processen, die vor dem Rath wären, 52. die Ehe-Scheidung angingen.

Ob gleich fast bey allen Indianischen und ausländischen Völckern der Gebrauch ist, daß sie ihre Weiber einschliesen, und scharf bewachen: a) so geschicht doch solches bey den Javanern keineswegs. Die Weibes-Personen haben da die Freyheit wie die Männer, nach ihren Belieben auszugehen, und wenn sie solches nicht thun, geschicht es keineswegs aus Zwang, sondern bloß aus Faulheit oder um von der Sonne nicht allzu sehr gebrennet zu werden. Vor Zeiten waren

a) Wie der Herr Baron *Tavernier*, della *Valle*, *Frezier* und andere mehr berichten: so haben auch solches die Portugiesen und Spanier starck in Gewohnheit, ia, sie sollen die Mohren und Indianer so gar noch darinne übertreffen.

ren zwar, wie wir aus der ersten Reise der Holländer nach Java ersehen, die Javaner eben so eifersichtig, wie andere Völcker, schlossen ihre Weiber in die verborgensten Zimmer des Hauses ein, liesen sie von den Verschnittenen bewachen, und verstatteten keiner Mannes=Person, auch so gar ihren eignen Söhnen nicht einmal, zu ihnen zu gehen; allein heut zu Tage haben sie, nach aller Reisenden Bericht, diese Gewohnheit meistens verlassen, weil sie wohl eingesehen, daß doch alles Bewachen und Einschliessen umsonst sey, und daß sie nur noch dadurch viel unbendiger werden. Indessen kan auch wohl seyn, daß sie solches den Europäern nachgethan haben.

Die Kinder-Zuch ist bey den Javanen sehr übel beschaffen, indem die Eltern, wie wir oben schon gedacht haben, vielmal selbst noch pure Kinder, und daher weder Verstand noch Geschicklichkeit haben, sie zu ziehen, und ihnen etwas bey zu bringen. Weil sie nun die Kinder ohne alle Zucht aufwachsen lassen, und ihnen auch mit keinen Tugenden vorgehen, sondern sie wohl gar noch zum Stehlen, zur Faulheit, zum Hochmuthe, und zu andern Lastern anhalten: so können keine anderen, als rohe Leute aus ihnen werden, die mit nichts anders, als mit dem Schwerd in Zaum zu halten sind. Dieses thun sie zwar, daß sie die Kinder in die Schule schicken, und alda in der Religion, im Rechnen und Schreiben unterrichten lassen. Da aber die Kinder alzu frühzeitig heurathen, und sich darauf des Unterrichtes meistentheils schämen: so will solches wenig sagen.

Wer

Wer nur auf Java halwege eine ansehnliche Person vorstellen will, der hat etliche Sclaven und Sclavinnen. Diesen liegt die gantze Haushaltungs-Last auf den Rücken, denn der Mann gehet den gantzen Tag über müßig, und wenn die Frauen viel thun, so befehlen sie die Arbeit an. Manche haben auch im Gebrauch, daß sie selbige zwingen, ausser ihre eigne Geschäfte zu verrichten, noch bey andern Leuten zu arbeiten, und das Geld ihnen davon zuzustellen. Geschicht es nun, daß solches wegen vieler häuslichen Arbeit nicht angehet, prügeln sie selbige gar unbarmhertzig, und ziehen ihnen solches nach und nach an ihrer schlechten Kost ab, wobey die elenden Leute fast verhungern möchten. Weil auch der Sclaven Leben und Tod in der Herrn Gewalt stehet: so pflegen sie diese manchmal auf eine gar barbarische Weise an ihnen auszuüben. Wegen dieser ihrer übeln Aufführung aber bringen sie es auch dahin, daß die Sclaven nach Möglichkeit zu entlaufen suchen, oder sie gar in die andere Welt zu schaffen, trachten. Indessen hat dieses üble Verhalten der Herrn gegen ihre Sclaven nicht durchgängig statt, und findet man schon auch welche, bey denen die Sclaven gute Zeit haben, und nur um des Musicirens und anderer Lustbarkeiten willen gehalten werden.

Wir wenden uns nunmehro zu der eigentlichen Gemüths-Beschaffenheit der Javaner, dabey aber niemand dencken muß, als ob diese generelle Beschreibung, als eine sichere Nachricht von iedem insbesondere anzunehmen sey, indem einige weni-

wenigern, andere grössern Antheil an den Fehlern oder Tugenden ihrer Nation nehmen: sondern daß man das Naturel in solche Eigenschafften setze, welche bey dem größten Haufen der Nation angetroffen werden, und sich nur bey einigen das Gegentheil davon befindet. Hier muß ich nun gleich voraus melden, daß diese Völcker mit weit mehreren Lastern, als Tugenden behaftet sind. Denn sie sind hochmüthig, grausam, rachgierig, hartnäckigt, geitzig, treuloß, verlogen, wollüstig, faul, aber tapfer und mäßig. Ob diese Leute gleich von ihren Regenten und andern Herrn sehr schlecht und niederträchtig tractiret werden: so führen sie sich doch bey aller Gelegenheit sehr hochmüthig auf, und wissen gegen andere Nationen so frey und großmüthig zu reden, daß dieienigen, denen die hiesigen Staats-Verfassungen nicht bekannt sind, auf die Gedancken gerathen solten, ob hätten sie ein grosses Wort in den Staat zu sprechen, und könten Könige ein und Könige wieder absetzen. Wenn ein Sineser oder ein Europäer von der Vortreflichkeit ihrer Länder mit ihnen redet, wie frey da die Einwohner lebten, und was sie darinne vor vielen andern Nationen vor Vorzüge hätten: werden sie solches niemals beiahen, sondern entweder ihr Land und sich, diesen weit vorziehen, oder wenn sich dieses nicht wohl will thun lassen, sehr geringschätzig davon urtheilen. Ueberhaupt haben sie fast durchgängig die schändliche Weise an sich, daß sie ausländische Sachen verachten, und ihre dargegen allein mit Lobe herausstreichen. Ihre

Pracht

Pracht suchen sie unter andern Dingen besonders mit darinne, daß sie in einem Gefolg ausgehen, und sich auf den Gassen recht zeigen. Dieses zu bewerckstellen, leben sie zu Hause elendiglich, und schaffen sich nur Sclaven und Leute an, die mit ihnen ausgehen müssen. Was insbesondere die reichen und vornehmen Leute anbelangt, so würden sie sich es vor eine grosse Schande halten, anders als mit einem grossem Gefolg zu erscheinen, welcher gröstentheils in folgenden zu bestehen pfleget: Ausser der Leibwache, welche schöne lange mit Silber beschlagene Piques führet, haben sie eine Staats-Pique, welche mit Gold beschlagen, und von einem eignen Staats-Piquenier vor ihnen hergetragen wird. Hinter ihnen träget einer einen Topf, der andere eine Matte, darauf zu sitzen, ein anderer einen Sonnen-Schirm, wieder ein anderer ein Rohr, Taback daraus zu rauchen, noch ein anderer eine Clappus-Schale mit goldenem oder silbernem Beschlag, in welcher sie den Taback aufheben. Andere tragen Brenn-Holtz, Pinang-Dosen, den Schild, das Schwerd, eine Flasche mit goldenen oder silbernen Beschlag zum Trinck-Wasser, und einige haben auch so gar einen eignen Kerl, der ihnen die Pantoffeln nachtragen muß. Wenn diese auf solche Weise einher getreten kommen, müssen die geringen nicht nur ausweichen, sondern auch gar von den Wegen abgehen, und die allergeringsten ihre Hochachtung so lange kniend bezeigen, bis das gantze Gefolg vorbey passiret ist. Durch Gastereyen suchen sich viele

auch

auch bey andern in Ansehen zu setzen, und ihnen von ihrem Reichthum, Ehre und Verschwendung eine grosse Meinung bey zu bringen; daher sie auch von nichts, als von sich und ihrem Vermögen, über Tische zu reden pflegen. Wenn man zu allen ihren Prahlereyen und Thorheiten nicht ia spricht und selbige nicht billiget, oder ihnen irgens in einer Compagnie widerspricht, werden sie dadurch heftig aufgebracht, und suchen sie sich auf das äuserste zu rächen, und da ist gar kein Mittel sie wieder zu versöhnen, a) es müste denn seyn, daß man sein Verbrechen öffentlich bekennete, und in aller Gegenwart um Vergebung bäte. Von Barmhertzigkeit wissen sie sehr wenig, daher sie auch in Schlachten meistens die Ueberwundenen über die Klingen springen lassen. Es wollen zwar

a) Hierinne haben sie mit der Gepuischen Nation was sehr gemeines, ob man gleich gestehen muß, daß sie ihnen an Grösse der Rachgierigkeit nicht beykommen. Wenn iemand diese Leute, ich meine die Gepuineser, beleidiget, sagen sie nicht das geringste darzu, und stellen sich an, als ob sie solches gar nicht achteten, nehmen aber die erste Gelegenheit an die Hand, es davor aus der Welt zu schaffen. Wenn sie sich nicht gleich rächen können, tragen sie es ihren Beleidigern etliche Jahre lang nach. Finden sie in dieser Zeit keine bequeme Gelegenheit ihre Rache auszuüben, so bringen sie sich oft aus Verdruß selbsten ums Leben, befehlen aber vorher den Kindern auf das nachdrücklichste an, ihr Blut zu rächen. Es kan hiervon Carons Beschreibung von Gepuin nachgelesen werden, der von dergleichen hier und da gedencket.

manche dieses Verfahren nicht der Javaner Grausamkeit, sondern dem Opio beymessen, so sie gemeiniglich vor dem Anfange der Schlacht zu essen pflegen, und welches ihnen nach einiger Zeit fast den halben Verstand benimt. Allein diese Vertheidigung will gar nichts sagen. Denn wären sie nicht zur Grausamkeit geneigt, und fänden sie nicht ihr Vergnügen daran: so würden sie das Opium gewiß auch nicht vor der Schlacht zu sich nehmen, als von welchem sie lange gewust haben, daß solches wild und unbendig machet. Es ist ein gar überaus hartnäckigtes Volck, und siehet man ihrer viele durch die abscheulichsten und schmertzlichsten Lebens-Strafen umkommen, ohne Zähren dabey zu vergiesen, oder sich im geringsten über die Schmertzen zu beklagen. Eine gar besondere Geschichte befindet sich davon in den allgemeinen Reisen, die wir wegen ihrer Merckwürdigkeit dem Leser nicht vorenthalten können.

Zu der Zeit der Minorennität des Bantamischen Königes, von welcher wir unten etwas mehr sagen wollen, bekamen die Engländer einen Javanischen Goldschmid gefangen, der ihnen die Factorey angesteckt hatte. Ob dieses Verbrechen nun gleich mehr allzu bekannt war, er auch verschiedenes gegen den Admiral aussagte: so wolte er doch den Engländern nichts davon gestehen. Wegen dieses Eigensinnes, und weil er an dem Unglück meistens Schuld war, ließ ihm der Factor Scot scharfe heise Eisen unter die Nägel seiner Daumen, Finger und Zähen stossen, und die Nägel

so-

sodann herunter reisen, welches gewaltige Verfahren der Goldschmid aushielt. Hierdurch geriethen die Engländer auf die Gedancken, seine Hände und Füsse wären vom Binden unempfindlich warden, und brenneten ihn deswegen in die Hände, Arme, Schuldern und Nacken; es war ihm aber alles einerley. Darauf brannten sie ihm durch die Hände, und rissen ihm das Fleisch und die Sehnen mit eisernen Feilen auf. Nach diesen, saget der Verfasser, lies ich ihm das äuserste der Schienbeine mit heisen Brenn-Eisen schlagen, darauf kalte eiserne Schrauben in die Knochen seiner Arme hineintreiben, und schnell herausziehen, und ferner alle Knochen seiner Finger und Zähen mit Zangen zerbrechen. Indessen vergoß er bey allen diesen keine Thräne, kehrte nur das Haupt auf die Seite und zuckte weder Hand noch Fuß. Wenn wir ihn was fragten, so nahm er die Zunge zwischen die Zähne, und setzte das Kinn auf die Knie, um selbige abzubeisen. Als alle Grausamkeit, der man sich bedienen konte, umsonst war: so ließ ihn der Factor wieder in Eisen schlagen, und ins Gefängniß bringen. Hier kamen ihm die Ameisen, welche, wie wir oben schon gedacht haben, auf Java in sehr grosser Menge sind, in seine Wunden, und quälcten ihn, wie aus seinem Bezeigen zu sehen war, weit ärger als die Engländer thun können. Des Königes Bediente verlangten von Scoten man solte ihn erschiessen, weil es der schmertzhafteste und grausamste Tod in Java wäre. Ob nun gleich die Engländer diesen Tod vor so rühmlich

hielten: so führeten sie ihn doch auf starckes Anhalten, gegen Abend auf das Feld, und banden ihn an einen Pfahl. Die erste Kugel nahm ihm ein Stück von seinem Arme, mit Bein und allen hinweg, die andere ging ihm durch die Brust nahe oben bey der Schulter. Als der Schuß geschehen, neigete er das Haupt, und sahe nach der Wunde. Der dritte Schuß geschahe mit einer, in drey Theile getheilten Kugel, die ihm in einem Dreyeck auf die Brust kam, davon er, so tief als es der Pfahl zuließ, hinunter sanck. S. Der allgemeinen Reisen zu Wasser und zu Lande erstern Band p. 500. 501.

Des Geitzes werden die Javaner sehr starck, und zwar mit Recht beschuldiget, sind aber dieserwegen so sehr nicht zu verdencken, weil sie das ihrige, wegen alzugrosser Armuth wohl Ursache zu sparen haben. Sie sind auch wegen ihrer Treulosigkeit in üblen Ruf, und irret der sonst berühmte *Scaliger*, wenn er selbige in der CLXVII. Exercitation p. 553. homines optimae spectatissimaeque fidei nennet. Alle Reisende, auch die allerältesten können die Treulosigkeit dieser Nation nicht gnug beschreiben, um weswillen ich auch nicht wohl einsehen kan, woher *Scaliger* diese Nachricht müsse bekommen haben. Sie machen sich ein geringes Gewissen, den grösten Eid zu brechen, und ihre Obrigkeit zu verrathen und zu verkaufen, wenn sie sich einiges Vortheils davon zu versprechen haben. Sie haben selbst den Holländern oft lose Streiche gespielet, oder vielmehr zu spielen gesuchet, welche gewiß vor selbige würden übel

aus-

ausgeschlagen seyn, woferne ihre Regierung nicht so gar weise und klug eingerichtet wäre. Da sie nun die Eide so schlecht observiren, so läst sich auch gar leicht schliesen, daß sie von ihren Worten viel wenigere Sclaven seynd. Wer im geringsten das Vermögen hat, seine Arbeit durch Sclaven verrichten zu lassen, der thut es, und setzet sich zu seinen Weibern und Concubinen, oder bringet sonst seine Zeit mit Betelkauen in beständigen Müßiggange zu.

Dieses möchten ohngefehr die gemeinsten Laster dieser Nation seyn, und wollen wir nun deshalben auch etwas von ihren Tugenden gedencken. Deren Anzahl aber ist sehr gering, indem wir ihrer nicht mehr als 3. finden können, daß sie nemlich tapfer, höflich und mäßig sind, welches letztere sie mit den meisten Asiatischen Indianern gemein haben. Salmon, oder vielmehr D. Goch scheinet mit den Javanern Mitleiden zu haben, daß man ihrer Laster nur erwehne. Wir finden, spricht er: nur von ihren Gebrechen Nachricht: man darf aber nicht meinen, daß sie nicht auch ihre Tugenden an sich haben solten, von welchen mir aber keine Nachricht in die Hände gekommen ist; welches ich dahin gestellt seyn lasse.

Die Javanen bedienen sich nicht, wie wir, der Bäncke, sondern pflegen mit gecreutzten Beinen auf Matten oder Tapeten auf der Erde zu sitzen, nachdem sich es ein ieglicher anzuschaffen vermag. Bey dem Essen sitzen sie eben auf diese Weise, und damit sie recht bequem zulangen mögen, so setzen sie die Schüsseln gleichfals auf die

Erde. Sie brauchen weder Messer, Gabeln noch Löffel, sondern greifen alle Speisen mit den blosen Händen an, und führen sie so zum Munde. Zuerst essen die Männer und die Kinder, und die Weiber tragen auf und bedienen sie: sind sie satt, so setzen sich die Weiber zu Tische und essen ihre Uebelbleibsel, dabey sie von den Sclaven bedienet werden: Was aber nun endlich diese übrig lassen, gehöret den Sclaven, welche aber insgemein dabey zu kurtz kommen, und gar oft mit nur halbgesättigten Mägen die Tafel aufheben müssen. Wenn sie einander grüssen wollen, heben sie eine oder auch beyde Hände bis an das Haupt in die Höhe, nachdem dieienige Person, die sie grüssen, von Ansehen ist. Wenn es ein Fürste ist, fallen sie auf ihre Knie, und neigen ihr Haupt bis an die Erde. Die Vornehmen, und auch solche Leute, die es in zierlichen Reverentzen andern zuvor thun wollen, berühren erstlich sehr geschwind ihren lincken Fuß, und fahren sodann über das Angesicht und dem gantzen Kopf herüber. Der gemeine Mann ist gegen die Vornehmen sehr sclavisch. Er nahet sich nur auf den Knien zu selbigen, höret gnau auf ihre Befehle und beantwortet sie allezeit mit den Worten: *Kakoebo Sampeian*; das ist: Sclave unter euren Füssen; und führet selbige sodann geschwind aus. Weil sie aber ihre Herren ohne Befehl nicht anreden dürfen, setzen sie sich vor ihren Augen immer auf die Knie nieder, und warten bis sie von selbigen angeredet werden. Sonst ist überhaupt unter ihnen der Gebrauch, daß der Geringere nie-

niemals den Vornehmern eher anredet, als bis er von selbigem gefragt wird, oder Befehl bekömmt, daß er reden soll. Wie sie den Taback zu rauchen pflegen, ist bereits schon oben gedacht worden. Ob gleich die meisten Indianer ihre Todten zu verbrennen in Gewohnheit haben: so geschicht doch solches von den Javanern keinesweges, als welche selbige begraben, und dabey verschiedene Ceremonien beobachten, deren sich die Sineser in dergleichen Fällen zu bedienen pflegen. Von fleisigem Waschen und Reinigen halten sie sehr viel, und begeben sich deshalben täglich zu verschiedenen malen in das Wasser. Die Weiber thun es hierinnn noch den Männern zuvor, und scheuen sich nicht, gantz nacket in die Ströhme hinein zu laufen, und sich darinnen öffentlich zu baden. An dem Hahnen=Gefechte, Charten=und Bret=Spiel, Comödien, Ball=Schlagen, Tantzen und Feuer=Wercken können sie sich besonders ergetzen. Sie haben auch an dem Büffel=und Stier=Gefechte grossen Gefallen. Weil aber diese Spiele nicht an einem umzäunten und wohl verwahrten Orte angestellet werden: so verwandeln sich solche gar oft in blutige Tragödien. Die Tiger=Jagd, welche auch unter ihre Belustigungen gehöret, ist noch gefährlicher. Wenn sie eine solche Jagd halten wollen, machen sie an demienigen Orte, wo sich das Thier aufzuhalten pfleget, verschiedene Fallen zurechte. Wenn dieses geschehen, umringen sie den Platz mit gewaffneten Leuten, und bemühen sich den Tiger mit starcken Schreien und Rufen in selbige zu iagen, wel-

ches ihnen auch insgemein gelinget. Manchmal aber verstehet der Tiger unrecht, erwählet einen andern Weg, und bricht durch die Leute durch, darunter er denn gar grosses Unglück anzurichten pfleget.

Jedes Dorf und iede Stadt hat, wie bey uns, ihre Gerichte, vor welchen alle Gerichts-Sachen selbigen Ortes abgehandelt werden. Wenn die Unterthanen meinen, daß ihnen diese Obrigkeit unrecht thue, können sie an ein höheres Gerichte appelliren, und wenn es eine Sache von Wichtigkeit ist, so stehet es ihnen, gleich den Europäern frey, an den Landes-Herrn zu gehen. Ob sie sich in dergleichen Gerichts-Händeln auch der Advocaten bedienen, davon habe ich keine Nachricht gefunden. Die Weise etwas eidlich zu versichern, ist bey dieser Nation auch im Gebrauch, und geschieht auf folgende Art: Sie stecken ihre Dolche ins Wasser, lassen darnach von selbigen einen Tropfen auf die Zunge fallen, und betheuren, daß sie sich der Strafe Muhammeds, oder wenn es Heyden sind, der Götter, willig unterwerfen wolten, im Fall sie nicht die Wahrheit redeten. Obgleich keine so entsetzliche Todes-Strafe kan erdacht werden, damit man nicht zuweilen, die von den Javanischen Fürsten verurtheilte Personen, solte beleget haben: so sind doch die gewöhnlichen Strafen nach Art der Missethaten, oder nach Beschaffenheit der Personen eingerichtet. Dergleichen sind nun Steinigen, Enthaupten, Schinden, Critsen oder mit Dolchen durchstechen, von Crocodillen, Tigern, Nasen-Hörnern und

und Elephanten zertreten oder verschlungen zu werden. Was übrigens die hohen Gerichte und Staats=Ordnungen anbelanget, wollen wir, so= viel als man davon in den Reisen findet, bey einem ieglichen Reiche unten ins besondere anführen.

Es hat unter den Javanen viele Kupfer=Eisen=Metall=und Goldschmiede, Zimmerleute, Geschütz=Gieser, Leute die Criten und Assagayen machen, Seiler, Metzger, Tischer, Schiffs=Bauleute, Uhrmacher, und dergleichen mehr, welche Handwercke und Künste sie seit der Europäer Daseyn um ein merckliches verbessert haben. Mit der Uhrmacher=Kunst legen sie zwar schlechte Ehre ein, worinne doch nicht so wohl ihnen, als dem Climati die Schuld beyzumessen ist, indem selbst der geschickteste Europäische Uhrmacher, eine richtige Uhr in Indien zu machen, nicht im Stande ist.

Obgleich verschiedene Sprachen, als Portugiesisch und Maläyisch bey diesem Volcke im Gebrauch sind, so bedienen sie sich doch ihrer Mutter=Sprache an allermeisten. Diese lautet gantz lieblich und angenehm, und soll nach einiger Bericht, mit der süssen und in gantz Indien berühmten Maläyischen Sprache, manches gemeinschaftlich haben. Der *Valentyn* behauptet, es gebe zweyerley Javanisch, nehmlich hoch und nieder Javanisch, deren ienes bey Hofe, dieses unter den gemeinen Leuten geredet werde. Sie sprechen alle Buchstaben so aus, wie sie geschrieben werden, das eintzige A. ausgenommen, wel=

ches sie als ein Holländisches OO oder Teutsches U. hervor bringen. Bey dem Schreiben bedienen sie sich statt der Federn eiserner oder stählerner Griffel, und statt des Papiers, Oles-Blätter. Der erfahrne Batavianische Medicus *Bontius* giebt ihnen das Zeugnis, daß sie im künstlichen Schreiben unsere fertigsten Schreiber übertreffen. Die Indianer, sagt er, wissen die Arabischen Buchstaben, als welche sie allein gebrauchen, so nett auf die Blätter zu entwerfen, daß er sich über seine Landes-Leute geärgert habe, weil sie sich über nichts als ihre eigne Sachen verwunderten, und diese Leute Barbaren nenneten, da sich selbige doch, gleich den Lacedämoniern, die deswegen berühmt sind, weit nachdrücklicher mit wenigen als wir mit vielen Worten, auszudrücken wissen.

Von ihren Wissenschaffen ist eben nicht viel zu sagen, wie sie sich denn derselbigen auch nicht sonderlich zu rühmen pflegen, und es scheinet, daß sie ausser dem Schreiben, wenig mehr wissen; worinnen sie also sehr von den Sinesern unterschieden sind. In der Medicin haben sie zwar einige Wissenschaft, es gründet sich solche aber auf keine Theorie, sondern sie haben selbige bloß aus der Erfahrung gelernet. Ihre Rechnung und besonders auch ihre Zeitrechnung ist ziemlich ungewiß. Nach dieser soll die Insel 1676. Jahr ohngefehr bewohnet seyn. Wenn sich dieses also befände, so fiel die Bevölckerung von Java unter die Regierung des Sinesischen Kaysers *Cham-Ti*, welches aber nicht wohl angehen will,

will, weil dieser als ein verständiger und löblicher Fürst viel lieber sahe, daß das Land bevölckert und angebauet würde, als daß er die Einwohner hätte veriagen sollen; zu geschweigen, daß wir unter dieses Kaysers Regierung nicht das geringste davon mit angemercket finden. Die Holländer haben sich bemühet die Wissenschaften auf dieser Insel empor zu bringen, und deßhalben in und ausser Batavia etliche Schulen angeleget, es ist aber dieser gute Anschlag nicht sonderlich von statten gegangen.

Das IX. Capitel

Von den Sinesern, deren Leibes-Gestalt, Gemüths-Beschaffenheit, Sitten, als Kleidung, Art zu essen, Taback zu rauchen, von den Hochzeiten, Verhalten gegen ihre Weiber, Leichenbegängnissen; von ihren Lustbarkeiten, als Schauspielen, Comödien und andern Spielen, und endlich von der Gerichts-Beschaffenheit, Künsten, Wissenschaften und Religion.

Die meisten Reisenden versichern uns, daß nur auf der Holländischen Compagnie Grunde 70000. und wie Salmon saget, 80000. Sineser wohnen, und da auch in den übrigen Städten und Gegenden dieser Insel eine nicht geringere Anzahl gefunden wird, folglich selbige einen grossen Theil von Einwohnern ausmachen: so haben wir kein Bedencken getragen, ihrer in einem besondern Capi-

Capitel etwas ausführlicher zu gedencken, als derselben nur in dem XI. kürtzlich zu erwehnen. Sie haben zur Aufnahme Bataviens ungemein viel beygetragen, und man versichert, daß es nicht halb würde zu den Flohr gekommen seyn, darinne wir es iezt erblicken: woferne sie nicht daselbst gewesen wären. Ob man ihnen nun gleich gar gerne diesen Ruhm läßt, so muß man doch auch gestehen, daß sie sich vielmals übel aufführen.

Sie sind von langer Statur, iedoch wohl proportionirten Leibes, haben flache Angesichter, kleine Augen, und etwas stumpfe Nasen; welche letztern sie vielleicht nicht haben würden, woferne ihnen die Kindweiber selbige nicht nach der Geburth eindrückten. In den Gesichtern sind sie zwar ziemlich von der Sonne gebrannt, doch haben sie keinesweges so eine schwartze Farbe, wie die andern Indianer.

Man beschuldiget sie einer grossen Geilheit, und sind die Reise-Beschreibungen mit Exempeln hiervon ziemlich angefüllet, welche man aber an diesem Orte billig mit Stillschweigen übergehet. Die meisten unter ihnen sind Sanguinei, und halten daher ein lustiges und vergnügtes Gemüth vor die größte Glückseligkeit. Sie werden selten von den Leuten Uebels reden, oder iemanden aus Bosheit beleidigen, wiederfähret ihnen aber solches von andern, tragen sie es in Gedult. Viele wollen ihnen dieses vor keine Tugend auslegen und es ihrer Sanftmüthigkeit zuschreiben; sondern behaupten, es komme von ihrer Zaghaftigkeit her; welches sie aber beweisen müssen.

Aufs Stehlen sind sie wohl abgericht, und machen sich ein besonderes Vergnügen daraus, wenn sie einen auf recht listige Weise bestohlen haben. Uebrigens muß man ihnen zum Ruhme nachsagen, daß sie in der Höflichkeit und Freygebigkeit wenige ihres gleichen haben.

Was ihre Kleidung anbelangt, tragen etliche weisse, andere rothe oder blaue Röcke, welche nach dem Stande der Person von Cattun oder Seite sind, daran die Ermel so weit hervor gehen, daß die Hände völlig damit bedecket werden. Aus dergleichen Zeugen bestehen auch die Unterhosen, welche sie gerne weit tragen, und um den Leib zuschnüren. Manche tragen auch Unterröcke, die bey den Knien zugebunden werden, und ziehen ein ander Kleid darüber her. Um die Mitte des Leibes binden sie einen Beutel, in welchem sie ihr Geld verwahren. An den Füssen tragen sie einsöhlichte Pantoffeln, die mit Oberleder versehen sind, damit sie nicht vom Beinen fallen. Was vornehme und vermögende Leute sind, haben seidene Strümpfe und sammetne Schuh, welches iedoch nur bey guten Wetter geschicht; denn wenn es regnet oder übler Weg ist, pflegen sie sich nach Art der Capuciner hölzerner Schuh zu bedienen. Ihre Haare kämmen sie zierlich, und befeuchten sie fleißig mit frischem Kokos=Oel, in welches sie eine Art von wohlriechenden Jesmin werfen. Aller 8. Tage lassen sie selbige durch die Barbier wohl reinigen, und auf Weiber=Manier entweder in Zöpfe schlagen, oder selbige schneckenweise legen. Durch die

Mitte

Mitte ziehen sie eine silberne, auch oft goldene, mit Diamanten besetzte Haar-Nadel, und am Ende der Haare machen sie einen Kamm von Schildkröte veste, über welches sie, ein von Pferde-Haaren sehr sauber gestricktes Netz ziehen, das aber hinten offen ist, damit der Haar-Flocken möge gesehen werden. Ueber ihre Haare und besonders über diesen Flocken halten sie ungemein, und wenn ihn einer aus Muthwillen berühret, nehmen sie solches vor die gröste Beleidigung auf. a) In dieser Haar-Tracht sehen sie dem Frauenzimmer sehr ähnlich, und solte man daher bey einem iungen Sineser, der sein Geschlecht noch nicht durch seinen Bart verräth, vestiglich behaupten, er sey eine Weibes-Person. Die

Haa-

a) Der schon zu verschiedenen malen in Ehren gedachte Neuhof erzehlet in der Sinesischen Gesandschaft, daß sich die Stadt Xooking bald an die Tartarn übergeben, wäre auch vielleicht gar wohl dabey geblieben, und würden ihr alle Süder-Städte gefolget seyn: woferne nicht die Tartarn so schleunig und hart auf die Abschneidung des Haares gedrungen hätten. Denn als sie einen ernstlichen Befehl publicirten, daß iedermann die Haare, bey Verlust seines Kopfes, auf Tartarische Weise solte schehren lassen: so griffen so wohl Soldaten als Bürger zum Waffen, und stritten so lange vor ihr Haar, bis sie die triumphirenden Tartarn nicht nur wieder zur Stadt hinaus, sondern auch über den Fluß zurück geschlagen hatten. Als endlich die Tartarn von Sina noch sind Meister geworden, haben sie von neuen auf die Abschneidung der Haare gedrungen, und da dieses viele nicht gethan haben, hat solches manchen um sein Leben gebracht.

Haare an dem Barte pflegen sie alle auszurauſſen, nur diejenigen ausgenommen, welche unter der Nase über dem Maule wachſen, und die sie so hoch als ihr Leben selbst halten. Leute die es haben können, unter andern besonders Kaufleute, lassen die Nägel an der lincken Hand sehr lang wachſen, und bedienen sich ihrer bey Wägung des Goldes, Silbers und anderer dergleichen Sachen an statt der Löffel, welches wahrhaftig sehr selsam ist.

Sie sind grosse Liebhaber vom Taback, der aber einer gantz andern Art als der hier zu Lande ist. Er siehet ins gelbe wie gantzer Safran, ist so subtil wie ein Haar geschnitten, und mit Aphion angemacht. Von diesem nehmen sie ein klein wenig, rollen ein Küchlein einer Erbse groß davon zusammen, und stopffen solches in die Pfeife. Darauf nehmen sie etwas Wasser samt der Pfeife in den Mund, zünden den Taback an, und ziehen so lange, bis er verbrannt ist; alsdenn lassen sie das Wasser, mit dem zu sich gezogenen Rauche aus dem Munde, und spülen selbigen mit frischem Wasser wieder aus.

Der hiesigen Sinesischen Weiber ihre Art Kinder zu säugen, dürfen wir wegen ihrer Selsamkeit, nicht gäntzlich mit Stillschweigen übergehen. Ehe sie das Kind anlegen, nehmen sie von einem kleinen Fasse einen Reif, oder in Ermangelung dessen starckes Baum = Bast, und zwengen damit die Brüste in die Höhe vest zusammen, damit sich die Milch, weil sie die Kinder lange trincken lassen, nicht wiederum verlaufen möge.

Die

Die Manns-Personen speisen gleich den Javanen nicht mit ihren Weibern, sondern alleine, und lassen sich bey Tische von ihnen aufwarten. Beym Essen bedienen sie sich weder der Messer noch der Löffel, sondern gebrauchen an derselben statt zwey Stäbigen, davon iedes eine halbe Elle lang ist, mit welchen sie das Fleisch und andere Kost, so in würflichte Stückgen zerschnitten, artig zu fassen und zum Munde zu führen wissen.

Sie nehmen so viel Weiber als sie ernähren können, und bedienen sich doch noch über diese auch der Sclavinnen. Die Weiber sperren sie ein, und lassen sie keinen Manns-Personen sehen. Wenn sie aus ihrem Lande kommen, und nur 1. 2. oder 3. Jahr hier zu bleiben gedencken, kaufen sie sich etliche Weibes-Personen, und zeugen Kinder mit ihnen. Ist nun die Zeit vorbey, und sie wollen wieder in ihr Vaterland gehen, verkaufen sie die Weiber wieder, weil sie solche nicht mit nach Sina bringen dürfen, die Kinder aber nehmen sie mit sich. Das Sinesische Frauenzimmer ist auf Java ungemein rahr, und versichert Vogel, daß zu seiner Zeit nur zwey würckliche Sinesinnen in Batavia gewesen wären. Um dieser Ursache willen, holen sie ihre meisten Weiber aus Baly und Macassar, und wenn sie ihrer überdrießig sind, so pflegen sie selbige zu verkaufen. Ihren Kindern sind sie ungemein gewogen, und erziehen sie mit grosser Sorgfalt, werden auch hinwiederum von ihnen auf das innigste geliebt. Wenn die Sineser eine Frau aus ihrem Ge-

schlech-

schlechte nehmen, sind die Hochzeiten nicht geringer als in ihrem Vaterlande. Wenn das Verlöbnis geschlossen ist, kömt der Bräutigam bey Abend in einer Sänfte seiner Braut zuzusprechen, und hat einen Gefolg von etlichen 100. Personen, davon ein ieder eine Laterne auf einem Stocke träget. Hinter dem Bräutigam folgt die Musick, dann kommen die Bonzes zu Pferde in violet=braunen Röcken und mit viereckigten Mützen auf den Köpfen; diesen folgen etliche Bluts=Verwannte des Bräutigams, welche im Gehen immerfort ihre Racketen, die allerhand Pflantzen und Thiere vorstellen, in die Luft werfen. Wann der Bräutigam also seine Visite bey der Braut abgeleget, und sie bey der Gelegenheit selbst zum erstenmal gesehen hat, kehret er mit demselbigen Train wieder nach Hause, wie er kommen ist. Bald darauf wird die Hochzeit mit aller Pracht vollzogen. Der Bräutigam ziehet alsdenn zum andernmal mit gleicher Pracht, nach der Braut Hause, und holet sie in einer Sänfte ab, welche also zugerichtet ist, daß sie zwar alles sehen kan, selbst aber von niemanden gesehen wird. Wenn dieser Aufzug vorbey, werden die Männer und Weiber von dem Bräutigam in besondern Zimmern tractiret. Des Abends speiset die Frau mit ihrem Manne, welche Ehre ihr hernach nicht mehr wiederfähret. Weil hier Salmon ein wenig kurtz gehet: so wollen wir um mehrerer Deutlichkeit willen dasienige anführen, was uns Barcherwitz davon erzehlet. Seine Worte sind p. 560. folgende: Ich sahe einsmals eine

Sinesische Hochzeit, dabey die Hochzeit-Gäste in Proceßion durch die Stadt Batavia gingen. Zuerst kamen vier Männer deren ieder eine, an ein langes Bambus-Rohr, gemachte Fahne trug. Die Fahnen waren mit goldenen Frantzen und Quasten gezieret, und ihr GOtt darein gestücket. Nach den Fahnen trugen zwey andere eine grosse Gomgom an einem dicken Bambus-Rohre, darauf einer mit einem höltzernen Klöppel schlug. Diese Gomgom hatte einen Klang wie eine grosse Glocke, und man konte dieselbe über eine Stunde weit hören. Hierauf folgten ihrer viere mit einer Parparre, auf welcher 8. kleinere Gomgoms lagen, darauf mit zwey Klöppeln geschlagen wurde, welches wie ein Glocken-Spiel anzuhören war. Hinter diesen wurde wieder eine grosse Gomgom getragen, die aber etwas kleiner als die erste grosse war. Diese beyden grossen Gomgoms pflegten einander zu antworten, als wie an manchen Orten geschicht, da bey zwey Glocken die Bet-Glocke wechselsweise geläutet wird. Hierauf kamen wieder 2. mit einer Parparre voll allerhand Sinesischen seidenen Stoffen; sodann eine mit kostbaren Porcellain, und endlich die dritte Parparre mit Sinesischen Schuhen. Hinter diesen fuhr ein alter Sineser in einer kleinen Kutsche, welcher der Braut Vater war, der die vorher getragenen Sachen seiner Tochter zur Ausstattung gab. Als sie vor des Bräutigams Haus kamen, wurden die Geschencke hinein getragen, die Spiel-Leute aber blieben vor dem Hause stehen, und liessen sich treflich auf ihren Gomgoms

hören,

hören. Haussen vor der Thür stund eine grosse Menge Volcks, welche diesem Handel zusahe. Es hielt nicht lange an, so traten zwey Sineser mit Schüsseln heraus, darinne viel ausgeschnittene Blumen und besonders Holländische Duppelgen waren, und warfen diese unter das Volck. In das Haus durfte niemand anders, als wer hinein gehörte, ich sahe aber durch ein Fenster, daß sie einen Thron gebauet hatten, welcher sehr kostbar aufgeputzet war. Auf diesem sassen Braut und Bräutigam, wie ein paar geschnitzte Götzen, ohne die geringste Bewegung zu machen. Sie hatten beyde gar vortrefliche Kleider an, und funckelte alles wie lauter Diamante um sie herum; ob es aber nur geschliffenes Glas oder würckliche Diamante gewesen, kan ich nicht sagen. Weiter erzehlet uns dieser Auctor nichts davon, weil er aus Ungedult die gantze Hochzeit nicht völlig ausgewartet hat. Was die obigen Geschencke anbelangt, welche der Vater seiner Tochter giebt, so ist zu wissen, daß solche in dergleichen Sachen nicht nothwendig bestehen müssen: sondern es können auch selbige, wie Saar anmercket, Geschmeide, Geld, goldene oder silberne Ketten, Ringe und dergleichen mehr seyn.

Wir haben oben angemerckt, daß die gebohrnen Sinesinnen was sehr seltsames in Batavia seynd. Verschiedene Reisende haben sich darüber sehr verwundert, und gar nicht begreifen können, wie nur solches bey einer so grossen Anzahl verheuratheter Sineser möglich sey? Ob sie sich aber gleich dieses auszuforschen, viel Mühe

gegeben: so haben sie doch nichts gewisses davon erfahren können, bis es endlich dem Hr. von der Behr geglücket hat, das Geheimnis von einem Sineser auszukundschaften. Dieser entdeckte ihm auf sein inständiges Anhalten, daß sie die schwangern Weiber 3. Monathe vor der Niederkunft, keinem Menschen sehen liesen, damit niemand wissen möchte, daß sie schwanger wären. Würde nun von ihnen ein Mädgen auf die Welt gebohren, so pflegten sie solches gemeiniglich zu erwürgen, die Knäblein aber liesen sie am Leben. Dieses ihr gottloses Vornehmen aber halten sie so geheim, als immer möglich ist, indem es ihnen, wenn es bey der hohen Regierung heraus käme, entweder wieder das Leben, oder doch zum wenigsten eine ansehnliche Geld-Summe kosten würde. Dieses hat er also von ihm erfahren, was aber ihre Ursache seyn müsse, dergleichen Grausamkeit an den unschuldigen Kindern auszuüben, hat er nicht ausforschen können.

Wenn bey einem Sinesischen Krancken alle Hofnung zur Genesung aus ist, und er anfängt, mit dem Tode zu ringen, werden seine Freunde hinein gerufen, welche seinen herannahenden Abschied mit heulender Stimme beweinen, und ihn immerfort fragen, warum er sie verlassen wolle, und was ihm fehle? dabey sie auch zusagen, alles dasienige zu thun, was er begehrete, wenn er seinen Abschied ein wenig einstellen wolte. Wenn er verschieden ist, wird der Cörper alsobald gewaschen, nach diesen am gantzen Leibe geschoren, darauf in ein weiß Gewand gekleidet, ihm die besten

besten Kleider angezogen, auf ein Parade-Bette geleget, und vor selbiges brennende Kertzen gestellet. Die Weiber und Kinder müssen indessen an ieder Seite der Leiche stehen, und den grossen Verlust mit bittern Thränen beweinen. Unter den Kopf legen sie Geld, damit der Verschiedene in der andern Welt nicht gäntzlich ohne Mittel erscheinen möge; desgleichen auch einen neuen Topf, auf daß er sich seine Speise darinne kochen könne. Nachdem alles dieses veranstaltet, machen sie Anordnung die Leiche zu beerdigen. a) Was die Procession anbelangt, finden wir solche gleichfals in dem Barchewitz beschrieben, welcher sie bey einer verstorbenen Jungfrau mit angesehen. Als die Todte noch im Hause und in dem Sarge offen stunde, war der Leichnam so mit Blumen überstreuet, daß man ihn davor nicht sehen konte. Die Bahre, welche aus Bambus-Rohr gemacht, bestreueten sie auch mit Blumen, deckten hernach den Sarg zu, setzten ihn auf die Bahre, und legten gleichfals oben Blumen darauf. Hierauf trugen 10. Personen dieselbe fort. Zwey Sinesische Jungen, deren ieder eine grosse Schalmeye im Munde hatte, und gantz traurig darauf bließ, gingen vor-

a) Salmon gedencket von der Beerdigung, daß sie erst nach etlichen Tagen geschehe; welches aber wohl nicht seyn kan, wenn sie die Leichen auch gleich balsamiren, indem bekannt ist, daß selbige in dergleichen warmen Ländern schwerlich länger, als 24. Stunden, über der Erde können erhalten werden.

vorher. Nach der Leiche folgten die Männer, und hinter diesen die Weiber, welche mit einer Spanischen Wand von weiser Sinesischen Leinwand umgeben waren, daß man sie also davor nicht sehen konte. Auf diese Weise gingen sie die Neue-Pforte hinaus, und nach den Sinesischen Gräbern zu, welche nicht weit von der Fortresse Jacatra liegen. Wenn sie daselbst angelanget, wird die Leiche gleich zur Erde bestattet, wobey verschiedene papierne Schildereyen verbrennet werden. Ist der Todte in die Gruft gebracht, werden viele Wachs-Lichter dabey angezündet, und die darzu gedungenen Klage-Weiber, welche ein jämmerliches Geheul machen, müssen den Todten viele Tage lang beweinen. Etliche Wochen nach dem Begräbnisse, werden verschiedene Früchte, Eß-Waaren, Siry-Pinang, Confecturen, Taback, Räucherwerck und Geträncke auf das Grab gesetzt, welches aber nicht die Todten, sondern die Lebendigen verzehren. Es kommen auch wohl zuweilen schlechte Europäische Matrosen und Soldaten, und fressen und saufen es hinweg, divertieren sich auch wohl gar auf eine sensible Art mit denen, bey das Grab gestelten Sinesischen Klage-Weibern, worzu diese nicht ungeneigt sind. Diese Näschereyen aber ist auch manchen sehr übel bekommen, indem die Sineser, da sie diese Leichtfertigkeit gemerckt, zu verschiedenen malen Gift darunter gethan haben. Die Todten werden allezeit so geleget, daß sie mit dem Angesichte nach Osten sehen, und ist gebräuchlich, daß sie vor der Beer-

digung von iedem mit einer Hand voll Sand beworfen werden. Die Grab-Steine liegen nicht, sondern stehen in die Höhe, und sind, nach des Behrz Bericht, p. 33. wie des weltberühmten Eulenspiegels Monumentum zu Möllen in Nieder-Sachsen, anzusehen. Sie sind oben gewölbt, und mit einem aus Eyerweis und Zucker gemachten Kalck übertünchet, welcher davon wie ein Stein wird, so kein Wetter und Regen beschädigen kan. Am Grabe stehet eine steinerne Tafel, darauf mit Sinesischen Characteribus geschrieben ist, wer darinne lieget. Die Trauer um einen Vater dauret bey den Sinesern 3. gantzer Jahr lang, in welcher Zeit sie weder Fleisch noch Fische, sondern nur Kräuter essen; tragen darneben grobe Kleider, schlafen auf harten Betten, führen eine andere Redens-Art, und brauchen ander Papier.

Kein Volck in der Welt hat wohl so leicht einen solchen Geschmack an Schauspielen, als die Sineser; welche selbige so wohl bey den Festen, als auch zu anderer Zeit spielen. Wenn solches geschicht, bauen sie vor ihren Häusern grosse Theatra, auf welchen sie die alten Geschichte ihrer Kayser vortreflich vorstellen. Zu solcher Zeit sind die Sineser allezeit sehr lustigen Sinnes, lassen viel aufgehen, und können nicht leicht böse gemacht werden. In den Häusern stehen allerhand Confecturen, Czée, Caffé und Sampsu (welches ein Geträncke ist, das am Geschmack fast dem Spanischen Weine gleich ist) in Ueberflus, und ist da einem iedweden erlaubt, hinein zugehen,

und solches zu geniesen. Ja die Sineser sind so höflich, daß sie die Leute] und besonders die Europäer noch darzu nöthigen. Wenn sie Barchewitz zuweilen vexirte, pflegten sie auf Sinesisch zu sagen: *Hollanda sam sciequa ba boa*, und wenn er sie fragte was das auf Malaiisch heise, antworteten sie lächlend: *Hollanda ada ackal tida pay*; das ist: Die Holländer sind schlimm, und nicht viel werth, und liesen es dabey bewenden. Sie pflegen gemeiniglich erst gegen Abend bey brennenden Lampen zu spielen, werfen dabey viele Racketen und tantzen bey einem Instrument ungemein zierlich. Dieses Instrument bestehet aus 20. bis 30. Glöckgen, die sie mit höltzernen Stäben so behend und wohlklingend schlagen können, daß es überaus anmuthig lautet. Wenn sie agiren, worinne sie überaus erfahren sind, reden sie gemeiniglich gravitätisch und sehr manierlich, welches lustig anzusehen und zu hören ist. a)

In Gauckel-Possen und allerhand seltsamen und wunderlichen Dingen, sind sie auch besonders erfahren. *Eduardus Melton* erzehlet verschiedene Exempel von ihrer Geschicklichkeit, und gedenckt auch unter andern, daß einer ein Bambus-Rohr, so

a) Der berühmte Neuhof versichert, daß sie es in Comödien den Europäern weit zuvor thun, und hat er selbst gar künstliche Sachen von ihnen spielen sehen. Sie sind nach seinem glaubwürdigen Geständnis nicht verdrieslich, sondern mit solcher Lust anzusehen, daß man Essen und Trincken darüber vergessen solte.

so 20. Fuß lang, anderthalb Spanne dicke war, und oben spitzig zulief, in seinen Gürtel gestecket habe. Kaum, spricht er ferner, war dieses geschehen, so sprang ihm ein iunger Gauckler auf die Schultern, und kletterte mit grosser Geschwindigkeit das Rohr hinauf, auf welchen er mit einem eintzigen Fusse trat, und sich an gar nichts anhielt. Dieses kam allen Zusehern sehr selsam vor, und ihre Verwunderung vermehrete sich noch mehr, als der Rohr-Träger selbiges nicht mehr mit den Händen hielt, sondern es in dem Gürtel frey stehen ließ, und mit starcken Schritten auf und abginge, wobey das Rohr unbeweglich stehen blieb. Nachdem der Jüngling wieder herunter kommen, und einige Gauckel-Sprünge gethan hatte, stieg er zum andernmal wie eine Katze an dem Rohr hinauf, legte sich mit dem Bauche recht mitten auf dessen Spitze, und streckte Hände und Füsse von sich. Zum drittenmale setzte der eine Gauckler das Rohr auf seine Mütze, und der so darauf gelegen, setzte sich nur mit untergeschlagenen Beinen auf die höchste Spitze des Rohres; worauf der Träger mit aller Macht anfieng zu laufen, hin und wieder zu rennen, und sich augenblicklich herumzudrehen: so, daß ein ieder in Sorgen stund, der Oberste würde bald der Unterste werden, und einen gefährlichen Sprung thun müssen. Doch er wuste sich mit ausgestreckten Armen dergestalt im Gewichte zu halten, daß er unbeschädiget wieder herunter kam.

Dieses alles kan gar wohl durch lange Uebung

erlanget werden, und gestehet *Melton* selbst, daß es ihm gantz natürlich vorkomme, und ohne Zauberey zuging. Wir wollen aber eine andere Geschichte anführen, die weit selsamer zu betrachten ist, und von eben diesem Auctore mit folgenden Worten erzehlet wird: Einer von den Gaucklern nahm ein aufgewickeltes Knaul von einem Stricke, davon er das herabhangende Ende in der Hand behielt, und das Knaul mit einer solchen Gewalt in die Luft warf, daß es kein Mensch mit seinem Gesichte erreichen konte. Hierauf kletterte er selbst mit grosser Behendigkeit an dem Stricke hinauf, daß er in kurtzer Zeit gleichfals allen Zuschauern aus den Augen kam. Ich stund damals, fährt er fort, in grosser Verwunderung, und wuste nicht was daraus werden würde, bis ich inzwischen und alle Zuschauer neben mir sahen, daß ein Bein aus der Luft herunter fiel, welches ein anderer Gauckler aufhob, und in einen Korb warf. Wenige Zeit darauf fiel eine Hand herunter, und gleich hernach abermals ein Bein. Mit einem Worte alle Glieder des Leibes kamen solcher Gestalt aus der Luft gefallen, und wurden in den Korb geworfen. Das allerletzte war der Kopf, welcher gleichfals auch mit in den Korb kam, worauf selbiger umgekehret wurde. Hierauf sahen wir vor unsern Augen, wie alle diese Glieder zusammen krochen, und sich vereinigten, daß also ein vollkommener Mensch wieder daraus wurde, der wiederum stehen und gehen konte, wie er vorher gethan, ohne daß man den geringsten Schaden

an

an ihm bemercket hätte. Ich habe mich niemals, schließt *Melton* diese Erzehlung, über etwas so sehr verwundert, als da ich gedachte Künste sahe, und zweifele ich fast, ob alles, sonderlich das letzte Stück, ohne des bösen Feindes seine Hülfe, hat zugehen können. a) *Antonii Paullini* eröfnetes Cabinet ausländischer Merckwürdigkeiten p. 245 - 249. alwo auch alles dieses in saubern Kupfern zu sehen ist.

Sonst sind auch die Sineser von Charten- und Würfel-Spielen gar ungemein grosse Liebhaber, und würde man sie des halben Lebens berauben, woferne man ihnen das Spielen untersagete. Sie setzen sich nicht nur in den Häusern sondern auch so gar auf den Strassen zusammen, und spielen mit dem grösten Eifer gegen einander; da denn öfters geschicht, daß mancher sein Haab und Guth, Weib und Kind, Sclaven und sich selbst verspielet, welches, ob es gleich was grosses ist, doch bey ihnen vor keine Schande geachtet wird. Wenn es einer im Spiel so weit kommen läst, daß er nach Verspielung seiner eigenen Person auch Geld auf sein Haupt-Haar, und endlich, welches das letzte und äuserste ist, auf seinen Barth

a) Ob die ersten Erzehlungen wahr seynd, daran stehet nicht zu zweifeln, denn es werden solche auch von andern glaubwürdigen Reisenden versichert. Was aber die letzte Geschichte anbelangt, so gehöret ein gar starcker Glaube darzu; und kan ich hiebey dem geneigten Leser berichten, daß man von diesem *Melton* nicht eher was anzunehmen hat, als bis solches auch durch anderer Reisenden Zeugnis bestätiget wird.

Barth nimt und verspielet, bey dem ist keine Rettung mehr, sondern er muß sich der Sclaverey völlig unterwerfen, und gewärtig seyn, alles zu tragen, was ihm von dem, der ihn und sein Haar nebst dem Barthe gewonnen, wird auferleget werden. Dieses Spielen, saget Vogel, pflegen sie nicht nur unter sich selbst zu treiben, sondern nehmen es auch mit den Europäern an, wenn dieselben Lust darzu haben, doch setzen sie diesen nicht mehr als Haab und Guth, und wenn solches verspielet die Sclaven, nicht aber Weib und Kind, vielweniger sich und ihr Haar auf das Spiel. Allein hierinne und besonders in dem letztern irret sich Vogel, und hat er sich darinne nicht wohl unterrichten lassen; indem andere Reisende schon längst das Gegentheil davon versichert haben. Von der Behr erzehlet in seiner Reise p. 30. 31. daß sein guter Freund Johann Nicolaus von Enckhüsen sein Kost-Geld 1. Thl. 12. gr. am Werthe, an einen Sineser gewaget, und ihm mit dem wenigen Gelde, Haus und Hof, Weib und Kind, und alle seine fahrenden und liegenden Güther abgewonnen habe, welches seine Landes-Leute 4000. Holländische Gülden schätzeten. Das Geld samt den Güthern behielt er, das Weib aber gab er dem unglückseligen Sineser wieder, und machte das übrige zu Gelde.

Gleichwie den Sinesern in vielen Stücken durch die Finger gesehen wird, und ihnen grosse Freyheiten verstattet werden: also geschicht auch solches in Ansehung der Gerichte. Sie haben einen Capitain

pitain über sich, der aus ihren eigenen Mitteln erwählet wird. Diesem tragen sie alle ihre Streitigkeiten und Angelegenheiten vor, welcher, wenn sie von keiner Wichtigkeit sind, selbige gleich abthut, im Gegentheil aber, die Sache an die hohe Regierung schicket. Mit diesem Capitain wird auch alles dasienige, was seine Nation angehet, überleget, und durch ihn, das beschlossene seinen Landes-Leuten vorgetragen und exequiret.

Da die Sineser überaus fähige und sinnreiche Köpfe haben: so können sie nicht nur alles nachmachen, was ihnen vorgeleget wird: sondern bringen auch Handwercke und Künste zu solcher Vollkommenheit, daß sich die Europäer selbst darüber verwundern müssen. In der Mahlerey sollen sie was gar besonderes prästiren. Die meisten aber von den hiesigen Sinesern legen sich entweder auf den Feld-Bau oder auf den Handel, und ist die Anzahl derer die Handwercker erlernen, eben nicht sonderlich groß. In dem Handel thun sie sich fast vor allen andern Völckern hervor, und wird man schwer nach einer Sache fragen, so man nicht solte von ihnen bekommen können.

Weil sich die meisten von ihnen nur um des Gewinstes willen auf Java niederlassen: so ist leicht zu erachten, daß nicht viel Gelehrte alhier unter ihnen gefunden werden; obgleich sonst mehr als zu wohl von dieser Nation bekannt ist, daß sie überaus viel von Wissenschaften hält. Jedoch versichert Vogel, daß man trefliche Medicos unter ihnen finde, die sich insonderheit wohl

auf

auf den Pulß verstehen, und nach Befindung desselbigen, die Kranckheit eines Patienten beurtheilen und curiren. Der Ober-Medicus D. Andreas Kleyer, fähret er fort, welcher fleißig mit den Sinesischen Medicis conferiret, hat ein trefliches Buch de Circulatione Sanguinis, & Motu Pulsus zusammen getragen, und alles mit Figuren illustriret; er ist auch willens gewesen, solches in Druck heraus zu geben, ob dieses aber würcklich geschehen, kan ich nicht sagen. a) Von ihrer Sprache will ich nichts gedencken, weil sie den meisten schon in etwas wird bekannt seyn, und selbige weitläuftig abzuhandeln, darzu ist hier der Ort nicht. b)

Die

a) Es ist zu wünschen, daß dieses Buch möge seyn heraus gekommen, damit man doch einmal was gewisses von ihrer Medicin, und besonders ihrem Pulß-Fühlen möge lesen können, indem es verschiedene in Europa gäntzlich verworfen, und sich auf alle Weise bemühet haben, solches recht lächerlich zu machen.

b) Es hat sich eine grosse Anzahl von Leuten gefunden, welche so wohl auf die Wissenschaften der Sineser überhaupt, als auch insbesondere auf ihre Charactares loßgezogen haben. Es ist aber solches gemeiniglich nur von denen geschehen, welche sich darinne entweder nicht gnug haben unterrichten lassen, oder die mit einem Neide gegen diese Nation sind eingenommen gewesen, und ihr nicht gegönnet, daß sie hierinne vor den Europäern einen Vorzug habe. Denn gelehrte und verständige Leute haben diese Characteres nicht gnug zu rühmen gewust, weil sie gar wohl eingesehen, was in diesen, dem blossen Ansehen nach, magern Figuren

vor

Die Sineser sind ihrer Religion nach Heyden, und keinesweges Atheisten, davor sie manche Reisende, die keinen Unterscheid zwischen diesen Leuten haben machen können, ausgeschrien haben; dabey aber muß man freylich gestehen, daß, ob die unglückseligen Leute gleich dencken, ihre Dinge in der Religion treflich zu machen, dennoch in der grösten Finsterniß tappen. In einem viereckigten Kästgen ihrer Wohnstube haben sie einen Altar, darauf ein Bild von Thon stehet, welches sie JOSIN nennen. Dieser Götze ist anderhalb Spanne lang, schwartz im Gesichte, hat grosse Augen um welche rothe Striche gehen, einen Vogel-Schnabel ähnliche Na-

vor ein Marck verborgen liege. Gewiß, nutzten diese Characteres nichts, der grundgelehrte und hocherfahrne Herr von Bülffinger würde sie nicht vor würdig gehalten haben, in einer Dissertation so treflich heraus zu streichen. Das aber würcklich was ungemein gelehrtes darinne lieget, können wir daraus sehen, daß Andreas Müller, der sich auch sonst von seinem Geburths-Orte Greiffenhagen nennet, durch dieser Characteren Hülfe die allgemeine Sprache gefunden hat, wovon er also schreibet: Nihil est, quod amplius promittam, nisi quod soluto, sub cautione, praemii dimidio (alioquin, ne in sinistras manus post fata deueniat, nihil de struenda claue laborans,) Deo dante, intra semestre aut citius clauem concinnaturus, posteaque quemcunque, etiam mulierculas & pueros intra paucos dies docturus sim, vt nihil non integrorum contextuum, ex quibuslibet libris, aliisque congrue scriptis chartis, non Sinice quidem, sed Lati-

Nase und grosse Hörner von unterschiedlicher Farbe. Vor diesem Götzen, welcher den Teufel vorstellet, schlagen sie die Hände zusammen, streichen ihn wohl gar im Gesichte, und bitten ihn, daß er ihnen nichts Böses zufügen wolle. In der Nacht brennen sie rothe und gelbe Wachs-Kertzen, erzeigen ihm viele Hochachtung und opfern ihm Speiß und Tranck, welches sie iedoch des folgenden Tages wieder hinwegnehmen und zu ihren Nutzen verwenden. Sie glauben zwar

Latine, vel Germanice, vel Anglice, vel Gallice, vel Belgice, vel alias legant. Dieses grosse Werck hat also der berühmte Müller durch diese Characteres möglich machen wollen, im Fall man ihm ein Praemium davor geben würde, welches, wenn es dem Publico wäre bekannt worden, gewiß würde von gar unschätzbaren Werthe gewesen seyn. Des Hrn. von Bülffingers Worte hiervon lauten also: Sunt haec eiusmodi, vt, quantumque promissor praemium postulet, nimium esse non possit, vbi verbis facta responderint. Quantae vtilitatis foret ita scribere, vt epistolam Turca non minus, quam Belga, Aethiops & Indus legat sua vnusquisque vernacula? Quanta commerciorum epistolicorum in vniuerso orbe facilitas? Dieses alles befindet sich in dieses grossen Mannes Doctrina Sinarum moralis & politica, und kan von einem curiösen Leser, p. 327. 328. nebst vielen andern Nachrichten von den Characteren nachgelesen werden. Aus eben diesem treflichen Buche nehmen wir, mit des Lesers gütiger Erlaubniß, noch etwas weniges heraus, welches so wohl von der Gelehrsamkeit der Sineser, als auch von der Vortreflichkeit ihres Reiches Zeugnis giebet: Rem litterariam Sinesem asse-

zwar auch ein gütiges Wesen, und machen viel Rühmens von ihm; weil sie aber solches schon an und vor sich selbst vor so gütig ansehen, als daß es ihnen schaden solte, stehen sie in dem gefährlichen und gottlosen Wahn, ob brauche man es nicht sonderlich zu verehren. a)

Das

asserit (illustris *Fourmontius*) paene immensam esse: fateri illud vicinas gentes, Siamenses, Tunkinos, Gepuinenses & Tartaros: neque id insolens videri debere, sed omnino naturae conueniens haberi. Sinam esse imperium regione vastissimum, habitatoribus frequentissimum, ciuili cultu instructissimum, idemque omnino antiquissimum. Omnem in *eruditione Nobilitatem* consistere: munera & dignitates conferri ex *merito*, eodemque *litterario*. Typographiam ex immemorabili spatio obtinere. Praesto esse monumenta Philosophorum, Poëtarum & Historicorum ex omni aeuo. Contende illa vero nostris moribus, quicunque velis, inquit, & facile amplitudinem iudicaueris, in quam Sinica res litteraria diffunditur; vt opus non sit vti argumento a bibliothecis deducto, e quibus vnicam ex P. *Trigautii* testimonio memorabimus; refert ille in monte *Lung-muen* reperiri 30000. auctorum Sinicorum bibliothecam, quae *Siyuli* dicatur a praefecto eius nominis inchoata. p. 290-291. Aus dieser sehr kurtzen Beschreibung, wird man leicht ersehen können, daß das Kayserthum Sina ein solches vortrefliches Reich sey, daß es wenige oder wohl gar keine seines gleichen habe.

a) Ein mehreres kan man von diesem weltberühmten Reiche bey dem Neuhof in seiner Holländischen Gesandschaft, in *Hamiltons* Reisen, in

Das X. Capitel.

Von den Europäern, besonders den Holländern und Teutschen, die sich auf dieser Insel niedergelassen haben; ihren Sclaven, und den Reisen nach Indien.

Alle Europäer die man auf dieser Insel antrift, sind entweder Bediente der Compagnie, worunter ich vornemlich die Soldaten und solche Personen verstehe, die mit der Regierung und dem Krieges-Wesen zu thun haben, oder Frey-Bürger, von welchen letztern wir hier besonders handeln wollen. Da uns aber der Europäer Sitten, Gemüths-Beschaffenheit und dergleichen bekannt sind, wollen wir nur von solchen Umständen handeln, welche diese Insel angehen, und was die Europäer daselbst vor eine Lebens-Art führen.

Die meisten von ihnen legen sich auf Handlung, welche sie oft an viele Oerter Indiens treiben, und dadurch zu grossen Reichthümern gelangen. Es finden sich aber auch einige die Handwercker lernen, doch keinesweges so fleissig, wie bey uns die Handwercks-Leute, zu arbei-

der Rußischen Gesandschaft des Herrn *Ißbrand-Ides*, *Marci Pauli* Veneti Reise, und in andern mehr nachlesen; doch hat man sich in etwas vor einigen Patribus Missionariis vorzusehen, weil in solchen oft Unwahrheiten sind, wodurch derjenige, der in der Sinesischen Historie nicht wohl gesetzt ist, leicht kan verführet werden.

beiten pflegen. Man hat darneben auch Zünfte von verschiedenen Handwercks-Leuten, wie denn die Zimmer-Leute, Kieffer und Dreher nur einen Ober-Meister haben, die aber eigentlich unter der Compagnie stehen und vor sie arbeiten; daher sie auch den Lohn und das Kost-Geld nicht von dem Meister, sondern von der Compagnie empfangen. Jeder von diesen Meistern hat eine gewisse Anzahl, und wenn welche davon sterben, oder nach Europa reisen, gehet er aufs Castell und fraget: ob nicht welche unter den Soldaten wären, die dieses oder ienes Handwerck verstünden? da man denn nachsiehet, weil solches alles genau aufgeschrieben wird. Finden sich nun selbige, so muß sie der Capitain ohne Wiederrede abfolgen lassen; ihre Namen werden von den Soldaten loßgeschrieben, und dargegen ins Handwercks-Buch gesetzt. Ein solcher nun bekomt des Monats 14. fl. Lohn und 3. Rthl. Kost-Geld. Wenn sie auf der Werckstatt sind, haben sie keine Hemden, sondern bloß leinene Hosen an, und laufen so die gantze Stadt durch, wenn was zu holen ist. Des Morgens um 6. Uhr müssen sie auf der Werckstatt seyn, ob sie gleich manchmal nicht arbeiten, und um 11. Uhr gehen sie nach Hause. Halb 2. Uhr kommen sie wieder zusammen, und arbeiten bis Abends um 6. Uhr. Ihre Arbeit aber gehet sehr langsam, und was sie in einem Monate thun, ließ sich wohl in einem Tage verrichten. Will ein Soldat seine Profeßion vor sich treiben, giebt er seinem Capitain des Monats 9. Schillinge, worauf er

treiben und handeln kan, was er will; dabey zugleich seine Besoldung immer fortgehet. Uebrigens ist die Zahl dererienigen, die, so zu sagen, müßig gehen und von ihren Renten leben, nicht gering. Bürger, die 30000. fl. im Vermögen haben, sind daselbst gemein, und man wird nicht leicht einen reich nennen, er besitze denn etliche Tonnen Goldes. Wegen dieser grossen Reichthümer leben sie auch ungemein prächtig und wollüstig, so wohl was ihre Häuser, Haus-Geräthe, Kleidung, Essen und Trincken, als auch was das Gefolg auf den Gassen, ihre Kutschen und Pferde anbelangt. Die Pracht ist dergestalt groß, daß, wenn man einen ansehnlichen Batavianischen Bürger in Europa solte ausfahren sehen, man behaupten würde, es sässe ein gar vornehmer Herr in der Kutsche. Will einer Bürger werden, so kostet ihnen solches nicht das geringste, und mögen die Bürger vor eine Nahrung treiben, welche ihnen beliebet, und Ländereyen haben, so viel als sie wollen, so geben sie nichts davon ab.

Die Europäischen Freybürger aber bestehen aus fünferley Arten; aus Europäern, Creolen, Mestitzen, Castitzen und Postitzen. Erstere kommen mit Schiffen aus Europa, die Creolen aber werden daselbst von Europäischen Eltern gebohren, so, daß Vater und Mutter, Europäer sind. Die Mestitzen haben einen Europäer zum Vater und eine von den Indianern herstammende Mutter. Die Castitzen sind die, so von Europäischen Vätern und Mestitzen erzeuget sind. Diese haben

haben eine etwas weisere Farbe, als ihre Mütter die Mestitzen, halten sich aber gemeiniglich in der Kleidung nicht anders, als die vorhergehenden. Die vierte Gattung oder die Postitzen werden von einem Europäer und einer Castitze gebohren. Unter diesen und den wahrhaftigen Europäern, ist ihrer Haut nach, kein sonderlicher Unterscheid, daher sie sich auch den Holländern oder Europäern vollkommen conformiren. Endlich machen noch eine besondere Sorte die von den Portugiesen herstammenden Schwartzen aus. Ihre Haut ist schwartz, die Augen haben eine weise Farbe, die ins gelbe spielet, die Lippen sind überaus roth, und die Zähne fast weiser denn Elfenbein. Was ihre Tracht anlanget, so ist selbige wie der Mestitzen ihre beschaffen, wie sie denn auch den Ursprung ihrer Eltern nach würcklich solche seyn.

Nach eben diesen Arten kan man auch das Batavianische Frauenzimmer eintheilen. Der Mestitzen Kleidung ist am Oberleibe ein Brüstgen, von dem feinsten Nesseltuch, dadurch man alles, was sonst ein ehrbares Frauenzimmer nach dem Befehl der Natur verborgen hält, bemercken kan. Ihren Unterleib bedecket ein Stück des besten geblümten Cattuns 3. 4. und mehr Ellen lang, so sie um sich herum winden, und dessen Ende mit einer silbernen oder goldenen Nadel, daran bey Leuten vom Stande und Mitteln, statt des Knopfes ein Diamant stehet, bevestiget ist. An den Füssen tragen sie die schönsten buntfärbigten seidenen Strümpfe und Pan-

toffeln, deren Ober-Leder mit Gold oder Silber reichlich gesticket ist. Ueber die lincke Schulter hanget zur Zierde ein Stück goldener Mohr, oder anderes kostbares Zeug, welches sie so zusammen legen, daß es nur einer Hand breit bleibet, und hinten so lang als vorne herunter hanget. Das Haupt ist bloß, ihr Haar mit Kokos-Oel, darunter wohlriechende Balsame gemischet sind, geschmieret, und mit schönen untermengten Blumen, in Zöpfe geflochten. Die Castitzen und die schwartzen Portugiesinnen gehen in eben dieser Kleidung, die Postitzen aber in Europäischer Tracht.

Weil das Europäische Frauenzimmer in Batavia nicht häufig ist, so wird den Holländern erlaubt, sich mit Indianerinnen zu verheurathen, wenn sie Christen werden, oder sich vielmehr davor ausgeben; welches sie um verschiedener Ursachen willen gar gerne thun. Sie sehen, daß die Holländer Herrn vom Lande und die andern Nationen ihre Unterthanen sind, welches ihrem Hochmuthe eben recht ist. Vors andere haben sie bey der Heurath mit einem Europäer den Vortheil, daß sie einen Mann vor sich allein haben, welches Glück ihnen bey ihrer Nation keinesweges wiederfähret. Endlich bemercket man auch, daß dem Europäischen Frauenzimmer, und denen die Europäer heurathen, zu Batavia solche Ehre erwiesen wird, als sie wohl schwerlich an einem Orte in der Welt zu geniesen haben. Bey dem grossen Mangel, an Europäischen Frauenzimmer, ist zu verwundern, warum man den Weibes-Personen, die nach Batavia zu gehen Lust

haben,

haben, es nicht verstattet, und auch so gar diejenigen, die sich heimlich hinein begeben haben, wieder heraus schicket, wie uns solches Barchewitz und andere Reisende mehr erzehlen. Wie die Indianerinnen, Europäer zu heurathen, der Hochmuth beweget, so beweget diese hingegen das Geld; denn es ist leicht zu erachten, daß sich schwartz-braun und weiß nicht wohl zusammen schicket. Die Weiber sagen zwar, sie hätten mehr Neigung zu den Weisen, als zu ihren Landes-Leuten; allein die Erfahrung lehret vielmals das Gegentheil, und geschicht gar oft, daß sie von ihren weisen Männern schwartze Kinder bekommen, oder daß die Männer einen Indianer bey ihnen antreffen, welches indessen Wasser auf ihre Mühle ist. Denn in diesem Falle können sie sich von der Frau scheiden lassen, und bekommen ihr halbes Vermögen, wodurch mancher ein reicher Mann geworden. Die öffentliche Straffe oder Criminalis aber, wegen dieses Ehebruches, ist, daß das Weib gegeisselt, und auf eine gewisse Zeit ins Zucht-Haus gethan wird.

Wenn ein Europäer eine Javanerin zur Ehe zu nehmen gesonnnen ist: so muß das Verlöbnis vor einer Gerichts-Person, Notario oder Procuratori vollzogen werden. Alsdenn erscheinen sie vor dem Rathe oder vor einem andern Gerichte mit ihren Freunden, welches Gerichte sodann die Ehe-Pacten verfasset, und ihnen die Freyheit zu heurathen, ertheilet. Dieser Notarien und Procuratoren giebt es in Batavia eine grosse Menge, und brauchet man sie gar viel bey Heu-

raths-Sachen, besonders wo grosses Vermögen vorhanden ist, da sie der Verlobten Güter und Reichthümer durch Memorialien an den General-Gouverneur oder Rath von Indien, wo aber die Mittel schlecht, nur an den Stadt-Rath bringen, und nach dessen Approbation fügen sich die Verlobten, wie gedacht, auf das Rath-Haus. Sie werden sodann drey Sonntage nach einander in der Kirche proclamirt und den folgenden Donnerstag darauf copuliret. Wenn solches geschicht, gehet die Braut zwischen zwey Jungfern Abends um 5. Uhr in die Kirche, und hinter ihr der Hochzeit-Vater mit zwey Freunden. So bald sie nach Hause kommen, werden sie mit wohlriechenden Wasser besprengt, und setzen sich zur Mahlzeit, welche der Hochzeiter Eltern ausrichten. Darauf wird die gantze Nacht hindurch getantzet, und wenn der Tag anbricht, gehet das neue Ehe-Paar unter dem Schall der Musick zu Bette, und die Hochzeit hat ein Ende.

Die meisten von den Weibes-Personen leben in der größten Pracht und in aller nur ersinnlichen Wollust. Sie sind so zärtlich, daß sie nicht das allergeringste in der Haushaltung angreifen, sondern das Kochen, Waschen, und überhaupt alle andere Verrichtungen durch ihre Sclaven und Sclavinnen versehen lassen; da sie unterdessen auf ihren Stühlen wie die Princeßinnen sitzen, und die Zeit mit Thée- und Caffé-Trincken, Käuung eines Betels oder Binangs, Taback-Rauchen, Spielen, und andern faulen Geschäften hin-

hinbringen. Darneben sind sie in fleischlichen Wollüsten gantz ersoffen, und pflegen daher ihren Männern schimpfliche und höchst beschwerliche Kronen aufzusetzen, darwieder diese nichts machen können, wo sie selbige nicht in Actu antreffen; denn hier ist es ziemlich Mode, daß die Frau die Hosen träget. Etwas weniges von ihrer Pracht zu gedencken, so äussert sich selbige am meisten bey ihrem Kirchengehen. Bey diesem haben sie nicht nur einen ansehnlichen Gefolg von Sclaven, sondern gehen auch in prächtiger Kleidung, und dieienigen, welche nur ein wenig von Stande sind, lassen einen Sonnen-Schirm, von mehr denn 100. Thalern, so rund herum mit Gardinen von dem theuersten Etoff mit goldenen oder silbernen Quasten und Frantzen behangen ist, über sich tragen. Von diesen läst sichs nun auf den Staat der Vornehmen schliessen. Was die Kinderzucht betrift, ist solche sehr schlecht bestellet; weil sich die Eltern nicht die Mühe nehmen, ihre Kinder selbst zu ziehen: sondern sie den unverständigen Sclaven anvertrauen, welche, wie leicht zu erachten, zu einem so wichtigen Wercke nicht die geringste Fähigkeit besitzen.

Da sich die hiesigen Europäer durchgängig der Sclaven bedienen, so wollen wir selbiger an diesem Orte in etwas gedencken. Sie bestehen aus verschiedenen Nationen, welche die Schiffe aus andern Landschaften holen, alwo sie selbige den Königen und Fürsten, als welche die im Kriege Gefangenen zu Sclaven machen, abkaufen. Darneben halten auch viele Europäer und Indianer

ner in den dasigen Gewässern Schiffe, welche des Nachts an den Inseln aussteigen, und die Leute aus den Negereyen stehlen müssen. Diese gottlose Art, Sclaven zu erlangen ist, zwar scharf verbothen; weil aber in Batavia nicht sonderlich nachgefraget wird, woher und auf was Weise der Verkäufer die Sclaven bekommen? kan es gantz sicher practiciret werden. Darneben geschicht es auch, daß arme Eltern, die viele Kinder haben, und sie nicht erhalten können, selbige verkaufen, und hat man oft gesehen, daß sie ein Kind um einen Sack Reiß hingegeben. Andere hingegen, die noch einiges Gewissen haben, versetzen sie bey Sinesern oder Christen, welchen sie als Sclaven dienen müssen, bis das Geld wieder bezahlet wird. An manchen Orten verkaufet der Bruder die Schwester, und die Schwester den Bruder, indem sie einander listig bereden, sie wolten da und dort hingehen. So bald sie nun an den Ort kommen, werden sie von den bestelten Käufern angepackt, und zu Schiffe gebracht, da es denn oft geschicht, daß man den Verkäufer auch mit beym Kopfe nimt. Auf dem Schiffe werden sie besonders eingeschlossen, und zwey und zwey zusammen geschmiedet, damit sie nicht, wie oft geschehen, aufrührisch werden, und das gantze Schiffs-Volck ermorden können.

Wenn sie nach Batavia oder an einen andern Ort gebracht sind, gehet der, so einen Sclaven handeln will, zu dem Kaufmann, besiehet ieglichen am blossen Leibe, ob er irgens einen Mangel oder Fehler hat, wie man bey uns ein Pferd besiehet,

het, fragt, von was vor Nation sie sind, und was sie verstehen? Ist nun einer darunter der ihm anständig ist, so accordiret er mit dem Kaufmanne um 20. 50. oder 100. Thaler, darnach der Sclave schön oder schlecht aussiehet, geschickt oder ungeschickt ist; worüber hernach ein Kauf-Brief aufgerichtet wird, den die Gerichten confirmiren und unterschreiben.

Es werden auch viele von denen verkaufet, welche nach dem Vaterlande gehen, oder wenn Herr und Frau verstorben, oder wenn sie nicht gut thun wollen, welche meistens öffentlich verauctioniret werden. Mit diesen Auctionibus aber hat es folgende Beschaffenheit: Vor dem Hause, darinne die Sachen zu verkaufen sind, wird ein Stand von Bretern aufgerichtet; darauf gehet ein Mann mit einem grossen küpfernen Becken, welches einen Schall, wie eine grosse Klocke von sich giebt, in der Stadt herum, und machet zu wissen, vor welchem Hause die Auction geschehen soll. Wenn sich nun die Leute versamlet, wird eine Sache nach der andern, wie auch die Sclaven auf den Stand gebracht, und von einem darzu bestelten Manne auf das theuerste angeschlagen. Wann etwas z. E. 50. Thaler werth ist, so wird es auf 60. Thaler taxiret. Hierauf rufet der darzu bestelte Auctionarius 60. 59. 58. 57. 56. Thaler und so fort, bis einer komt und rufet: Mein; da es denn dem hingegeben wird, der Mein gerufen, mit der Bezahlung aber hat es noch 6. Wochen Zeit. Viele die diese Auctiones

fleis-

fleißig abgewartet, sind dadurch zu grossen Capitalisten geworden.

Was vornehme Herrn und Bürger seyn, haben oft 100. bis 200. Sclaven, die sie theils zu ihrer Aufwartung und zur Arbeit in ihren Lust-Gärten, oder zu anderer Verrichtung gebrauchen, theils auch blos zum Staate halten. Wann der Herr oder die Frau siehet, daß sich ein Kerl und Weibes-Bild einander lieb haben, befehlen sie ihnen sich zusammen zu halten, und mit keinen andern Gemeinschaft zu haben, worauf sie von Stund an, Mann und Weib sind, und die von ihnen erzeugten Kinder gehören dem Herrn. Diese Kinder, wenn sie 5. oder 6. Jahr alt sind, können sie vor 40. bis 50. Thaler verkaufen, weil selbige viel theurer, als andere Sclaven sind. Wer seine Sclaven nicht selber brauchet, läßt sie bey andern arbeiten, und empfänget des Monats 2. 3. oder 4. Thaler davor. Etliche schicken sie auch nur des Morgens aus, und des Abends müssen sie ein gewisses Geld bringen, sie mögen es verdienen wie sie wollen, und wo sie es nicht bringen, werden sie hart geschlagen; daher sich viele aufs stehlen legen. Die Weibes-Bilder verdienen ihr Geld meistens mit Huren, und wenn sie schön sehen, müssen sie des Tages 3. oder 4. Schillinge (ein Schilling aber macht nach unserm Gelde etwa 3. Batzen) zahlen. Viele gehen mit ihren Sclaven grausam um, haben aber, so viel mir wissend ist, über ihr Leben keine Gewalt; einige halten sie hingegegen gantz wohl, und wenn sie ihnen treu

gedie-

gedienet, geben sie selbige bey der Rück-Reise nach Europa frey; davon mir iedoch wenig Exempel bekannt sind.

Uebrigens ist in den Batavianischen Statuten und zwar Cap. 61. wegen der Sclaven folgendes verordnet: §. 3. Es ist den Christen hiermit verbothen, ihre Leibeigene, es mögen selbige Christen seyn oder nicht, an Mohren oder Heyden zu verkaufen, bey Strafe, daß der Verkäufer den Sclaven, und der Käufer das ausgezahlte Geld verliehren soll. §. 4. Die Christen sind gehalten, ihre Leibeigenen in der Christlichen Religion zu unterrichten und zur heiligen Taufe bringen zu lassen, bey willkührlicher Strafe. §. 5. Die Mohren und Heyden sind verpflichtet, von ihren Leibeignen, die den Christlichen Glauben annehmen, abzustehen, und sie um einen billigen Preiß an einen Christen zu überlassen. Sie mögen auch nicht hindern, daß ihre Leibeigenen in der Christlichen Religion unterwiesen werden, bey Strafe selbige zu verliehren.

Ob die Teutschen gleich keine eigene Indianische Schiffarth haben, werden sie doch in gantz Indien, fast an allen Orten häufig gefunden, und dieses vornemlich auch auf Java. Wenn man die Frey-Leute und dieienigen, die in der Hochedlen Compagnie Diensten stehen, zusammen nimmt: so wird es leicht seyn, eine Summe von 7. und mehr Tausenden heraus zu bringen. Wenn sie die Zeit der Capitulation ausgehalten, können sie wieder heraus gehen. Sehr viele aber lassen sich nach ausgestandenen Kriegs-Diensten

in

in Batavia nieder, und sammlen manche davon grosse Schätze, welche, wie bekannt, nach ihrem Ableben den Freunden in Europa zu Theil werden, in deren Ermangelung aber der Hochlöblichen Compagnie anheim fallen. Man muß hier den Holländern zum Ruhm nachsagen, daß ohngeacht Batavia, nach der allgemeinen Tour 3600. Meilen von uns entfernet ist, und sie deswegen die Erbschaften gar leicht unterschlagen könten, sie von solcher lobenswürdigen Redlichkeit sind, daß sie die Gelder nicht nur unter der Compagnie Siegel heraus bringen, sondern auch der Verstorbenen Anverwandte mit Mühe aufsuchen lassen. Sonst ist von den Teutschen zu wissen, daß sie unsere National-Tugenden nemlich Treue, Redlichkeit und Tapferkeit völlig in Indien ausüben, und damit bey allen Völckern, zum Ruhm der gantzen Nation, grosse Ehre einlegen.

Von den Reisen nach Indien, wollen wir den Teutschen zur Nachricht kürtzlich folgendes melden: An Gelegenheit dahin zu kommen, fehlet es keinesweges, masen Englische, Holländische, Frantzösische, Dänische und andere Schiffe hinein segeln, vor einem Teuschen aber sind die Holländischen am allerbesten. Wer nun also Lust hat, eine solche Reise zu übernehmen, muß sich nach Amsterdam, Rotterdam, Middelburg oder nach einer andern Stadt begeben, von dar Schiffe nach Ost-Indien gehen. Wer nicht als Soldat darinne dienen will, der kan solches erhalten, doch muß er sich verobligiren, 10. Jahr in Indien

dien zu bleiben, und auf der Hin-Reise Dienste zu thun. In Batavia kan er sich nun von Diensten loß machen, darf aber nicht nach seinem Belieben mit allen Waaren handeln, oder in iegliches Land reisen, sondern er muß sich, bey Verlust seiner Ehre und Güter, an die ihm vorgeschriebenen Oerter und Waaren halten. Diesemnach thut einer, der etwas Geld auf die Reise wenden, und Indien zur Lust sehen will, am besten, er begiebt sich auf Dänische, da er nach Trankebar komt, oder auf Englische Schiffe, welche meistens nach Madras gehen, auf welchen letztern er vor den Transport 100. Thlr. giebt, davor aber auf dem Schiffe schönes Tractament hat. Nur möchte dieses manchem bey Englischen so wohl, als bey Dänischen Schiffen nicht recht anständig seyn, daß er zweymal die Linie paßiren muß.

Wer eine gute Natur hat, und Muth dem Feinde unter die Augen zu gehen, der kan bey den Holländern gut fortkommen. Handwercksleute und geschickte Chirurgi sind in Holland am beliebtesten, ein Gelehrter aber wird schwerlich anderst, als Assistent, und zwar wenn er Holländisch verstehet und eine gute Hand schreibet, emploi finden, er müste denn besondere Recommendationen haben, und habe manchmal mit Empfindung gelesen, daß geschickte Studiosi aus Noth mit der Flinte haben nach Indien gehen müssen. Wenn die Hochlöbliche Compagnie hierinnen eine Aenderung machte, würde solches ausser Zweifel ihren Staaten grossen Vortheil

theil bringen. Man würde in den Gerichten mancher Colonien nicht eine Unordnung wahrnehmen: Man würde in den Cantzeleyen nützliche Leute haben: Man brauchte nicht unwissende Leute zu Krancken-Tröstern zu nehmen: Die Schulmeister auf den kleinen Inseln würden mehr als Lesen verstehen: Man würde nach und nach gute Schulen können anlegen, und die Gemüther der Einwohner an sich ziehen, auch die Beschaffenheit der Länder und der Natur gut erforschen. Doch da man bereits in Ceylon und Java dieserwegen, auch in Ansehung der Heyden-Bekehrung, löbliche Anstalten gemacht, wird sich solches mit der Zeit wohl geben, wir wollen uns wieder zu den Reisen wenden.

Wenn einer in Holland angelangt, darf er nur seinem Wirthe melden, daß er Lust habe nach Ost-Indien zu gehen, welcher ihn sogleich mit Freuden zu einem Seelen-Verkäufer führet, indem er vor die Person 3. fl. empfänget. Die Seelen-Verkäufer aber sind solche Leute, die keine Handthierung treiben, sondern ihre Nahrung bloß durch Personen suchen, die nach Ost-Indien fahren. Sie nehmen alle fremde Personen in ihre Häuser, geben ihnen Essen, Trincken, Kleider und alles was sie brauchen, fragen aber darneben einen ieden, was er sich getraue zu versehen, einen Soldaten, Handwercks-Mann oder Matrosen? Wie sich nun ein ieder angiebt, so wird er auch tractiret und in einer Obligation bestimmt, was dem Seelen-Verkäufer vor iede Person zu erlegen sey, nemlich:

vor

vor einen Soldaten 150. fl. vor einen Matrosen 200. fl. und vor einen Handwercks-Mann 300. fl. Die Personen bleiben nun so lange bey dem Seelen-Verkäuffer, bis die Schiffe abgehen, und mag nun dieses lange oder kurtze Zeit dauern, so bleibt es doch bey gedachten Summen. Wenn durch den Trommelschlag bekannt gemacht worden, daß dieienigen, die nach Indien schiffen wolten, auf das Ost-Indische Haus kommen solten, führet ein ieder Seelen-Verkäuffer seine Leute 10. 20. 50. 60. oder so viel als er beysammen hat dahin, und bemühet sich, sie unterzubringen. Etliche Tage darauf, wird das Volck gemustert, da denn auch der Seelen-Verkäuffer seinen Transport-Brief und zwey Monate Sold empfänget. Dieses war vor Zeiten der Personen ihr Hand-Geld, heutiges Tages aber haben es die Seelen-Verkäuffer an sich gebracht, daher es der Person nebst dem Transporte an ihren Verdiensten wieder abgezogen wird. Dieser Transport aber wird dem Seelen-Verkäuffer nicht eher ausgezahlet, als bis er verdienet ist, welches iährlich, wie viel der Reisende an seiner Gage übrig behalten, die aus Indien kommenden Bücher und Rechnungen zeigen. Weil also ein neuer, aller 4. Monate, nur einen Monat Sold in Indien bekomt, bis der Seelen-Verkäuffer bezahlet ist: hat er seine Haushaltung wohl einzurichten, wenn er sich nicht will in Schulden stecken, als worein die meisten gerathen. Der Seelen-Verkäuffer muß Kleidung, Brandewein und was auf dem Schiffe nöthig ist, hergeben, und wenn ei-

 ner

ner auf dem Schiffe stirbt, so verliehrt er seinen Transport; kommt aber sein Volck in Indien gesund an, so hat er grossen Vortheil. Manche, denen vor der Gefahr grauet, verkaufen ihre Transport-Briefe an reiche Kauf-Leute, und nehmen 50. oder 60. vor 100. fl. Zu Rotterdam und Amsterdam ist manchmal, besonders in Friedens-Zeiten, das Gedränge so groß, daß manche dabey erdruckt werden; denn da geschicht es oft, daß wenn 250. sollen angenommen werden, 8. und mehr Hunderte vor der Thür stehen. Diesemnach muß manchmal der Seelen-Verkäufer seine Leute etliche Wochen behalten, wobey diese die beste Zeit haben. Des Morgens bekommen sie Brandewein, Butter, Käse, Brod und Taback, so viel sie brauchen, des Mittags und Abends aber Bier und gute Kost, dabey sie nichts arbeiten. Fält dieses nun dem Seelen-Verkäufer zu schwer, begiebt er sich mit ihnen an einen Ort, wo nicht viel Volck hinkomt, und nimt daselbst von einem andern Seelen-Verkäufer vor den Mann 10. fl. Sind sie nun in Dienste aufgenommen, wird ihnen vorgelesen, was ieglicher vor ein verlohrnes Glied, von der Compagnie bekommen soll, nemlich: vor ein Auge 300. fl. vor beyde 600. fl. und eben so viel, wenn sie Hände oder Füsse verliehren solten, vor ein Glied am Finger aber werden 25. fl. gezahlet. Darauf bekomt ein ieglicher ein Küste 5. Schuh lang, 2. Schuh hoch und eben so breit, 8. Maaß Brandewein, 8. Pfund Taback, 12. Dutzet Taback-Pfeifen, 2. paar Schuh und eben

so

so viel Strümpfe und leinene Hosen, 3. blaue Hembden, 2. Halstücher, Schnallen, Scheren, Nadeln und was man auf dem Schiffe brauchet. Die Capitulation gehet, ohne die Hin- und Rück-Reise zu rechnen, auf 5. Jahr, und wenn einer nach Verlauf dieser Zeit länger dienen will, wird seine Gage vermehret, und erfolgt auch oft Avancement.

Die übrigen Europäischen Nationen in Java sind Frantzosen, Engländer, Dänen, Schweden, Italiäner, Schweitzer und dergleichen. Von diesen aber findet man nichts besonders angemercket, das würdig wäre, hier angeführet zu werden, ausser daß die Frantzosen sehr zahlreich und fast den dritten Theil der Europäer ausmachen sollen, daher auch der Abt *Guyon* sehr unwillig ist, daß man den Catholischen das freye Religions-Exercitium nicht verstattet. Vielleicht aber dencken die Holländer, was Peter der Grosse dachte.

Das XI. Capitel.

Von den übrigen hiesigen Asiatischen Nationen; als von den Malaien, Bandanesen, Macassaren, Amboinesen und dergleichen.

Wir waren zwar anfangs nicht willens von diesen Nationen etwas zu gedencken, weil ihrer schon in vielen andern Büchern weitläuftig ge-

dacht wird; da aber der Kenner der ausländischen Völcker und Länder keine sonderliche Anzahl ist: haben wir uns um derer willen, die nicht viel davon gelesen haben, entschlossen, diese Völcker, welche sich auf Java aufhalten, kürtzlich zu beschreiben. Die Malaien sind ein wenig weiser von Farbe als andere Indianer, ob sie gleich der Linie sehr nahe liegen; sie sind auch freundlicher, höflicher und manierlicher in ihrer Lebens-Art, lustig von Humeur, aber sehr durchtrieben, und überaus faul, auch untreu und boshaftig. Die Tracht der Männer bestehet in ein paar Hosen, einem weisen, blauen, rothen oder grünen Ober-Kleide, welches wie ein Hemde ohne Ermel zugeschnitten, und einem Turban, der um den Kopf herum gewunden ist. Die Weiber kleiden sich wie die Javanerinnen, sind aber weit freundlicher, und vom mehrerem Verstande und Geiste als andere Indianerinnen. Ihre *Seids* oder Priester bekommen sie aus Suratte, und werden von ihnen sehr hoch gehalten. Sie sind grosse Liebhaber von Gebetern und Predigten, besuchen die Mosquees gar fleißig, und sehen sehr andächtig dabey aus; ihr Lebens-Wandel aber ist nichts weniger, als Gottesfürchtig und andächtig. Uebrigens sind das die Völcker, denen die süsse Melaiische Sprache die Mutter-Sprache ist.

Die Bandanesen sind von Natur faule Leute, welche nichts ungerner als die Arbeit thun, wenn sie daher nur Reiß, und ein wenig Atiar, Macassang oder Fische darzu haben, so bekümmern sie sich um nichts weiter. Wenn ein Bandane-

daneser einen Sclaven hat, so muß derselbe ihn, samt Weib und Kind ernähren, und alle Tage zwey Schillinge nach Hause bringen; thut er dieses nicht, so bekomt er so viel Schläge, als er nur ertragen kan. Diese zwey Schillinge muß der Sclave, wie gesaget, verdienen, es geschehe auch auf was vor eine Art es immer wolle. Sie wollen ungemein gerne weis aussehen, und hüten sich auf alle Weise, daß sie nicht schwärtzer werden. Wenn sie aber dem ohngeachtet die Sonne manchmal schwärtzer gebrennet, als sie von Natur sind, und sie solches mercken, nehmen sie augenblicklich ein Stück weises Sandel-Holtz, reiben dasselbige mit Wasser auf einem Steine zu Brey, beschmieren hernach damit das Gesichte und die Hände, und lassen es die gantze Nacht darauf liegen, und dürre werden. Des Morgens waschen sie es wieder ab, und sind alsdenn ihrer Meinung nach, wieder schön. Sie gehen wie die Amboinesen gekleidet, und sind ziemlich schwartz von Farbe. Verschiedenes Gewehr, unter andern auch der Flinten, können sie sich mit grosser Geschwindigkeit bedienen, daher man sie im Kriege wohl gebrauchen kan. Dabey geben sie auch trefliche Springer ab, und können über einen Mann in vollem Sprung wegsetzen, und ihm zugleich den Kopf wegschlagen, liegen aber ehe man sich dessen versiehet, wieder auf ihren Knien hinter dem Schilde, daß man grosse Geschwindigkeit gebrauchen muß, wenn man sie beschädigen will. Sie haben unter währender Mahlzeit bey ihren Gastereyen Music, und wenn

sie satt sind, pflegen sie nach den Thon der Gomgoms mit Schilden und Spiesen zu fechten.

Die *Macassaren* haben ein ungemein schönes Gedächtnis, und können bald was begreifen. Was sie nur sehen, wissen sie in kurtzen nachzumachen, und würden es vermuthlich in Künsten und Wissenschaften sehr weit bringen, wenn sie keinen Mangel an guten Lehrmeistern hätten, die ihre schönen Natur-Gaben recht cultiviren könten. Sie sind starck uud vest vom Leibe, sehr fleißig, und so bereit eine mühsame Arbeit auf sich zu nehmen, daß ihnen hierinne nicht leicht eine andere Nation beykommen wird. Kein Volck ist zu den Waffen und zu stoltzen Unternehmungen geneigter, als sie; daher sie auch gar tresliche Soldaten abgeben. Sie sind kühn, und im Stande alle Travaillen auszustehen. In den Actionen fechten sie mit größter Tapferkeit, und lassen sich eher wie die Ochsen todt schlagen, als daß sie die Flucht nehmen solten. Daß auch ihre Tapferkeit würcklich was sagen will, ist daraus abzunehmen, daß sie manchmal selbst den Holländern lose Händel gemachet, und kaum mit der grösten Mühe haben können zur Raison gebracht werden. Um dieser ihrer edlen Gemüths-Gaben willen, werden sie auch häufig von den dasigen Fürsten und Potentaten, wie bey uns die Schweitzer, vor Geld in Dienste genommen. Ja die Europäer selbst pflegen sich ihrer starck zu bedienen, doch haben sie sich wohl vorzusehen, daß sie solche nicht sclavisch tractiren, indem sie solches durchaus nicht vertragen können, und nicht

nicht unterlassen, sich davor zu rächen. Sie pflegen auch manchmal Amock zu spielen, und nach dieser Spieler-Art, grausam zu toben. Weil wir oben solches Amock-Spieles nicht gedacht haben: so wollen wir hier desselbigen etwas mehr Erwehnung thun. Das Wort Amock heiset so viel als Mord und Todschlag. Diejenigen nun, so Amock spielen wollen, fressen vorher viel Aphion, davon sie toll und rasend werden. Es pflegen solches aber insgemein die desperatesten Leute zu thun, laufen mit Gewehr durch die Gassen, schreyen Amock, und machen alles nieder, was ihnen vorkomt. Es ist die allerhärteste Straffe von der hohen Regierung auf die Amock-Spieler gesetzt, und so bald einer nur Amock rufet, so darf ihn iedermann als einen tollen Hund todt schlagen; komt er aber lebendig in der Justitz Hände, so wird er auf eine entsetzliche Art am Leben gestrafet. Gleichwol kehren sie ihrer viele im geringsten nicht daran, sondern spielen selbst in Batavia alle Jahr Amock, und verüben dabey die grausamsten Mord-Thaten. Manchmal schäumet ihnen der Geifer aus dem Maule, wie den wilden Ebern; was ihnen alsdenn vorkomt, daß muß vor ihrer mörderischen Faust sterben. Gnug aber hiervon, wir wenden uns noch ein wenig zu den Macassaren. Sie sind von mittelmäßiger Statur, ihre Farbe ist nicht so schwartz als bey andern Indianern, die Kinnbacken stehen ihnen hoch, und die Nase ist gemeiniglich plat, welches letztere sie vor eine Zierde halten. Sie haben gläntzend kohlschwartz Haar,

welches sie aufbinden, und mit einem Turban bedecken, oder auch mit einem Stück Leinwand, so sie bey dem Aufputzen um ihren Kopf winden; zu andern Zeiten tragen sie eine Art von einem Hute oder Mütze, mit einem schmalen Rande. Es scheinet, daß dieser Nation ein guter Begrif von der Ehre und Freundschaft eingepräget sey; indem man unterschiedene Exempel hat, daß etliche ihr Leben, für die Freunde und Christen gewaget haben.

Die *Amboïnesen* sehen dunckel-schwartzbraun, und haben kitten-schwartzes Haar. Die Männer tragen insgemein wieder die Gewohnheit der Indianer, lange Knebel-Bärte. Das Haupt zieren die gemeinen mit einem weisen, die vornehmen Leute aber mit einem blauen Bande, daran grosse goldene Spitzen hangen. Den Unterleib bedecket ein Cattunen Kleid von verschiedenen Farben, der obere ist gemeiniglich blos, oder auch dann und wann mit einem leichten Camisol mit engen Ermeln bedeckt. Sie wissen so wohl mit ihrem als auch mit dem Schieß-Gewehr, gut umzugehen, und werden vor gute Soldaten gehalten, kommen aber doch keinesweges den Macassaren an Tapferkeit bey. Man zählte sonst die Amboinesen, wie auch alle andere Einwohner von den daherum gelegenen Inseln, unter die Menschen-Fresser. Dieses mag vielleicht von dem üblen Tractamente, so sie etlichen Christen erwiesen haben, hergekommen seyn; indem sie selbige entweder lebendig gebraten, oder sonst auf eine andere grausame Weise hingerichtet

tet haben. Die neuen Reisenden aber haben uns versichert, daß sie keinesweges Menschen fressen, und daß dieses üble Verfahren blos aus der Ausländer, und besonders der Portugiesen Grausamkeit, so sie an diesen Leuten ausgeübet, herkommen sey.

Die meisten *Balier* sind keine Muhammedaner, sondern Heyden, welche nach dem gemeinen Irthum glauben, daß die Seelen dererienigen, welche ausser ihrem Lande sterben, in ihrem eignem wieder auferstehen. a) Sie sind blasser und besser proportionirt, als die Javaner, dabey aber sehr diebisch und treulos; doch hält man die Sclaven von hier vor die fleißigsten in gantz Indien. Sie sind ferner unverzagt, und übertreffen sehr viel Indianer an Klugheit; daher die Holländer viele von ihnen in Diensten haben. Die Weiber von dieser Insel werden gleichfals vor vernünftig und fleißig gehalten, weswegen

a) Dieses glauben auch, nach der Herrn Prediger in Ebenezer Bericht, gar besonders vest die Nigritier, und bringen sich daher viele, wenn sie von ihren grausamen Herrn zu hart gehalten werden, aus vergeblicher Hofnung in ihrem Vaterlande sodann wieder aufzustehen, selbst ums leben. Anderer Meinung sind dargegen die Singaleser und Guineaner, als welche davor halten, daß die, so in ihrem Vaterlande sterben, in dem Lande der Weisen (das ist in Europa) auferstehen. Wenn es sich daher füget, daß ein Europäer in diese Länder komt, der einem verstorbenen Singaleser oder Guineaner etwas gleich siehet, behaupten sie, er sey der Verstorbene, und in Europa wieder gebohren worden.

auch die meisten Sineser in Batavia Weiber aus *Bali* nehmen; und wird den Balischen Sclavinnen oft in *Batavia* über die andern die Aufsicht anvertrauet. Die Manns-Personen sind grösten theils mit dem gemeinem Indianischen Laster der Faulheit behaftet, dargegen ihre Weiber desto fleißiger arbeiten müssen.

Was die Perser anbelangt, so werden solche den meisten Lesern schon bekant seyn, und wäre deshalben überflüßig, mich bey einer General-Beschreibung aufzuhalten; und Special-Nachrichten anzuführen, ist hier der Ort nicht. Wenn aber indessen einer und der andere diese letzteren Nachrichten verlangen solte, der kan des Ritters IEAN CHARDINS Curiöse Persianische und Ost-Indianische Reise, desgleichen ADAMI OLEARII und SANSONS Reisen, wie auch den dritten und vierten Theil des PETRI *della* VALLE Reisen in Orientalische Länder nachlesen, alda er sehr viele selsame und merckwürdige Sachen finden wird, dieweil diese Reisenden alles sehr weitläuftig abhandeln.

Die *Gepuineser* sind ein geschicktes und tapferes Volck. In dem Schieß-Gewehr, und in allen andern Kriegs-Exercitiis sind sie dermasen erfahren, daß sie es allezeit mit einer Europäischen Armee annehmen können. Sonst seynd sie rachgierig, grausam, stolz, hartnäckig, dabey aber auch klug, höflich und sittsam, und was das rühmenswürdigste mit an ihnen ist, halten sie eine überaus vernünftige Kinder-Zucht. Sie haben im Gesichte eine Oliven-Farbe, und können

nen

nen sich, besonders die Vornehmen, ein sehr maiestätisches Ansehen geben. Die Taille des gemeinen Mannes schläget in unserer Europäischen Völcker in Norden ihre ein, sind aber noch leichter und geschickter als diese. Sie gehen an dem gantzen Leibe bekleidet, und tragen ziemlich lange Bärte. Im übrigen können sie mit einer gar besondern Großmüthigkeit Hunger und Durst, Kälte und Hitze, Wachen und Arbeiten, samt allen andern Beschwerlichkeiten des Leibes ertragen. Alle Fremde, welche Umgang mit ihnen gehabt, bekennen, daß sie nichts rauhes oder grobes an sich haben, sondern überaus freundlich und höflich sind. Ja die Handwercks=Leute und Bauern beobachten die Regeln der Höflichkeit und Bescheidenheit so gnau gegen einander, daß man meinen solte, sie müsten seyn bey Hofe erzogen worden. Man muß ihnen auch sonst noch lassen, daß sie fähige Köpfe haben, und daher sowohl Künste als Wissenschaften leicht erlernen können. Vor Zeiten waren sie in gantz Indien starck ausgestreuet; nachdem aber ihr Kayser einen Befehl gegeben, daß niemand mehr in auswärtige Länder gehen soll: haben sie sich von dar an sehr rar gemacht, und wird man heutiges Tages wenige in *Batavia* antreffen.

Da die *Armenianer* so viele Länder in Indien durchkriechen; so ist leicht zu schliesen, daß sich auch welche von ihnen in dieser weltberühmten Insel aufhalten werden. Sie legen sich auf die Handlung, und weil sie sich sehr wohl darein finden, gelangen sie meistens dadurch zu grossen Reich=

Reichthümern. Hier handeln sie vornemlich mit Diamanten und andern dergleichen Kostbarkeiten. Was übrigens ihre Sitten, ihre Gemüths-Beschaffenheit und Religion anbelanget, so ist solches bekant, weshalben ich mich zu den *Malabaren* wende.

Diese sehen sehr schwartzbraun, und behelfen sich in der Kleidung sehr schlecht, indem sie nur dieienigen Theile des Leibes bedecken, welche die Natur will bedeckt haben. Sie können mit Schieß-Gewehr wohl umgehen, sind tapfere Soldaten, und geben trefliche Reuter ab. Ihre Religion ist die Heydnische, welches sie aber durchaus nicht eingestehen wollen. Sie statuiren ein Wesen aller Wesen, von dem sie sehr subtil zu reden wissen, und welches die Gelehrten verehren; über dieses aber haben sie noch 3300000. Götter, darunter ein iedweder seine sonderbare Bestallung von dem höchsten Wesen haben soll, und diese werden von den gemeinen Leuten unter Statuen angebetet. Man hielt sonst der Malabaren Sprache vor gut Hottentottisch, und die Einwohner vor dumme und sehr einfältige Leute. Allein der Miß. Ziegenbalg, wie auch alle andere Mißionarien, haben sattsam erwiesen, daß die Sprache sich gäntzlich auf grammaticalische Regeln gründe, wortreich sey, und sehr maiestätisch klinge, und von dem Einwohnern bezeugen sie, daß sie scharfsinnig sind, und alle dieienigen Wissenschaften haben, welche in Europa excoliret werden. Was insbesondere die Poesie anbelangt, so werden wir versichert, daß sie selbige

zu

zu gar treflicher Vollkommenheit bringen. Ein mehrers kan wegen seiner Merckwürdigkeit, in den vortreflichen Berichten der Dänischen Herrn Mißionarien hiervon nachgelesen werden. Sonst befinden sich noch andere Nationen in Java, weil solche aber keine grosse Anzahl ausmachen, wir auch über dieses besorgen, wir möchten uns alzulange bey den ausländischen Nationen aufhalten, wenn wir aller gedencken wolten, so übergehen wir die übrigen mit Stillschweigen.

Das XII. Capitel.

Von den Müntzen, dem Gewichte und Maaß.

Nachdem die Holländer die Stadt *Jacatra* erobert, und eine neue, nemlich *Bataviam* davor erbauet hatten: so beschlossen sie zum Andencken eine besondere Müntze zu führen, welches sie auch ins Werck richteten. Dieselbe war eine Sorte von Reichsthalern, auf deren einen Seite das Wappen von *Batavia*, nemlich ein Schwerd mit einem Rosen-Crantze umwunden, darauf die rund umgeschriebenen Buchstaben BATAVIA stunden: auf der andern Seite hingegen befand sich der Compagnie Wappen. Es hatte aber dieselbe keinen langen Bestand, so wurde sie von den General-Staaten, und dem Staathalter Printzen von Oranien verrufen; was die Ursache davon müsse gewesen seyn, ist mir unbewust.

Nachdem diese Müntze also abgeschaft war, wurden Portugiesische, Holländische und Mohrische Ducaten, statt der Scheide-Müntze aber, Stüber und ander Holländisches Geld eingeführet. Die Reichsthaler sind daselbst auch sehr gangbar, und gelten 48. schwere oder 60. leichte Stüber. Die Realen sind, nach des SALMONS Bericht, vor $38\frac{1}{5}$. schwere, oder 48. leichte Stüber daselbst gangbar; dargegen spricht Vogel: ein Real ist 60. Stüber, oder nach hiesigem Werthe 1 Rthl. 6. gr. Wenn ich aber den Thaler auf 50. Holländische Stüber rechne, so ist ein Real nicht mehr als 1 Rthl. 4. gr. $\frac{1}{2}$ pf. werth.

Die *Pitjes*, so eine küpferne Müntze, ist starck in den Bantamischen gebräuchlich, und machen 10. *Pitjes* einen Stüber, und nach Vogels Rechnung 480. Stück dieser *Pitjes* ein Real.

Als der Capitain *Houtmann* nach *Bantam* kam, waren daselbst zwey Müntzen von vermischten Metall gangbar. Durch die eine war ein geviertes Loch gestochen, dadurch bey 200. zusammen gemacht wurden, und golten derer zuweilen 12000. bisweilen nur 11000. einen Real von achten, welches nach unserm Gelde etwa 17. gr. 4. pf. machet. Es sind derer in grosser Menge nach Holland gebracht worden, und bis nach Nürnberg hereingekommen.

Die andere war von der Dicke und Schwere eines Orths-Thalers, hatte gleichfals ein Loch, und golten 2000. davon einen Real von achten. Ob diese zwey Müntzen zu den neuern Zeiten noch

noch gebräuchlich, oder ob sie abgeschaffet sind, kan ich zwar nicht eigentlich sagen, wiewohl sich dieses letztere aus den Reise-Beschreibungen mehr schliesen lässet.

Eine andere Müntze aber haben sie noch, die an eine Schnur gemacht, und aus Zinn und Bley geschlagen wird, 50. davon gelten so viel als ein Holländisches Duppelgen.

Die Ducatonen gelten daselbst 13. Schillinge, ein Schilling aber sowohl als Sechsthalbener ist 60. Stüber werth.

Ein Duppelgen thut zwey, ein *Rokia* 30. und ein halb *Rokia* 15. Stüber.

Die goldenen *Kobangs*, welche man aber nunmehro daselbst nicht mehr siehet, pflegten vor 10. Reichsthaler gangbar zu seyn.

Ein *Itzebo* galt 2. Rthl. 12. gr. ein goldener mit einem B. gestempelter Ducaten 2. Rthl. 12. gr. ein anderer aber nur 2. Rthl.

Mit dem Gewicht ist es folgender masen bewand. Drey tausend und sechs und sechzig Pfund, oder sechs und vierzig Maasse machen eine Last aus zu *Batavia*, wenn iede vierzig Maase zu fünf *Gantang* halten. Die Lasten der Compagnie aber halten nur 3000. Pfund, oder vierzig Maase, iedes von fünf und siebenzig Pfunden. Eine Last *Damaks* oder *Cojang*, welche auch auf Java gebrauchet wird, ist 3484. $\frac{2}{5}$ Pfund schwer. Ein *Gantang* thut dreyzehn Pfund $\frac{9}{57}$. ein Maaß hält $66\frac{15}{23}$ Pfund, ein *Bhaer* thut drey *Pikol* oder 360. Pfund, ein *Pikol* 100. *Katti* oder 120. auch 22. und 25. Pfund, ein

Katti

Katti hält 16. *Tayl*, und ein Stein acht Pfund.

Ein Faß Wein, Eßig oder Brandewein, hält 393. Kannen, iede zu zehn *Mutsjes* oder Nöseln: Ein Legel Wein aber, spricht Vogel, 350. Kannen, iede auch zu 10. *Mutsjes*. Ein Faß von Batavianischen Arack oder Tabackischen Eßig hält 393. solche Kannen. Eine Ohme hält 90. Kannen, ein Topf Kalappus Oel 10. Kannen. Ein Faß Fleisch wiegt 420, Speck 300, Butter 280. Pfund. Eine Ruthe hält 12. Fuß, ein Fuß 12. Daumen breit, ein *Lacksa* Steine hält 10000. Stück Steine. Saar gedencket übrigens, daß ein gewisser darzu verordneter Officier alle halbe Jahre das Gewichte und Maaß visitire, und mit einem sonderlichen Zeichen bemercke.

Das XIII. Capitel.

Von der Muhammedanischen, Heydnischen und Christlichen Religion.

Wir sind nicht willens dasienige, worinne diese Religionen bestehen, hier zu beschreiben, theils, weil sehr vieles davon bekannt, theils aber auch, weil dieses das Land und der Ort nicht darzu ist; sondern wir wollen nur einige merckwürdige Umstände davon anführen, welche zur Erläuterung dieses Landes dienen können. Der gröste Theil von den Javanen, besonders von denen, die die Küsten bewohnen, sind Muhammedaner. Vor Zeiten war alles heydnisch, bis

bis ohngefehr ins Jahr Christi 1561. also 35. Jahr vor der Holländer Ankunft, da sie den Muhammedanischen Glauben angenommen haben, bey welchem sie auch, bis auf diesen Tag verblieben, demnach schon 192. Jahr den Lehren des Muhammeds gefolget sind. Sie glauben nach dem Alcoran vier grosse Propheten, durch welche GOtt seinen Willen den Menschen offenbaret habe, auch die meisten Haupt=Artickel der Muhammedanischen Religion: dem ohngeachtet aber gehen sie doch in vielen Stücken davon ab, und behalten noch gar vieles aus dem Heydenthume an sich. Aus den Walfahrten nach *Mecca* und *Midina* scheinen sie so gar viel nicht zu machen, dargegen pflegen sie desto häufiger zu den 3. Haupt=Tempeln, welche vor ihre grösten Heiligthümer paßiren, Reisen anzustellen. In einem von diesen Tempeln lieget der vornehmste Heilige, der die Muhammedanische Religion vornemlich gepflantzet hat, begraben. Er befindet sich bey *Tsjeribon*, und ist die gröste Antiquität und Seltenheit auf Java, ob schon vieles daran verfallen ist. Es pfleget alle Jahr eine grosse Menge von Javanen dahin zu walfahrten, und selbst die Fürsten von *Bantam* und *Mataram* treten öfters diese mühsame Reise dahin an, und wenn sie dieses ia nicht thun, so senden sie doch ihre Priester und etliche von den vornehmsten Magnaten, die in ihren Namen opfern müssen. Nicht allein aber haben dieses die Javanen zu thun in Gewohnheit, sondern auch die Summatraner, Macassaren und einige andere Natio-

nen mehr. Der Name des Heiligen der daselbst begraben liegt, und von welchem der Kayser von Java und der König von *Bantam* herstammen wollen, ist BEN ISRAEL, oder SCHEICH IHN MOELANA, er wird auch manchmal von dem Berge, darauf sich sein Grab befindet, SOESOE HOENAM GOENONG DIATI genennet. Oft legen sie ihm auch nur den blosen Namen Herr bey, und seinem Tempel das Wort *Astana* oder Pallast, wodurch sie nichts anders anzeigen wollen, als daß er allein ein Herr auf Java sey, und allein einen köstlichen Pallast habe. Um diesen heiligen Ort herum halten sich ohngefehr 300. Familien auf, welche von den, zu diesem Grabe überbrachten Almosen leben. Wenn sich daher ein Fremdling in dieser Gegend einfindet, kommen die Priester gar geschwinde hervor, um durch ihre Dienstwilligkeit, in Zeigung der Raritäten und Alterthümer ein Trinckgeld zu verdienen; es kömt auch nicht so bald einer hieher, so siehet er sich schon von einer Menge betlender Kinder umgeben. Einigen Christen soll es das Leben gekostet haben, wenn sie sich höher, als in die andere Terrasse haben wagen wollen. So strenge soll dieser Heilige die Neubegierigkeit solcher Leute bestrafen! Es werden aber schon die Priester ein gutes Mittel wissen, mit welchem sie die Leute schnell aus der Welt schaffen können. Der Tempel zu *Soerabaja* ist nach ihrer Art auch sehr prächtig, das heilige Grab aber liegt nicht viel höher als andere Mohrische Gräber, welche sich am besten mit einem Garten-Beet vergleichen

lassen.

lassen. Dieser Tempel wird so heilig gehalten, daß keiner, welcher nicht ein Muhammedaner ist, ob er sich gleich in dem dabey stehenden Wasser-Troge noch so rein gewaschen hat, einen Fuß hinein setzen darf. Sein Wasser aber daselbst abzuschlagen, oder sonst etwas dahin zu bringen, so bey ihnen vor unrein gehalten wird, ist ein solches Verbrechen, welches nicht anderst als mit dem Tode desienigen, der dergleichen begangen hat, kan wieder gut gemacht werden. Vor diesem Grabe verrichten sie ihre Andacht mit der grösten Ehrerbietigkeit, die Priester nahen sich niemals demselben, ohne 2. bis 3. mal nieder zu knien, und ie näher sie hinkommen, ie tiefer sie die Knie beugen. Mit dem Tempel zu *Giri*, alda ein anderer Sohn dieses berühmten Heiligen seine Grabstädte hat, ist es gleichfals also beschaffen. Von vielem Waschen, fleißigem Reinigen und guten Wercken halten die Javaner sehr viel, und meinen sich den Himmel damit zu verdienen. Uebrigens sind sie eben keine eifrigen Muhammedaner, und machen sich wenig Gewissen, theils heimlich, theils öffentlich, starcke Geträncke zu sich zu nehmen. Ihre meisten Priester bekommen sie aus Arabien, und lassen gegen dieselbigen insgemein grosse Hochachtung blicken.

Wie bereits gedacht worden, so sind nur die Bewohner der Küsten Muhammedaner, die Einwohner aber des innern Landes grösten Theils Heyden; wiewohl die Muhammedanische Lehre nach und nach immer weiter um sich greifet.

Diese Heyden sollen nach dem Bericht einiger Scribenten eine sehr irresonable Religion haben, davon sie auch etliche Umstände anführen, die sich aber, die Wahrheit zu sagen, mehr auf Muthmasung als auf Gewisheit gründen. Ihre Götzen-Tempel stehen meistens in Wäldern oder an solchen Orten, die weit von den Strassen abgelegen sind, in welchen sie Statuen verehren, die den Teufel mit einer 3. fachen Krone und ausstehenden Hörnern vorstellen. Als der Admiral *van Nord* nach *Jortan* kam, hielt sich daselbst der vornehmste Pfaffe auf, welcher in einer weitläuftigen Wohnung vor der Stadt Hof hielt, und unter dem alle andere Pfaffen des Landes stunden. Er war auf 120. Jahr alt, daher er sich viele Weiber hielt, die ihn wärmen und mit ihrer Milch ernähren musten, weil er Alters halber keine andern Speisen geniesen konte.

Die dominirende Christliche Religion ist die Reformirte. Man hat zu *Batavia* verschiedene Kirchen, darinnen das Wort GOttes nach den Lehr-Sätzen der Reformirten verkündiget wird. Es befinden sich 10. ordinirte Prediger des Evangelii daselbst, von welchen 5. in der Holländischen, 3. in der Portugiesischen und 2. in der Malaiischen Sprache predigen, denienigen nicht mit darzu gerechnet, welcher sich auf der Insel *Unrust* befindet. Ueber diese sind immer mehrere Prediger und Proponenten zu *Batavia*, welche nach Gutbefinden des Rathes von Indien, in andere Plätze versendet werden. Wo die Compagnie

pagnie sonst ihre Bedienten hält, da werden Krancken-Tröster gebrauchet.

Es halten sich hier zwar keine eigentlichen Mißionarien auf, welche die blinden Muhammedaner und Heyden zur Erkäntnis GOttes und seines Wortes führten: dem ohngeachtet aber treten doch öfters welche von diesen zur Christlichen Religion über, die von den dasigen Predigern zuerst in den wichtigsten Grund-Sätzen des Christenthums unterrichtet, und sodann von ihnen getaufet werden. Bey den wenigsten Heyden und Muhanimedanern aber, die zu den Christen übergehen, ist eine wahre Absicht ihre Hertzen von den alten Greuln zu reinigen; sondern allein die zeitlichen Vortheile sind ihre Bewegungs-Gründe, von welchen wir oben in dem X. Capitel gedacht haben. LEGVAT saget deshalben, die Kirchen sind zwar von ihnen voll, GOtt allein aber weiß es, was sie vor Christen sind; denn ausser dem daß sie in die Kirchen gehen, oder dem Gottes-Dienste beywohnen, kan man wenig Unterscheid zwischen ihnen, und den übrigen Javanen mercken. Indessen aber kan man den Holländern, und besonders einem General-Gouverneur vor den andern den Ruhm nicht absprechen, daß sie sich die Ausbreitung der Religion nicht solten angelegen seyn lassen; daß aber die Sachen nicht nach ihrem Willen ausschlagen, ist nicht so wohl ihnen, als denen, welchen dergleichen Seelen anvertrauet sind, Schuld zu geben.

Allen Secten der Christlichen Religion, die Reformirte und Lutherische allein ausgenom-

men, ist kein freyes Exercitium verstattet. Die Papisten haben sich zwar, um solches zu erlangen, grosse Mühe gegeben, selbiges aber auf keine Weise erhalten können; dieweil den Herrn Holländern die Art dieser Leute schon mehr als zu bekant ist.

Was die Lutheraner anbelanget, haben selbige vor wenigen Jahren erst Erlaubnis darzu bekommen. Zwar ereichnete sich zu Anfange dieses Seculi eine trefliche Gelegenheit, welche aber bald wieder zu Wasser wurde. Es begab sich nemlich zu selbiger Zeit, daß ein Studiosus Theologiae, ein gelehrter und frommer Mensch, mit unter der Militz nach *Batavia* ging. Da nun, wie schon gedacht worden, viele Lutheraner daselbst sind, so hielten selbige an, daß, weil er schon in Europa geprediget, er ihnen alle Sonntage in einem gewissen Hause eine Predigt halten durfte. Hierüber hatten sie alle eine grosse Freude, und schmeichelten sich heimlich mit der Hoffnung, daß ein ordinirter Prediger noch aus ihm werden könte. Als dieses eine Zeit mit Erlaubnis des damaligen General-Gouverneurs und der Räthe von Indien geschehen, fanden sich unterschiedliche Schwartze, so wohl Papisten als Reformirte bey der Versamlung mit ein; und da diese einen Unterscheid im Predigten höreten, wurde der Zulauf ie länger ie grösser. Als dieses vor die Regierung kam, befurchten sie, man möchte entweder den Studiosum aufheben, oder sich die gantze Menge von Zuhörern zu seiner Religion begeben, und Unheil entstehen; huben des-

deshalben diese Vergünstigung wieder auf. Gleichwohl aber erzeigte sich der General-Gouverneur *van Zwoll* gegen den Studiosum sehr gnädig, indem er ihm ein gut Stück Geld gab, und damit wieder nach Europa schickte. Auf diese Weise waren die Lutheraner ihren Prediger wieder loß, welches sie unterdessen niemanden, als sich selbst, zuschreiben konten. Denn hätten sie das Haus hinter sich zugeschlossen, und keinen andern Menschen, als Lutheraner, hinein gelassen, so würde man ihnen diese Freyheit schwerlich genommen haben; da sie aber solche eigenmächtig extentirten und mißbrauchten: so geschahe ihnen gewissermassen nicht unrecht.

Nach diesen gaben sie sich viel Mühe, ein dergleichen Glück wiederum theilhaftig zu werden, welches sie aber, weil sie sich einmal in üblen Credit gesetzet hatten, nicht sogleich erlangen konten; obgleich löbliche und fromme Generals nach dieser Begebenheit das Ruder in die Hände bekamen. Bis sie endlich unter der Regierung des vortreflichen General-Gouverneurs, Herrn Baron von Imhoffs, dieses besondere Glück hatten, daß sie auf dieses Herrn Anhalten 1745. den Grund zu einer Kirche legen, und ein paar Prediger aus den Niederlanden rufen durften. Ohne Zweifel haben die Herrn Mißionarien zu *Tranckenbar*, welche mit diesem General-Gouverneur in Correspondence stunden, zu diesem guten Wercke was mit beygetragen. Uebrigens ist gewiß, daß dieses den Holländern sehr vortheilhaft seyn wird, dieweil sich nun wohl mancher Teut-

scher, eher als sonst, resolviren wird, hinein zu gehen, und darinne zu bleiben, weil sie nunmehro die Predigt göttlichen Wortes hören, und das heilige Abendmahl geniesen können; um welches letztern besonders Willen, sonst viele wieder heraus gegangen sind.

Das XIV. Capitel.

Von der Eintheilung des Landes, und der Holländischen Regierung: als von dem General-Gouverneur, General-Directeur, Staats-Rathe von Indien, dem grossen Rathe, Schöppen-Stuhl, und dem kleinem Gerichte.

Vor Zeiten befanden sich sehr viele Königreiche in dieser Insel, welches aber nicht zu verwundern war, indem iegliche Stadt mit ihren darzu gehörigen Dörfern und Länderenen ein Reich ausmachte, und einen König über sich hatte. Als der weltberühmte und grosse See-Held *Franciscus Drake* auf seiner Reise um die Welt 1579. an dieser Insel anländete, fand selbiger zwar nicht mehr als 5. Königreiche: wenn er aber länger hier geblieben, und tiefer ins Land hineingegangen wäre, würde er deren vermuthlich eine grössere Anzahl angetroffen haben. Diese kleinen Königreiche sind so lange geblieben, bis sie nach und nach theils durch Heurathen, theils durch Verträge, theils aber auch durch die Gewalt der mächtigsten Fürsten, auf eine geringe

Anzahl sind gebracht worden. Zu unsern Zeiten finden wir nur 5. Reiche darinne, nemlich: das Königreich *Jacatra* oder das Land der Hochedlen Compagnie, *Bantam*, das Reich des grossen *Matarams*, und endlich *Palamboang* und *Tsjeribon*.

Diese Königreiche wollen wir nunmehro nach einander durchgehen, und zwar von dem Lande der Compagnie anfangen. Hier aber werden wir nicht von desselbigen natürlichen Beschaffenheit reden, als welches wir schon oben weitläuftig gethan haben: sondern wir werden allein an diesem Orte auf die Staats-Verfassung sehen. Diese ist gewiß so weißlich und so klug eingerichtet, daß sie ein ieglicher Unpartheyischer, der da weiß, wie in Indien ein Staat muß beschaffen seyn, nicht anderst als loben und herausstreichen wird. Was die Regierung anbelanget: so können wir selbige auf zweyerley Weise betrachten, entweder, in soferne sie alle Provintzen und Herrschaften der Compagnie angehet, oder auch in soferne sie insbesondere die Insel Java oder ihre Herrschaft betrift. Wir wollen beyde hier mit einander abhandeln, welches sich um so viel mehr wird thun lassen, ie grössere Verbindung sie mit einander haben.

Den gantzen Staats-Cörper der Indianischen Compagnie regieret ein Ober-Land-Voigt, oder wie man ihn insgemein zu nennen pfleget, ein General-Gouverneur, welcher seine Bestallung zu dieser höchstwichtigen Dignität von den Hochmögenden den General-Staaten, und der

Cammer der Siebenzehner, nach heutiger Regierung aber auch hauptsächlich von dem Durchlauchtigsten Staat-Halter Printzen von Oranien, empfängt. Von der höchstwichtigen Camnier der Siebenzehner wird er erwählet, oder auch bey plötzlichem Ableben oder andern Zufällen, von dem Staats-Rathe von Indien gesetzt, und Ihro Durchl. dem Staat-Halter und Ihro Hochmögenden, nebst der Cammer der Siebenzehner zur Bestätigung vorgestellet. Dem Verlaut nach wird die Stelle nur auf drey Jahr vergeben, sie bleiben aber meistentheils Zeit Lebens dabey, wo sie ihren Abschied nicht selbst verlangen, welches wegen alzuvieler Arbeit oft zu geschehen pfleget, oder ihnen auch solcher zuweilen von selbst gegeben wird. Wenn die Genehmhaltung in Batavia eingelaufen ist, werden die Canonen insgesamt, zu Wasser und zu Lande, dreymal nach einander gelöset, und die Soldaten auf den Bollwercken geben auch drey Salven. Manchmal werden die Sineser in die Vestung gelassen, alda sie ihre treflichen Feuer-Wercke anzünden müssen. Darauf gehet der neue General aus der Vestung in die Stadt, und ertheilet Audientz. Bey diesen Solennitäten werden oft die Gefangenen loßgelassen, und iederman erhält, was er begehret.

Dieser grosse General hat nur alleine zu befehlen, und darf gar niemanden in Indien Rechnung ablegen. In seiner Person läst die Ost-Indianische Compagnie ihre Grösse, Pracht und Ansehen recht blicken, und die Ehre, welche der

Com-

Compagnie, die hier zu Lande so viel Länder besitzt, soll angethan werden, wird ihm in dem Rathe von Indien erwiesen, als welcher die Souverainität ihrer Herrschaft vorstellet. Daß sie aber diesem Herrn einen mehr als Fürstlichen Staat führen läst, kömt vielleicht daher, weil sie weiß, daß die Indianer nichts hochachten, wo es nicht prächtig ist, und sich die gemeinen Leute nicht gerne zu Füssen legen, wenn sie nicht bey dem, vor welchem sie sich demüthigen sollen, rechten Glantz erblicken. Was aber insbesondere dieses anlanget, daß sie den Staat von einer Person, und nicht vielmehr von etlichen, wie in Europa geschicht, verwalten lässet, da ist zu wissen, daß die Indianischen Potentaten keinen guten Begriff von einer Republick haben, und daher diese im Staate hocherfahrne Republick dergleichen Regiments-Art in Indien einzuführen, wohl vor dienlich erachtet hat. Dieser General-Gouverneur führet, wie gesaget, einen Fürstlichen Staat, denn ausser dem, daß er in dem Castell einen grossen und prächtigen Pallast bewohnet, hat er zu Hof-Bedienten einen Stall-Meister, der ein Capitain, und einen Hof-Meister, der ein Kaufmann ist. Seine Leib-Wache bestehet aus zwölf Hellebardierern und einer Anzahl von Trompetern, welche in gelben Dammast, und rothen scharlackenen mit breiten goldenen und silbernen Tressen reichlich besetzten Kleidern gehen. Dieser kleinen Leib-Wache aber bedienet er sich nur in seinem Pallaste, und wenn er in der Stille ausfähret, sintemal er bey einer öffent-

öffentlichen Ausfahrt fast königlichen Staat machet. Zu solcher Zeit reitet ein Quartier-Meister mit 16. Reutern voran, auf welchen zwey blasende Trompeter folgen. Denn erscheinen zwey Hellebardierer, die vor dem General-Gouverneur hergehen. Er selbst kömt darauf in einer prächtigen Carosse, neben welcher sein Stallmeister herreitet. Hinter der Kutsche folgen paar und paar 6. Hellebardierer, weiter kommen viele Kutschen von seiner Gesellschaft, und zuletzt schliesset eine Compagnie von 48. Reutern, nebst einem Ritt-Meister, dreyen Quartier-Meistern und einem Trompeter den Aufzug. Wenn seine Gemahlin öffentlich erscheinet, hat sie zwey Hellebardierer, und eine Wache von 12. Mann zum Gefolge. Die Töchter haben einen Hellebardierer, die Söhne aber, welches zu verwundern ist, haben kein besonderes Gefolg, womit sie sich vor andern unterscheiden könten.

Alle Gouverneurs, welche die Hochedle Compagnie nur in Indien hat, stehen unter diesem General, und dürfen nichts ohne seinen Befehl oder seine Bewilligung thun. Sie können kein Schiff ins Vaterland beordern, sondern müssen selbige alle erst nach Batavia schicken; es müste denn seyn, das sie bey besondern Fällen Erlaubniß darzu bekämen. Hiervon muß man aber den Gouverneur an dem Vorgebürge der guten Hoffnung ausschliesen, als welcher, weil er von Batavia alzuweit entfernet ist, unmittelbar von der Compagnie dependiret. Ueber die sämtlichen Ost-Indiamischen Provintzen der Compagnie aber,

sind

sind 6. Gouverneurs gesetzt. Der von *Ceylon* residirete sonst zu *Ponto de Galle*, heutiges Tages aber zu *Colombo*, und hat alle übrige Städte und Ländereyen, so den Holländern zugehören, unter sich: der zu *Tschoromandalam* hält in der Stadt *Nagapatnam* Hof, und erstrecket sich sein Regiment, gleich dem zu *Colombo*, sehr weit: ferner der zu *Amboina* wohnet in dem Castell *Victoria*: der in dem Land = Striche *Malacca*, in der Stadt *Malacca*: und endlich die zwey Gouverneurs in *Banda* und *Ternate*.

Alle Jahr kommen verschiedene Abgesandte von ausländischen Reichen nach Batavia, und bringen von ihren Fürsten Briefe und Geschencke an die Compagnie, bey welcher Gelegenheit der General = Gouverneur einen besonders grossen Staat sehen läst. Wenn die Gesandten der Indianischen Potentaten auf der Rhede von Batavia anlangen: dürfen sie keinen Fuß eher ans Land setzen, bis sie ihre Ankunft haben melden lassen. Wenn solches geschehen, werden sie mit grossem Staat durch 2. darzu abgesandte ansehnliche Bediente in Staats = Jachten, oder auch in Staats = Kutschen abgeholet, vor welchen derienige Trup vorhergehet, dessen sich der General zu bedienen pfleget. Hausen vor dem Pallaste stehen 800. bis 1000. Europäische Soldaten, welche bey der Abgesandten Ankunft das Gewehr präsentiren. So bald selbige ins Castell kommen, werden die Stücke zu dreyenmalen von den Batterien, und die Musqueten der Soldaten abgefeuert. Unter dieser Abfeurung treten

die

die Gesandten in des General-Gouverneurs, Wohnung, woselbst, wie Vogel saget, die Garde aus 40. Hellebardierern, in zweyfacher Reihe, bis vor das Audientz-Gemach gestellet stehen. In dem Audientz-Saale aber sitzet gedachter General auf einem erhabenen Stuhle, von den Räthen von Indien, dem General-Major und diese wieder auf ieder Seite mit 12. Mann von der Garde zu Pferde, umgeben. Etliche Schritte von ihm ist vor die Gesandten eine Alcatiff oder Persianische schöne Decke mit etlichen Küssen auf die Erde gelegt, auf welche sich diese mit ihrem Comitat, nach Morgenländischer Art, niederlassen, und ihren Vortrag thun, dabey die Creditive, und andere von ihren Principalen ihnen mitgegebene Schreiben und Geschencke überliefern. Der Brief von einem dergleichen Abgesandten wird in ein gelbes seidenes Säckgen genähet, und in einer silbernen, mit gelben Damast bedeckten Schüssel getragen. Dieser Brief wird allezeit durch zwey Reihen der Besatzung mit fliegenden Fahnen, und unter Rührung der Trommeln und Blasung der Schalmayen und Trompeten, in den Pallast gebracht. Nachdem nun die Gesandten den Vortrag gethan, und die Geschencke überreichet, läßt ihnen der General-Gouverneur durch einen Dolmetscher antworten, und Danck abstatten, darauf aber, mit gleichen Solennitäten, wieder aus dem Schloß in die Stadt begleiten, und sie daselbst bis nach ertheilter Abschieds-Audientz tractiren.

In

In den Noten über des *La* MARTINIERE Einleitung in die Geschichte von gantz Asien wird gemeldet, daß ein General-Gouverneur jährlich nur 4000. Rthlr. habe; der *D. van* GOCH hingegen giebt eine viel grössere Summe an, welches auch aus allen Umständen kan ersehen werden. Er spricht nemlich: er hat monatlich 800. Reichsthaler Gage, und vor seine Tafel noch 500. Thaler, welches insgesamt jährlich 15600. Thaler austräget. Nächst dem giebt ihm die Compagnie einen Pallast frey zu bewohnen, besoldet alle seine Hausbedienten, und erlaubet ihm alles das, was nur zu dem Gebrauch seines Hauses dienet, aus den Pack-Häusern der Compagnie umsonst abzuholen. Daher komt es denn, daß sie bey diesem Gouvernement grosse Schätze samlen, von welchen sie nachgehens, wenn sie die Würde niedergeleget haben, gar gemächlich leben können.

Das fürstliche Amt aber eines General-Gouverneurs von dem Holländischen Indien, beunruhiget den Besitzer mit unendlicher Arbeit, und plaget diesen grossen Staats-Minister Tag und Nacht mit Sorgen. Kaum bricht der Tag an, so siehet man ihn schon mit gantzen Packeten von Briefen beladen, und von den Bedienten der Compagnie beunruhiget, die von ihren ausgeführten Geschäften Bericht abstatten, und neue Befehle von ihm erwarten. Insonderheit erscheinen alsdenn zu solchem Ende die zwey Ober-Kaufleute vom Castell, der Major, der Baumeister von dem Quartier der Handwercker und

der

der Constabel-Major; ausser welchen ihm noch um 11. Uhr der Zoll-Commissarius anzeiget, welche Fahr-Zeuge, Güter und Leute angelangt seynd, und wo sie wieder hinwollen. Hierbey übergiebt er ihm auch allerhand Pässe und Geleits-Briefe, die er unterschreiben muß. Dieses sind, ausser den beständigen Aufwartungen und Suppliquen der Sineser und anderer Nationen, beständig seine täglichen Verrichtungen. Ob er auch gleich solche Aufwartungen des Nachmittages nicht annimt, kan er doch wegen der Mannigfaltigkeit seiner Geschäfte, alsdenn eben so wenig müßig gehen. Denn er muß jährlich in einem Schreiben an die Herrn Siebenzehner den Zustand der Nord-Küste von Java und insbesondere von der Stadt *Batavia* ausführlich beschreiben; gleichwie ein Rath von Indien bey ieder Land-Vogtey, die ihm zu beschreiben aufgetragen, solches thun muß. Diese nothwendigen Geschäfte halten ihn beständig dermasen in der Arbeit, daß er nur des Mittewochs und Sonnabends den Nachmittag zu seiner Erlustigung anwenden kan. Er darf neben dem, nicht eine eintzige Nacht ausserhalb des Castells und seines Pallastes schlafen. Diese grosse und mannigfaltige Arbeit ist nun die Ursache, warum manche dieses hohe, wichtige und vortheilhafte Amt freywillig niederlegen.

Ob gleich dieses Amt eines General-Gouverneurs von so ungemeiner Grösse ist, daß es, wie aus dieser Beschreibung zu ersehen, einer fürstlichen Dignität im geringsten nichts nachgiebt: so haben doch die Herrn General-Staaten nebst den Herrn

Bewind-

Bewindhebbers diese über die masen Lobens würdige Gewohnheit, daß sie sich nicht an den Stand und die Geburt bey Erwehlung eines Generals halten: sondern oft Personen von gar geringer Herkunft, die aber der Compagnie importante Dienste vorher geleistet haben, darzu erheben; welches wir bey der Historie der General=Gouverneurs vernehmen werden.

Nach dem General=Gouverneur folget der General=Directeur, und ist selbiger die andere Person in dem Rathe. Unter ihm stehet das gantze Commercium und hat er in alle dieienigen Dinge, die in selbiges laufen, frey zu sprechen. Seine Arbeit ist zwar auch ungemein häufig, er stehet aber davor in grossen Ansehen, und hat eine sehr wichtige Besoldung. In Commercien=Sachen hat er eine grosse Gewalt, muß aber doch dahin sehen, wie er bey der Rechnung, so er öffentlich ablegen muß, bestehen möge.

Auf diese Person folgen 5. ordinaire Räthe, welche Räthe von Indien tituliret werden. Ein solcher Rath von Indien hat iährlich mehr denn 7000. Rthl Einnahmen. Diese machen mit dem General und Directeur, nebst einer ungewissen Anzahl von extraordinairen Räthen, die aber alle zusammen nur eine Stimme haben, eine Staats=Versamlung aus, darinne der Gouverneur präsidiret, welche der Rath von Indien genennet wird. Diese Glieder werden in Holland erkohren, und suchet man allezeit solche aus, die von dem Staate und der Beschaffenheit Indiens, eine gute Käntnis haben; daher

denn gemeiniglich die Gouverneurs aus den Colonien darzu genommen werden. Sonst konten diese Räthe von verschiedener Religion seyn; nachdem aber 1711. der letzte Catholische verstorben: hat man beschlossen hinführo nicht leicht andere als Reformirte darzu anzunehmen. Dieser ansehnliche Rath pfleget sich wöchentlich nur zweymal zu versamlen, wo nicht solches ausserordentliche Fälle öfterer erfordern. Die Regierung der Landvogteyen, Kriegs- und Friedens-Sachen, und die Vergebung der Gouverneur-Stellen, gehören unter die Besorgung dieses Raths. Hier werden die Briefe der Bewindhebbers aus dem Vaterlande gelesen, und beantwortet. Vor demselben erscheinen alle Abgesandte der Indianischen Printzen zur Audientz, welche an die Compagnie abschicket werden. Hier werden die Briefe der Fürsten gelesen, und ihre Geschencke an die Compagnie angenommen, nach der Hand aber zum Profit derselben verkauft, oder nach der Taxation des Gouverneurs und des Rathes von Indien angenommen. Ob nun wohl die Macht des Gouverneurs durch diese Anstalten einigermasen eingeschränckt wird; so stehet doch das meiste fast gäntzlich in seinen Händen. Die Bedienungen von der grösten, bis zu der geringsten dependiren von ihm, und es darf so gar kein Bedienter der Compagnie, ohne seine Einwilligung, heurathen. Sonst ist er an die meisten Stimmen im Rathe gebunden; seine grosse Macht aber verursachet, wenn selbige nur mit ein wenig Klugheit verbunden ist, daß er niemals seine gefaßten

Schlüß-

Schlüsse ändern darf. Er stehet übrigens auch in solchen Ehren, daß sich niemand, ausgenommen der General-Maior und die Räthe von Indien, unterstehen darf, mit Gewehr in seinem Gemach zu erscheinen, sondern sie müssen selbiges durchgängig vorher ablegen.

Die Compagnie macht aber nicht allein mit dem General-Gouverneur grossen Staat: sondern auch mit den übrigen Räthen von Indien, und wir lesen in Worms Reisen, daß 1721. im November der Dobleyn, gewesener Rath von Indien, mit besonderer Pracht zur Erde ist bestattet worden. Die Proceßion wurde also gehalten: Vor der Leiche kam eine Compagnie Grenadiers mit klingendem Spiel, die Trommeln waren schwartz überzogen, die Officiers hatten an den Partisanen Flöhre, deren Spitzen, wie bey den Leichen gebräuchlich, sie hinten sencken liesen. Darauf wurde des Verstorbenen Wapen, Sturmhaube, eiserne Handschuh, Harnisch, Bein-Armatur, Partisan, bloser Degen und Spanisches Rohr sechs Schritte hinter einander in der Höhe getragen, wobey die Piqueniers, mit gesenckten und mit Flöhren umwundenen Piquen, nebenher gingen. Nach dem Leichen-Wagen folgten des Generals Trompeter, Paucker und 12. Hellebardiers. Sodann kamen der General-Gouverneur und Directeur mit einander, nebst den Räthen von Indien. Nach diesen folgten wieder 12. Hellebardiers, und 2. Trompeter, die Ober- und Unter-Kaufleute, auf beyden Seiten die Reuter zu Fuß, und die

übrigen Compagnie-Bedienten, neben welchen Musquetiers marschirten. Die Leiche lag in einem zinnernen Sarge, und dieser in einem höltzernen. Als man sie in einem Gewölbe auf dem Kirchhofe, neben der Holländischen Kirche, beysetzte, gaben die Grenadiers und Musquetiers drey Salven, so mit einem Canonen-Schusse aus dem Castell allezeit beantwortet, und zuletzt der Trauer-Actus mit 11. Canonen-Schüssen beschlossen wurde.

Ausser dem Rathe von Indien haben sie noch einen Justitien-Rath, vor welchem alle schwere Verbrechen und alle Eingriffe in die Rechte und Hoheit der Compagnie, untersuchet und beurtheilet werden. Es werden auch Privat-Streitigkeiten daselbst vorgetragen, und ohne weitere Appellation darüber gesprochen. Dieser grosse Rath, so in bürgerlichen und peinlichen Sachen unumschränckt urtheilet, bestehet aus dem Präsidenten, Vice-Präsidenten, 2. General-Procurateurs, 2. Fiscalen und 9. Mitgliedern. Dieses Collegium stehet zwar unter dem General-Gouverneur, kan aber doch dem ohngeacht bey gewissen Umständen und auf überkommene Gewalt, über ihn urtheilen.

Der dritte Rath ist der Schöppen-Stuhl, welcher über die bürgerlichen Sachen der Stadt erkennet. Er hat mit den unsrigen, wenn wir die Wichtigkeit ausnehmen, eine grosse Aehnlichkeit, deshalben nicht nöthig ist, davon zu handeln. Unter den vierten gehören alle Sachen, die von keiner Wichtigkeit sind, bis auf hundert

Tha-

Thaler werth, und hat dieser Rath das Privilegium, daß dergleichen Streitigkeiten vor seinen Gerichten bleiben müssen, und nicht davon zu einem höhern Gerichte kan appelliret werden.

Das XV. Capitel.

Von dem Kriegs-Wesen der Hochedlen Compagnie zu Lande und zu Wasser, und ihren Einkünften.

Die Kriegs-Macht, so auf der gantzen Insel von den Holländern unterhalten wird, ist den Indianischen Potentaten sehr fürchterlich. Ueber dem sind auch die Vasallen und die unter ihrem Schutz stehende Fürsten, vermöge den, mit ihnen geschlossenen Tractaten, gehalten, bey vorfallender Ungelegenheit, ihnen mit Volcke beyzuspringen. Die Kriegs-Macht, welche sie allezeit in Diensten halten, bestehet aus Europäern, welche den Kern ihrer Macht ausmachen, und aus allerhand Indianischen Völckern, unter welchen die Macassaren, Amboineser, Balier, Bandaneser und Javaner die besten sind, wiewohl die Macassaren und Balier, wie wir schon gedacht haben, es den andern am Muth weit zuvor thun. In und um *Batavia* liegen 12000. Mann. Die regulirte Militz, welche die Holländer in ihrem Reiche halten, wird 20000. starck geschätzet. Einige sagen aber, daß sie in gantz Indien nur 12000. Mann unterhielten, dargegen in allen Plätzen, woselbst die Compagnie Besatzung hat, viel Einheimi-

heimische gehalten würden, welche die Waffen führen könten, und diese rechnete man ohngefehr auf 100000. Mann.

Ueber diese Militz ist ein General-Lieutenant gesetzt, der einen General-Maior an der Seite hat, welche aber ihre vornehmsten Befehle von dem General-Gouverneur holen müssen. Hierauf kommen die Capitains, denn keine höhern Officiers giebt es hier nicht, nach der Reisenden Aussage, und nach diesen die Ober- und Unter-Officiers. In der Stadt hat ein Capitain auch Capitains-Rang; so bald er aber nur den Fuß aus selbiger setzt, so wird er als ein Oberster angesehen.

Wenn die Infanterie auf die Parade ziehet, hat sie ihre volle Montur an, nemlich Röcke von blauen Cattun oder Gingang, von welchem Zeuge auch die Beinkleider und zwar nach Teutscher Tracht gemacht sind. Andere Tage tragen die Soldaten wollen Tuch zu täglichen Kleidern, welche aber nicht gefüttert sind. Die Officiers gehen in rothen Scharlach, Holländischen und Englischen Tuche. Sonntags, wenn die grosse Parade ist, haben sie zwey Trompeter, 12. Tambours, Hauboisten und Quer-Pfeiffer. An diesem Tage muß ein gantzes Bataillon, 300. Mann starck, aufziehen, und eine Compagnie zu Pferde marschiret zweymal im Castell herum, stellet sich alsdenn mit klingendem Spiel und fliegender Fahne vor des General-Gouverneurs Wohnung. Nachdem sie sich gestellet, und das Gewehr präsentiret, wird an den Maior entweder von dem General selbst, oder einem von seinen

Hel-

Hellebardiers ein Zeichen gegeben, die Parade abmarschieren zu lassen. Von dieser Parade ziehet ieglicher auf seine Post. In der Stadt sind 4. Thore, davon in einem ieglichem 1. Hauptmann, 1. Lieutenant und 1. Fähnrich, nebst einer guten Anzahl von Soldaten liegt. Die Posten werden nach Europäischer Manier, aller 2. Stunden abgelöset.

Die Bürger müssen in verschiedenen Angelegenheiten auch Dienste thun, so gar auch wieder den Feind gehen, welches sie gar wohl thun können, da sie fast durchgängig, nach hiesiger Einrichtung, Soldaten gewesen, folglich gut im Waffen geübt sind. Sie müssen in dergleichen Fällen in voller Montur zu Pferde erscheinen, nemlich im Holländischen Tuch, himmelblauen Chabraquen mit goldenen Tressen besetzt, und weisen Federn auf den Hüten; davor sie aber viel Freyheit zu geniesen haben, und wenig Abgaben geben. Der Officiers Kleider sind von rothen Scharlach mit Gold besetzt, und blaue Federn auf den Hüten. Ihre Spiele sind, wie bey den Reutern, gewöhnliche Paucken und Trompeten; das Gewehr, Pistolen und Carabiner. Die schwartzen Bürger ziehen mit Ober- und Untergewehr zu Fusse auf, und haben allerhand färbigte Röcke, wie sonst die Bürger zu tragen pflegen.

In die Holländische Kirche, so in der Vestung ist, müssen Sonntags 40. Mann von der Militz mit hinein gehen, alda sie auf Bäncken sitzen, aber nicht mit singen dürfen; ob gleich ein ieder, er

er mag Catholisch, Lutherisch oder Reformirt seyn, ein Psalmen-Buch empfähet. Die Ursache aber, warum sie ihre Stimme nicht mit darzu geben dürfen, ist, weil so mancherley Nationen vorhanden sind, als Hochteutsche, Niedersachsen, Wallonen, gebohrne Holländer und dergleichen, da es so viel Confusion gemacht, daß man wohl eher mit dem Singen hat aufhören müssen.

Die Kost der Soldaten ist sehr gut, und schreibet Barchewitz folgendes davon. Auf iedem Bollwercke und ieder Post, wie auch in den Thoren, wo Soldaten liegen, ist ein so genanter Backmeister, der monatlich vor ieden Soldaten 2. Gülden bekomt, welches ihm der Caßier zahlet, und nachgehens dem Soldaten an seiner Gage abziehet. Vor dieses Geld muß nun der Backmeister allem Volcke, so auf der Post liegt, und manchmal 100. Köpfe und drüber starck ist, einen Monat lang die Kost geben. Der Backmeister hält seinen Koch, der die Speisen zurechte machen muß. Die Woche über bekommen sie dreymal Büffel-Fleisch, nemlich Sonntags, Dienstags und Donnerstags. Gewöhnlicher Weise wird alle Tage zweymal gespeiset, früh um 8. Uhr und Nachmittags um 4. Uhr. Hierbey bekommen sie alle Tage *Catjang*, das ist eine kleine Art Erbsen, die wie Linsen schmecken. Zuweilen werden auch eine Art kleiner Bohnen vorgesetzt, des Sonntags aber giebt man ihnen *Liplap*, das ist, Reiß mit Kokos-Milch gekochet. Des Dienstags bekommen sie *Robgack*,

oder

oder Reiß mit Tamarinden gekochet. Dieser Robgack wird also gemacht: die Tamarinden werden in Wasser geknetet, bis sie gantz zergehen, alsdenn wird der Reiß mit demselben Wasser gekochet, und damit er nicht so sauer schmecken möge, so thut man Zucker darunter. Viele von den Soldaten giesen *Kneip* daran (das ist aus Reiß gemachter Brandewein) woran sie sich aber leicht können truncken essen. Wenn man Spanischen Wein darunter gieset, schmeckt er noch besser. Da die gemeinen Soldaten einen solchen Tisch halten, und über dieses noch ein gut Stück Geld heraus bekommen, wovon sie manches zurück legen können, wenn sie wollen: so kan man leicht schliessen, daß ihre Besoldung gantz ansehnlich seyn müsse.

Die Kriegs-Zucht in Batavia ist sehr strenge. Wo ein Soldat nicht präcise an seinem bestimten Orte ist, der wird gleich mit dem Rotting von dem Corporal empfangen. Diese Rotting, welche die hiesigen Corporäle tragen, sind 3. Ellen lang, und nicht dicker als ein kleiner Finger, werden auch daher in Batavia nur insgemein die langen Finger genennet. Wenn ein Officier komt, und es hat nicht gleich ein ieder, bey dem Rufen ins Gewehr, das Gewehr bey der Hand, der bekömt von den Corporals so viel lange Finger, als er ertragen kan. Früh um 5. Uhr schlägt der Tambour die Reveille, daß das Volck aufwachen muß. Darauf wird alle Morgen in der Corps de Garde von dem Muster-Schreiber auf ieglicher Station der Morgen-Segen, nebst

einem Gebeth vor die Compagnie und ihr Land aus einem Buche gelesen, worzu alles Volck, das auf der Post ist, kommen muß. Auf die letzte lieset gedachter Schreiber, die Muster-Rolle; da denn ieglicher seinen Namen sagen und vor dem Corporal vorbey paßiren muß, damit dieser sehen möge, wer da oder nicht da ist. Des Abends wird es wie Morgens mit Ablesung des Gebethes und der Rolle gehalten. Befindet sichs nun, daß einer aussen bleibt, und komt nur des Morgens, wenn das Thor aufgehet, und meldet sich bey seinem Officier, ehe noch Raport gethan wird, komt er mit einem Piquen-Schlage weg. Mit dem Piquen-Schlage aber hat es folgende Bewandniß: Es werden drey Piquen vor die Wache heraus gebracht, welche 3. Musquetiers in einem Triangel halten müssen. Derienige nun, so abwesend gewesen, muß einen eisernen Casquet auf den Kopf setzen und hinein treten, darauf denn 3. Corporals mit den langen Fingern auf ihn zuschlagen, bis der commandirende Officier aufzuhören befiehlet. Mancher wird unter den Piquen dergestalt zugedeckt, daß er todt zur Erden fält. Ueber diesen seinen Zustand aber hat man kein Mitleiden; sondern der Officier befiehlt gemeiniglich so lange auf ihn zu zuschlagen, bis er wieder aufstehet. Mit dieser harten Strafe hat es aber dem ohngeachtet noch kein Bewenden, sondern der Delinquent muß noch 8. Tage täglich früh von 6. bis um 11. Uhr, und Nachmittags von 1. bis Abends um 6. Uhr, mit dem eisernen Huthe Wache stehen. Mancher

cher kan dieses den gantzen Tag über nicht ausstehen, dieweil der Huth, von der grossen Hitze, so heiß wird, daß man ihn nicht angreifen kan. Barchewitz versichert, daß er einen Menschen auf *Banda*, alda diese Strafe auch gebräuchlich ist, habe kennen lernen, welcher stockblind und taub davon worden. Wenn einer Tag und Nacht oder auch wohl drüber aussenbleibt, so suchet ihn der Gewaltiger mit seinen Caffers oder Dienern auf, und wenn er ihn gefangen: so muß er etliche Monate mit den andern Condemnirten gemeine Arbeit thun, und der Fiscal nimt indessen die Gage zu sich. Ueberhaupt muß man von der Holländischen Justitz auf Batavia sagen, daß selbige mit gar ungemeiner Strenge exerciret werde. Es gehet da immer an ein Spiesen, Rädern, Hencken und Köpfen, welches aber auch an diesem Orte nöthig ist, weil sonst ohnmöglich fallen würde, so mancherley Nationen und rohe Leute im Zaum zu halten, wenn nicht durch die schärffsten Strafen Exempel statuiret würden, daran sich die andern spiegeln könten. Wenn eine Execution an einem Missethäter geschiehet, sind allezeit die Thore des Castells geschlossen, auf den Batterien aber, welche der Justitz gleich gegen über sind, das Geschütz fertig, und die Constabler mit brennender Lunte dabey gestellet, um bey Entstehung eines Aufruhrs die Stadt und Strassen damit zu bestreichen, und diejenigen so einige Unordnung erwecken, eilends zu verjagen.

Wie

Wie groß die See-Macht, so die Compagnie beständig hält, seyn muß, und welche unter der Direction der Regierung zu Batavia stehet, kan man leicht aus den Esquadern abnehmen, die sie theils nach dem Vaterlande, theils nach ihren Provintzen abschicken, theils in den Indianischen Gewässern kreutzen lassen, theils auch daselbst bey den Vestungen liegen haben. Man sagt, daß sie 180. Schiffe von 30. bis 60. Canonen, und mehr den 25000. Matrosen in Diensten haben sollen. Dieienigen Schiffe, welche die hohe Regierung beständig in Indien brauchet, und auf unvermuthete Fälle zurück behält, machen an der Zahl 50. aus. Man kan daraus leichtlich abnehmen, daß die Macht dieser Herrn den grösten Potentaten, wenig nachgiebt, und daß sie sich, so wohl bey vielen Indianischen Fürsten, als auch bey den Europäern, in Indien höchst fürchterlich machen.

Wenn die Schiffe aus Europa zurück kommen, werden sie gemeiniglich auch neue Soldaten mitbringen, welche denn theils zu Wasser, theils aber auch und zwar am meisten, zu Lande dienen müssen. So bald sie in dem Batavianischen Hafen die Ancker fallen lassen: komt der Fiscal-General mit seinen Bedienten am Bord, und läßt das Schiffs-Volck, besonders die Militairen, durch die Musterung gehen. Ein ieder wird gefragt, was er vor eine Kunst oder Handwerck verstehe? da denn die Apothecker, Barbierer, Degenschmiede, Drechsler, Tischer, Schlösser und dergleichen, insbesondere aufgezeichnet werden, damit

man

man selbige zur Zeit der Noth gleich brauchen könne. Von den Soldaten bekömt ein ieglicher eine Flinte, Patron=Tasche und Degen, und werden in solcher Positur bey der Wasser=Pforte deparquiret. Bey dieser werden sie von ihren Officiers in Ordnung gestellt, sodann kömt ein Fähnrich nebst ein paar Tambours aus dem Castell, und führet sie vor des General=Gouverneurs Palais, woselbst sie gemustert, und hernach auf die Posten der Stadt, Vestung und Aussenwercker vertheilet werden.

Die Einkünfte so die Hochedle Compagnie aus den Zöllen, Schatzungen und Accisen hebet, sind so groß, daß man sie nach Millionen rechnen muß, welches der Leser, aus den unzähligen Unkosten, welche sie auf die Austheilung ihrer Interessenten verwendet, sich gar begreiflich machen kan. SALMON sagt, daß die Einkünfte so groß wären, als sie die Holländer nur machen wolten. Man versichert, daß die Sineser, derer sich, wie oben ist gesagt worden, 80000. unter der Holländer Regierung befinden, iährlich eine Krone vor ieden Kopf bezahlen, um die Freyheit zu haben, ihre Haare zu tragen, und noch eine Krone vor iede goldene oder silberne Nadel, die sie in den Haaren haben, von welchen die Vornehmen etliche hineinstecken, folglich auch etliche Kronen mehr als die andern geben müssen. Dieses dienet zum Beweiß, welche eine unumschränckte Macht die Holländer daselbst haben, und wie leicht sie so viel Geld heben können, als ihnen beliebt. Wenn sie auf einen ieden Zahn,

den

den einer im Munde hat, eine Steuer legen wolten: wäre darwieder nichts anders anzufangen, als daß die Bürger und überhaupt ihre Unterthanen, eine gute Hand voll Geld aus ihren angefülten Beuteln holeten. Dieses versichern zwar einige Reisende, die Historie aber zeigt ein gantz anderes.

Das XVI. Capitel.

Von den Staats-Veränderungen, weche sich in Jacatra zugetragen; Ingleichen von den General-Gouverneurs, die von Anfange der Eroberung bis auf unsere Zeiten in diesem Reiche regieret, und wie sie von hieraus die Holländischen Conqueten, von Zeit zu Zeit, durch gantz Ost-Indien erweitert haben.

Wie es in den ältesten Zeiten in diesem Königreiche ausgesehen, fält einem Historico wohl sehr schwer zu beschreiben. Woferne flüchtige und vertriebene Sineser die Insel Java bevölckert und angebauet: so ist wahrscheinlich, daß sie sich in diesem Königreiche, wegen des vortreflichen Hafens der Stadt *Jacatra*, mit am ersten niedergelassen haben. Der alte Reisende *Joann Hugo van Linschoten* schreibet, daß *Jacatra* in den alten Zeiten sehr bekannt, und daß diese Stadt, vormals der berühmteste Handels-Platz auf Java gewesen. Der hiesige König hat vermuth-

muthlich, gleich den andern, unter dem grossen *Mataram* gestanden; wenigstens war er bey Ankunft der Europäer sein Vasall. Vor Zeiten war *Jacatra*, wie gedacht, ein florisantes Reich, gegen das Ende des 16. Seculi aber kam es, entweder durch üble Regierung oder durch ander Unglück, sehr herunter, worauf es iedoch unter den Holländern wieder zu solchen Flor gelanget, daß es eins der berühmtesten Reiche von Asien geworden.

Die Engländer kamen das erstemal unter dem grossen Admiral *Dracke* nach Java, der aber bald wieder von dannen ging. Ihm folgte 1588. der tapfere *Thomas Candisch*, der andere, der die gantze Welt umsegelt, und der sich, im Martio dieses Jahres, vor *Palamboang* vor Ancker legte, alwo er sehr freundlich von dem damaligen alten Könige, einem Manne von sonderlicher Maiestät und grossem Ansehen und bey seinen Unterthanen, empfangen wurde.

Nachgehends kamen auch Englische Schiffe nach *Jacatra*, die mit dem Könige Handlungs-Tractaten schlossen, und weil sie sich durch Geschencke sehr bey ihm einzuschmeicheln wusten: so erhielten sie bald die Erlaubnis, daselbst ein Kaufhaus zu bauen; worauf sie bemühet waren, den gantzen Handel von Java an sich zu ziehen; welches ihnen aber gäntzlich fehlgeschlagen. Die Haupt-Ursache davon war, daß sie nicht gnug Volck nach Indien schickten.

Ehe wir uns zu der Holländer Reisen wenden, wollen wir um deren Willen, welchen etwa die Sache nicht bekannt seyn solte, gantz kürtzlich von

von der Gelegenheit handeln, die darzu Anlaß gegeben. *Philippus II.* hatte von seinem Herrn Vater, dem vortreflichen Kayser *Carolo V.* die sämtlichen Niederlande bekommen. Carl war, vermöge seiner Klugheit, mit dieser Nation sehr behutsam umgegangen, rieth auch solches *Philippo.* Allein dieser schlug aus Hochmuth den weisen Rath in Wind, und ließ, wie in seiner gantzen Regierung, also auch in der Niederländischen den Spanischen Geist alzu sehr blicken. Er kränckte die Jura dieses freyen Volcks, ließ ihre Klagen keinen Eingang bey sich finden, und gab ihnen harte Köpfe zu Gouverneurs, daß endlich unsere Holländer sich entschlossen, ihre Freyheit, unter Anführung des klugen Printzen von Oranien, mit dem Degen zu vertheidigen. Bisher hatten sie unter fremden Flaggen die Schiffarth nach Spanien und Portugal, als welches letztere damals *Philippo* auch zugehörete, indem er solches nach des *Henrici* Ableben und des Sebastians erdichteten Todes an sich gebracht, fortgesetzt, und daselbst die Ost-Indischen Waaren abgeholet. Philipp ein Mann der von wiedrigen Affecten gantz eingenommen war, verboth solchen, in Meinung sie desto eher wieder zum Gehorsam zu bringen. Allein weit gefehlt. Diese heldenmüthige Nation unternahm eine That, die ihrem hohen Geiste anständig war. Sie schiffete selbst nach Indien, und nachdem sie endlich, mit grosser Mühe und Wiederstand der Portugiesen, diese Fahrt eingerichtet: legten die Kaufleute ein Capital zusammen, und errichteten verschiedene Compagnien,

die

die nachgehends 1602. in eine, von den General = Staaten privilegirte Ost = Indianische Compagnie zusammen gezogen, und unter Direction der Bewindhebbers, bis auf diesen Tag, im grossen Flohr ist erhalten worden. Gedachte Compagnie legte Anfangs einen Fond von 6. Millionen zusammen, welchen sie binnen 6. Jahren, die Unkosten und Austheilungen an die Participanten abgezogen, auf 30. Millionen vermehreten. Und mit diesem Gelde haben sie sich von Zeit zu Zeit so mächtig in Asien gemacht, daß sie vielen dasigen Potentaten fürchterlich geworden. Nachdem wir dieses wenige voraus gesetzt, wollen wir nunmehro zu der Holländisch = Asiatischen Historie selbst schreiten, und damit wir dem Leser einen Begrif von allen Conqueten machen mögen, auch die Holländischen Generals in *Ternate* mitnehmen.

Die Holländer gingen im Jahr 1595, nachdem ihnen, wie gedacht, der Handel mit Portugal war gesperret worden, unter Anführung des *Cornelii Houtmanns* zum erstenmal nach dieser Insel. Sie stiegen an verschiedenen Orten aus, machten auch mit dem Könige von *Jacatra* Freundschaft, und erhielten vielen Proviant von ihm, unterstunden sich aber damals noch nicht, eine Schantze aufzuwerfen; vermuthlich weil sie sich zu einem solchen Unternehmen nicht starck gnug zu seyn erachteten. Auf diese Weise thaten sie auf dieser Reise nichts mehr, als daß sie mit den Einwohnern handelten, und das Land ein wenig recognoscirten. Nachdem

dieses geschehen, kehreten sie mit einem grossen Schatze wieder ins Vaterland zurück, und statteten von dem, was sie gesehen und gehöret, ihren Landes-Leuten Nachricht ab.

Bald darauf trat *Olivier van Nord*, zu Anfange des 1598. Jahres, seine Reise an, auf welcher er, unter den Holländern, zuerst die Welt umschiffet hat. Er fügte unterwegens den Spaniern grossen Schaden zu, und legte sich 1601. im Januar. in der Javanischen Stadt *Jortan* vor Ancker. Weil sich aber der Handel wegen der ersten Holländischen Schiffe nach *Bantam* gezogen hatte: ging er bald wieder von dannen.

Man wurde darauf in Holland schlüßig, andere Schiffe nach Java zu schicken, welches auch zu Anfange des 17. Seculi bewerckstelliget wurde. Als die Holländer in der Insel ankamen: machten sie mit dem Könige von *Jacatra* ein neues Bündnis, kraft dessen er ihnen erlaubete, in der Stadt *Jacatra* zu wohnen und daselbst Handlung zu treiben. Nun fungen die Holländer an, in Indien das Haupt empor zu heben. Sie hatten nicht nur den freyen Handel an unterschiedenen Orten, sondern auch einige Vestungen erbauet; weswegen die Compagnie 1610. einen General über das Holländische Indien ernennete, welcher war

PETER BOTT.

Nachdem die Holländer mit dem Könige in *Golkonda* einen Commercien-Tractat geschlossen: setz-

setzten sie sich 1609. in *Palliacate* auf der Küste *Tschoromandalam* (*Coromandel*) gelegen, veste, wurden aber 1612. da sie das Castell Geldern schon angelegt, von den Portugiesen herausgeschlagen; welches sie iedoch einige Zeit darauf, nachdem sie Schiffe aus den Moluccen und Java erhalten, wieder eroberten.

Dieser General ging 1614. mit 5. Schiffen nach Europa, wurde aber auf die Stein-Felsen der Insel *Mauritii* geworfen. Vier Schiffe gingen jämmerlich zu Grunde, dabey viel Volck und er selbst ertranck, also daß nicht mehr als ein Schiff davon nach Hause kam.

GERHARD REINST

Wurde 1613. General. Bisher hatten die Holländer und Engländer äuserlich gantz friedlich gelebt: allein unter diesem General geriethen sie zusammen; da denn die Engländer, weil solches plötzlich geschahe, eine gute Schlappe bekamen. Die Engländer fanden sich hierdurch sehr gravirt, und hätte dieses grosse Verdrießlichkeit nach sich ziehen können, wo nicht einige Holländer wären zur gebührenden Strafe gezogen, und die Sache gütlich beygeleget worden. a)

a) An Nachrichten, von diesem merckwürdigen Streite, fehlt es uns keinesweges Allein aus gewissen Ursachen trägt man Bedencken, ihn anzuführen. Verschiedene Scribenten führen davon Umstände an, daraus man iedoch die Sache nicht deutlich vernehmen kan, hat man aber den Haupt-Auctorem, so sind sie leicht zu erklären. Hätten SALMON und

Der damals regierende König von *Jacatra* war ein geitziger und unbeständiger Herr, und turbirte die Holländer auf alle Weise, um ihrer los zu werden. Als diese merckten, daß er ihrer überdrüßig war, und ihnen deshalben die Zölle steigerte, auch in andern Stücken wieder den getroffenen Vergleich handelte; entschlossen sie sich, ihr Kauf-Haus mit einem Graben zu versehen, und mit Pallisaden zu bevestigen, sich auch sonst in guten Defension-Stand zu setzen; damit sie so wohl dieren Bundbrüchigen auf andere Gedancken bringen, als auch den Engländern, denen man durchaus nichts gutes zutrauete, auf allen Fall begegnen möchten.

Nachdem *Reinst* kurtze Zeit regieret, starb er zu Ende des 1615. Jahres. An dessen statt kam

LAVRENTZ REAAL.

Ehe er zu diesem Posten gelangte, hatte er schon der Compagnie, als Admiral, grosse Dienste geleistet.

Ohngefehr 1615. segelte *Joann Theodor Lamm*, Admiral über 12. Kriegs-Schiffe, nach den *Bandas* und nahm deren eine, *Polewey* genant, so an Reichthum und Fruchtbarkeit die andern weit übertrift, und viele Muscaten-Nüsse hervor-

und GVYON diese Geschichte umständlich gewust, ich glaube sie wären voller Freude gewesen. Worzu soll man aber solche alte Sachen erneuern? Jede Nation hat ihre Fehler, daher denn manchmal aus Ubereilung was mit unterläuft.

vorbringt, mit Gewalt ein. Die Kriegs-Ordnung geschahe also: Voraus zog der Vice-Colonel *Gispert van Vianen*, dessen Hauptleute waren: *Henrich Steur*, *Henrich Gosdeus* und *Willem Jacobi*, in allen 240. Mann, nebst etlichen Gepuinesern. In der Mitte stund Capitain *Lambert Adams*, Peter Becker, *Joann Verhagen* und *Isbrand Cornelis* mit 250. Mann. Zuletzt folgten *Henrich Berweling*, *Abraham Holbing* und Henrich Herenthal mit 130. Mann, der Alliirten und Schiffs-Leute Hülfe ausgenommen. Ueber diese waren noch 2. Capitains aus Zeeland, so das Commando über das Geschütz und die Kriegs-Munition hatten, der Sergeant-Maior aber war *Hadrian Dussan*. Mit dieser Macht wurde in kurtzer Zeit die Insel bezwungen, und völlig unter Holländische Gewalt gebracht; wodurch geschahe, daß die umliegenden Inseln ein neues Bündniß mit den Holländern errichten musten, welches der Compagnie grossen Vortheil brachte.

Unter diesem General waren schon die Holländer sehr mächtig, und hatten in verschiedenen Ländern trefliche Vestungen; Nemlich in Ternatischen Inseln: *Maleja*, *Tabuquo* und einige andere Plätze; In GILOLO: *Tacome* und *Tabou*; In TIDOR: *Maricco*; In MOTHIR gleichfals eine starcke Vestung; In MACIAN: *Tasalor* und *Nofacca*, die sehr veste waren; In BACIAN: das starcke Barnefeld, so von Steinen gebauet, und mit vielen Holländischen und Sinesischen Soldaten besetzt war; In AMBOI-

NA: *Victoria*, welches mit vielen Basteyen und Bollwercken versehen, und eine Besatzung von 150. Soldaten hatte; ferner *Cambellam*, *Hitton* und *Lowu*; In BANDA: Nassau mit 120. Holländern und einer grossen Zahl von Gepuinesern, Sinesischen Soldaten und andern Nationen; dergleichen Besatzung auch die Vestung Niederland hatte; In POLEWEY: *Revingo* mit 160. Soldaten; An den Grentzen von TSCHOROMANDALAM: *Palliacate* mit 120. Soldaten. In den Moluccischen Inseln wurden damals 3000. Soldaten, 193. Metallene, 310. eiserne und 300. steinerne Stücke gezählet; an Holländischen Schiffen aber befanden sich A. 1616. 36. in Indien, der Nachen und kleinen Schiffe, derer viel mehrere waren, zu geschweigen. Sonst hatten sie noch mehrere Vestungen in *Gilolo*, *Bouton*, *Solor* und *Timor*, die sie aber verlassen haben. Ueber dieses trieben sie nun noch in vielen Ländern grosse Handlung, unter andern auch in der Insel *Firando*, alwo vorher fast gar kein Handel gewesen, den sie aber daselbst so in Schwang brachten, daß alle Künste und Handwercke fast wie in *Sina*, ihre Vollkommenheit erlangt zu haben, schienen.

Weil die Bewindhebber von den General-Staaten ein sonderbares Privilegium erhalten, daß kein Schiffer oder Kaufmann, ohne ihre Einwilligung, weder durch die Magellanische Strasse noch über *Africa*, bey Verlust der Schiffe und der Güter, nach Ost-Indien fahren solte: so funden sich einige Kaufleute in *Hoorn* hierdurch höchst

höchst gravirt, und rüsteten dennoch 1615. ein grosses Schiff, *Concordia*, und eine Fuste *Hoorn* genant, aus, darauf der vornehmste Kaufmann *Jacob de Maire* und der Patron der erfahrne *Willem Schouten* waren. Gleichwie sie keinem Menschen von ihrem Vorhaben was wissen lassen: also liefen sie auch den 25. May 1615. von *Hoorn* in aller Stille aus, und um nicht wieder das Privilegium zu handeln, nahmen sie zum allererstenmale über die Magellanische Strasse einen neuen Weg nach Indien. Der General *Reaal* fügte ihnen nicht das geringste Leid zu, sondern empfieng sie vielmehr in *Ternate* mit aller Freundlichkeit, erlaubte ihnen auch Proviant daselbst einzunehmen. Als sie aber darauf nach *Jacatra* kamen, gewann die Sache ein gantz anderes Ansehen. Den 31. October 1616. kam der Präsident der West-Indischen Compagnie, *Joann Peterson Koen*, von *Bantam* nach *Jacatra*. Den 1. November forderte er *Schouten*, *Mairen* und die übrigen Kaufleute ans Land, und befahl ihnen, im Beyseyn seiner Räthe und im Namen der West-Indischen Compagnie, daß sie ihr Schiff und alles Guth ihm übergeben solten. Ob sie nun gleich viele Gründe vorbrachten und klagten, daß ihnen Gewalt und Unrecht geschehe, mochte doch alles nichts helfen. Koen sagte: Er thue was ihm befohlen sey, und wenn sie meineten, daß sie zu kurtz kämen, könten sie ihr Recht in Holland ausführen; worauf sie ein richtiges Inventarium übergeben musten. Nach ihrer Rechnung geschahe solches den 1. Novemb.

nach der Rechnung aber ihrer Landes-Leute den 2. welches davon die Ursache ist: wie sie aus dem Vaterlande gegen Abend segelten und einmal mit der Sonne die Erde umschiffeten, bekamen sie einen Tag weniger.

1616. droheten die Spanier, die Holländer in *Jacatra* zu überfallen, und rüsteten eine starcke Armade aus, welche *Joannes de Sylves* commandiren solte. Allein er starb plötzlich zu *Malacca*, und wie man vermuthete, an Gifte. Darauf nahm das Volck und der Proviant sehr ab, daher die Spanier den Anschlag fahren liessen, und die Schiffe nach *Manille* schickten. Ueber dieser Armade hatten sie 4. Jahre zugebracht, und endlich schlug sie doch zu ihrem grossen Schaden und Verlust aus.

Daß sich die Holländer im Königreiche *Jacatra* eigenmächtig verschantzeten, verdroß den König heftig, und führete daher in der Englischen Loge (Kaufhause) Batterien auf, welche er mit Stücken bepflantzete; damit ihm die Holländer, wenn sie die Engländer unterdrückten, nicht etwa möchten fürchterlich werden. Die Holländer waren hierbey nicht müßig. Sie machten ein Bollwerck mit einer Katze, und besetzten es mit Stücken und halben Cartaunen. Hierauf ging das Feuern an, wobey die Holländer so glücklich waren, die Englischen, Sinesischen und andere Kauf-Häuser in Brand zu stecken; zugleich aber auch grossen Verlust erlitten. Des andern Tages, da man mit Feuern anhielt, that ein Lieutenant Abraham Gans, mit 30. Mann und eini-

einigen Boots-Leuten, auf eine Batterie einen Ausfall, der aber so übel gelung, daß er mit 7. andern erschlagen und sein Haupt der Schantze gegen über, auf eine lange Stange gesteckt wurde. Wie der König von *Bantam* von diesem Kriege Nachricht erhielt, schickte er den Jacatranern, ob er gleich sonst ihr Freund nicht war, Hülfs-Völcker. Wiewohl die Holländer nicht mehr als 240. streitbare Männer hatten, richteten sie doch eine neue Baterie auf, und setzten dem Könige an 3. Orten so heftig zu, daß er sich mit ihnen in Tractaten einließ. Als solches die Bantamer erfuhren, begaben sie sich zum Unglück des Königs WIDRUP RAMA, wieder auf den Rückmarsch. Anfangs solten die Holländer die Vestungs-Wercke schleifen; wie sie sich aber hierzu nicht verstehen wolten, wurden ihnen solche zugestanden. Der König *Widrup Rama* hingegen muste sich verobligiren, daß weder Engländer, Sineser, noch sonst iemand der Holländer Vestung nahe bauen solte.

Nach diesen ließ der König den Commendanten, *Peter van der Broek*, zu sich zu Gaste bitten. So bald er sich aber eingestelt, nahm er ihn gefangen, und befahl ihm, denen in der Vestung Order zu ertheilen, daß sie sich ergäben, im Gegentheil es ihm den Kopf kosten solte. Allein die Holländer wolten sich hierzu nicht verstehen, schlossen die Schantze und machten sich zum Fechten bereit. Der Commendant sendete unterdessen heimlich an den König von *Bantam*, mit dem Versprechen, daß, wenn er den

Hol-

Holländern zu Hülfe käme, er grossen Vortheil davon haben solte; es erfolgte aber keine Antwort. Die Belagerten bothen den *Widrup Rama* vor den Gefangenen 2000. Realen, davor er ihn aber nicht losgeben wolte, sondern 8000. verlangte. Darauf führeten die Jacatraner den *Broek* auf ihre Batterie, damit er die Holländer zur Uebergabe ermahnen möchte; es war aber auch dieses vergeblich.

Weil iedoch kein Pulver in der Vestung mehr war, fing man von neuen an, zu tractiren, und wo nicht folgender Umstand darzwischen gekommen, solte es vielleicht seyn um die Holländer gethan gewesen. Wie der König von *Bantam* vernahm, daß *Widrup Rama* abermals mit den Holländern tractirte: so schickte er den Dammagon mit 2000. Mann nach *Jacatra*. Der König lies ihn vor sich, und laß das Schreiben des Pangeran. Indem er aber laß und Dammagon sahe, daß nicht viel Volck bey ihm war, setzte er ihm den Dolch auf die Brust, und sprach: König! übergieb dein Reich, oder du bist ein todter Mann. Um das Leben zu erhalten, willigte er darein, und zog mit seiner Gemahlin und seinem ältesten Printzen elend aus der Stadt, begab sich zur See und erhielte sich mühselig von der Fischerey. Darauf hielt der neue König in *Jacatra* oder der König in *Bantam*, die Vestung eingeschlossen, der Commendant aber wurde nach *Bantam* gebracht und daselbst wohl tractiret, in der Hofnung, daß man vielleicht die Vestung vor ihn bekommen würde.

Die

Die Engländer, welche noch einen heimlichen Groll wieder die Holländer hatten, suchten sich an ihnen zu rächen, und da sie bey Java mit 12. Schiffen, 7. Holländische antrafen, hielten sie solches vor eine gute Gelegenheit, ihre Rache auszuüben. Sie fielen selbige ohnversehens mit solchem Ungestüm an, daß sich diese, nachdem sie sich vom Mittage an bis auf den Abend, sehr tapfer gewehret hatten, endlich genöthiget sahen, durch Hülfe der Nacht die Flucht zu nehmen, und nach *Amboina* zu weichen; damit sie sich alda mit mehrern Schiffen verstärcken, und alsdenn die Engländer von neuen angreifen könten.

Hierauf suchte der König von *Jacatra*, der sich dieser Gelegenheit zu bedienen dachte, der Engländer Freundschaft an sich zu ziehen, indem er ihnen selbst seine Waffen anboth, damit sie ihre Feinde völlig ausrotten könten. Dieses Anerbiethen war den Engländern sehr angenehm, und hielten sichs vor rühmlich, mit einem so gütigen Könige in Bündnis zu treten. Hierauf brachten beyde in kurtzer Zeit ein mächtiges Kriegs-Heer auf die Beine, mit welchem sie die Holländische Vestung angriffen. An statt aber, daß sich die Holländer vor einer so grossen Macht, die ihnen den gäntzlichen Untergang drohete, hätten entsetzen sollen: liesen sie vielmehr Vergnügen spüren, daß sie vor ihren Wällen ein solches Volck erblickten, von welchem sie viel Schätze und Ehre holen könten. Als die Belägerer sahen, daß man sie mehr mit einem schimpflichen

und schmähenden, als erschrockenen und fliehenden Gesichte ansahe: ging ihnen diese Schmach so tief zu Hertzen, daß sie sich verschwuren die Holländer gantz und gar aufzureiben, um ihnen ein ewiges Andencken ihres Muthwillens anzuhengen. Also verhärteten sich beyde Theile in dieser Belagerung; diese halsstarrig zu belagern, iene hartnäckigt auszuhalten. Die Anfälle und die Ausfälle waren beyde tapfer, und man wuste nicht, welche von diesen Völckern einander mehr Schrecken einiagten; ob die Holländer in der Vestung den Jacatranern, oder diese in ihren Laufgräben den Holländern mehr Furcht verursachten? Das Glück aber betrog endlich die Jacatraner, daß sie Ursache gnug hatten, sich zu beklagen. Denn die Holländer wurden weder durch ihr beständiges Wachen, noch durch iener ihre beharrliche Belagerung abgemattet, und sagten ihnen rund heraus: Daß sie sich lieber selbst umbringen wolten, als sich von ihnen umbringen lassen.

Nachdem sie diese Belagerung 6. Wochen lang ausgehalten, kamen ihnen 18. Krieges-Schiffe aus den Moluccischen Inseln zum Entsatz zu Hülfe. Als die Engländer dieses sahen: liesen sie den Muth sincken, gaben alle Hofnung der Eroberung auf, brachten eilens ihr Geschütz aus der Armee zu Schiffe, und fuhren durch die See-Strasse *Sunda* davon; die Javaner aber, als welche stehen blieben, litten eine ziemliche Niederlage. Seit der Zeit, hat sich bey den Engländern und Holländern ein recht bitte-

rer

ner Haß gegen einander vest gesetzt, welcher, weil er durch verschiedene Umstände immer wieder angeflammet worden, sich bis auf diesen Tag noch nicht völlig gelegt hat.

JOANN PETERSEN KOEN.

Nicht lange darnach langte auch der grosse See=Held *Koen* mit seiner Schiffs=Flotte alda an. Seine Völcker, deren nicht viel mehr als 1100. waren, ließ er alsobald landen, und nachdem er sie mit mehrern aus der entsetzten Vestung verstärcket: führete er sie vor die nahgelegene Stadt *Jacatra*, die er auch nach wenigem Wiederstand durch Sturm eroberte, alles, was er darinne zur Gegenwehr fand, niederhieb, die Stadt bis auf den Grund abbrennete, und endlich auch ihre Mauern so gar schleifete.

So bald der König diese unverhofte Eroberung der Stadt, und diese erbärmliche Niederlage so vieler seiner Unterthanen vernommen hatte, erschrack er überaus heftig, und verfluchte die Treulosigkeit seiner Gehülfen, die ihm zu einem so blutigen Bade Anlaß gegeben; hatte aber keine Lust sich an die Ueberwinder zu machen, sondern rettete sein und aller seiner übrigen Leute Leben, mit der Flucht.

Die Holländer wusten indessen über ihr grosses Glück und über die herrliche Eroberung vor Freuden kaum, wie sie ihr Sieges=Gepränge treflich gnug anstellen solten. Nicht lange nach dieser Einäscherung, welche im Martio, oder wie andere sagen, im Maio 1619. geschehen, ban=

baueten sie die Stadt wieder auf, umgaben sie mit neuen starcken Mauern, und endlich auch mit Wällen, und nenneten sie nach ihrem Vaterlande BATAVIA. Das Holländische Gouvernement wurde hieher verlegt, und dieser *Koen* war hier der erste General-Gouverneur.

Was vor grosse Dienste dieser Held der West-Indianischen Compagnie erwiesen, eben so grosse leistete er nun auch der Ost-Indischen. Die Portugiesen hatten 1515. die Insel *Amboina* entdeckt, und weil sie sich so wohl von dieser als von andern da herum gelegenen Inseln, wegen des Gewürtzes, grossen Vortheil versprachen, baueten sie selbige an. Sie nutzten sie auch viele Jahre nicht wenig, bis endlich der Admiral *Verhagen* 1603. ihre Vestung eroberte, und sie aus der gantzen Insel herausschlug. Weil aber die Holländer zu dieser Zeit alzuviel zu thun hatten, und die Insel nicht so gleich mit gnugsamen Volcke besetzen konten: so fiengen sich 1620. die Spanier an, einzustellen. Dieser General-Gouverneur aber kam den dasigen Holländern in diesen Umständen zu Hülfe, daß sie ihre Oerter besser bevestigen, und den Spaniern das Handwerck auf eine nachdrückliche Weise legen konten. Es haben sich auch nachgehends alle Generals, wegen der überaus wichtigen Vortheile, um Erhaltung dieses Eylandes, viel Mühe gegeben. Denn auf *Amboina* und den übrigen Moluccischen Inseln wachsen (und zwar allein) die Muscaten-Nüsse und die Würtz-Nelcken, mit welchen, wie bekannt, ein so grosser

Han-

Handel durch die gantze Welt getrieben wird. Sonst wuchsen die Nelcken fast in allen Moluccischen Inseln; weil aber die Holländer vor ohnmöglich auch vor schädlich hielten, sie alle anzubauen, gleichwohl aber besorgten, daß, wenn sie solches nicht thäten, die Inseln die Engländer oder andere Völcker bewohnen möchten: so rotteten sie selbige von vielen Inseln aus, und wie die dasigen Könige nachgehends wegen dieser Ursache ihren Staat nicht mehr führen konten, gaben sie ihnen jährliche Pensionen. Also werden heutiges Tages die Nelcken allein auf *Amboina*, *Omo*, *Anemo* und *Nasselcau* gefunden, und von hieraus die gantze Welt damit versorget. Gleiche Bewandnis hat es auch mit den Muscaten-Nüssen, als welche die Holländer ebenfals nur auf wenigen Inseln wachsen lassen.

Die Bandanesen musten vermuthlich aus den Rechten wissen, daß man dasienige, worzu man durch Furcht oder Gewalt gezwungen worden, zu halten, nicht verbunden sey, indem sie das gemachte Bündnis gäntzlich negligirten, und sich in allen als ein freyes Volck, welches sie zu seyn glaubeten, aufführeten. Sie trieben mit den Engländern Handlung, und thaten vieles, was gäntzlich den Tractaten entgegen war. Allein da handelten sie zwar den Rechten gemäß, aber nicht als Politici, daher ihnen auch solches viele blutige Köpfe zuwege brachte. Zwar fochten sie mit grosser Tapferkeit vor ihre Freyheit, und schickten nicht wenige Holländer in die andere Welt. Endlich aber musten sie doch 1622. der Macht der

der Holländer weichen, und sich völlig unter ihr Joch begeben, welche Eroberung die Holländischen Conqueten um ein merckliches erweitete. Die Engländer und Frantzosen machen über diesen Krieg, wie gewöhnlich, viele Glossen, welche wir aber stillschweigend übergehen. Gedächten sie an die Fehler ihrer Nationen, würden sie ein gleiches thun.

1623. legte *Koen* die Regierung nieder und ging in eben diesem Jahre nach Europa. Ihm folgte

PETER CARPENTIER.

Zu seiner Zeit gelangte Batavia zu einem Ansehen und wurde nunmehro in Indien, als ein guter Handels-Platz bekannt. Um die Stadt gut zu bevölckern, gab man denen, die dahin kamen, grosse Freyheit; daher sich ie mehr und mehr fremde Nationen, besonders Sineser und Gepuineser hierher begaben, welche der Stadt durch ihren Handel grossen Vortheil brachten.

Sonst habe ich nichts gefunden, was würdig wäre, hier angemerckt zu werden. Hiermit aber will keinesweges behaupten, als ob unter der Regierung dieses Generals in der That nichts vorgefallen wäre, sondern muthmase vielmehr selbst das Gegentheil. Indessen wird uns solches der Leser leicht zu gute halten, wenn er bedenckt, daß man (so viel mir wenigstens wissend ist) in diesem Buche die Asiatisch-Holländische Historie zuerst in Ordnung beysammen findet, und man da wohl weiß, was sich bey solchen Umständen

fast

fast vor unüberwindliche Schwierigkeiten hervorthun, zumal wenn man eine solche Verwirrung antrift, als sich bey dieser Historie äusert. Auf diesen General-Gouverneur folgte zum andernmal

JOANN PETERSEN KOEN.

Er kam ohngefehr im October 1627. mit 10. Schiffen aus Holland in Batavia vor Ancker, und wurde von allen mit grosser Freude empfangen.

Dem Javanischen Kayser ging es gantz ungemein zu Hertzen, und fiel ihm unerträglich, daß die Holländer einen so vesten Fuß, auf seinem Reichs-Boden bekommen, zumal da sie sich der Zölle, aus welcher sie jährlich so viel erhuben im Reiche *Jacatra* anmasen durften, daß er sich auch endlich entschloß, diese neue Stadt zu belagern, und die Holländer wegen ihrer Kühnheit und ihres Hochmuthes zu züchtigen. Dieserwegen brachte er eine Armee von 200000. Mann a) auf

a) Dieses waren nicht alle Soldaten, sondern es ist eine Menge von Troß mit darunter begriffen. Denn die Javaner haben bey ihren Armeen, gleich den Türcken und Indostanern, viel unnützes Gesindel, daher ihre Armeen so groß gemacht werden. Den meisten Troß aber führen die Indostaner mit sich, wodurch viele Historici betrogen werden. Selbst der berühmte *la* MARTINIERE hat hierinne einen Fehler begangen, wenn er die Moguligische Armee auf etliche 100000. vergrössert. Vermuthlich ist er durch die grosse Zahl der Reuterey verführet worden, nach welcher er, wie sich

auf die Beine, gab einem seiner mächtigsten Reichs-Fürsten das Commando darüber, und ließ die Stadt belagern. Wie dieser aber so einen gewaltigen Wiederstand fand, und als ein sonst erfahrner Officier, wenig Hoffnung schöpfete, etwas auszurichten, hub er die Belagerung auf, und ging wieder nach Hause.

Dieser General-Gouverneur *Koen* starb den 20. September 1629. zur Zeit der andern Belagerung Bataviens, welche wir gleich anführen wollen.

JACOB SPEX.

Er war Präsident der Handlung in *Gepuin* gewesen, und hatte daselbst ein grosses und stattliches Kaufhaus erbauet.

Den obgedachten Krieg legte der König von *Madura* dem Fürsten sehr übel aus, und machte viel Rühmens von sich, wie er sich hätte in der Belagerung aufführen wollen. Als solches vor den Kayser kam, ertheilte er ihm Befehl, des Fürstens Zaghaftigkeit, durch seinen Heldenmuth zu ersetzen. Also ging dieser muntere und tapfere König mit einer Armee auf *Batavia* loß, und versprach dem Käyser lieber nicht lebendig, als ohne

starck muthmasen läst, die Fuß-Gänger auf Europäische Art bestimmet; zumal, da einige die Armeen, wegen des Troßes, vor so groß ausgegeben. Allein wer die Asiatische Geschichte, dessen Auctor vielen Kriegen mit beygewohnet, und andere gute Schriftsteller lieset, wird eines gantz andern überführet.

ohne Sieg wieder zurück zu kommen. Wie groß die Armee gewesen, davon sind die Nachrichten verschiedentlich. Manche schätzen sie auf einige 100000. welches nicht zu glauben stehet, andere hingegen auf 60000 und noch andere auf 30000. Wie aber die erste Zahl so groß, so scheinet diese letzte fast zu geringe, es müste denn seyn, daß es aus List und Neid des Fürstens geschehen wäre. Dem sey aber wie ihm wolle, gnug daß der König von *Madura* 1629. mit einem ansehnlichen Heer gegen *Batavia* angezogen kam, und sich so nahe unter die Stadt=Mauern lagerte, daß die Belägerten sein Lager mit Hacken=Röhren erlangen konten. Der General=Gouverneur hatte sich zu einer guten Gegenwehr bereit gemacht, und empfieng den Feind mit einer guten Anzahl vom Geschütz, welches er ohn Unterlaß auf sie losbrennen ließ; die Holländer hielten in der rechten Faust den Degen, und schlugen die beständig stürmenden Feinde damit zurück, in der Lincken aber hatten sie Holtz und Steine (dieses scheinet sehr selsam und unwahrscheinlich) um die Bresche damit zu zuwerfen. Auf diese Weise machten sich die Belägerten aus nichts so viel, als aus dem giftigen Gestancke der todten Cörper, welche der Feind auf der einem Seite der Stadt in den Fluß geworfen, und selbigen auf der andern Seite mit Pfählen verschlagen hatte; damit die Leichen sowohl das Wasser in der Stadt verunreinigen, als auch die Luft anstecken, und ein plötzliches Sterben verursachen möchten. Aber auch diesem Uebel kam endlich

der General dadurch zuvor, daß er Brunnen graben ließ, daraus sich die Bürger das Wasser bedienen konten.

Des Merckwürdigste und Vortheilhafteste bey dieser Belagerung war, daß sich 16. Holländer in eine der äusersten Schantzen, *Magdaia* genant, begaben, und sich tapfer darinne gegen den Feind wehreten. Als aber der Feind, aller Gegenwehr ohngeachtet, mit beständigen Stürmen anhielt, und sie gleichwohl alles Pulver und Bley verschossen hatten: rissen sie die Ziegel vom Dache und wurfen selbige unter ihn. Nachdem aber auch hieran Mangel entstund: schöpften sie aus den heimlichen Gemächern Menschen-Koth, und schütteten selbigen in vollen Töpfen auf die stürmenden Mataramer; welches eben zu der Zeit geschahe, als die Belagerten einen Ausfall thaten. Kaum war dieses geschehen, so liefen die Javaner, die vorher kein Pulver gefürchtet hatten, in grosser Eil davon, und begaben sich in schrecklicher Verwirrung, weil sie nach dem Muhammedanischen Gesetz dadurch waren höchst verunreiniget worden, auf die Flucht; wobey sie starck schrien: *O seytang Orang Hollanda de bakkalay Sammatay!* welches auf Teutsch heißt: **O ihr Holländischen Teufel ihr fechtet mit Drecke!** Der König von *Madura* bemühete sich umsonst, sie wieder zum stehen zu bringen, sondern sie nahmen, wie gedacht, die Flucht und steckten das Lager an 3. Orten mit Feuer an.

Als

Als der Fürst, der bey der ersten Belagerung commandirender General gewesen, die Armee fliehen sahe, wendete er sich zu dem König und sagte: Weil du dem Kayser versprochen, nicht lebendig von *Batavia* zurück zu kehren, will ich verschaffen, daß du deinem Versprechen nachkommen kanst. Als er dieses geredet, ging er mit seinem Volcke auf ihn loß, schlug ihm, nebst 800. der Seinigen, die Köpfe herunter, und ließ darauf die todten Leiber, Reihen weise, in eine Fläche legen, welche die Holländer nachgehens so liegend antrafen. a) Der Kayser pardonirte den Fürsten, und hielt ihm die selbst genommene Rache zu gute. Indessen schmertzte es ihm ungemein, daß diese Belagerung, von der er sich so viel gutes versprochen hatte, so übel abgelaufen war, weil er sich aber gleichwohl nicht unterstund, sie von neuen zu belagern: muste er sich in Gedult darein ergeben,

a) Diese Belagerung beschreiben viele sehr vortheilhaft auf Holländischer Seite, andere aber, ja selbst BONTIUS, der in der belagerten Stadt gewesen, reden gantz anders. Und wenn man auch die Sache mit unpartheischen Augen ansiehet: so hätte sie vielleicht einen gantz andern Ausschlag bekommen, wenn die Javaner nicht wären so abergläubisch gewesen. Ueber dieses war es auch gewiß ein Glück, daß der König ermordet wurde, denn im Fall er nach Hause gekommen, würde er sonder Zweifel es dahin gebracht haben, daß die Javaner, die zuerst geflohen, wären hingegerichtet worden, und er Erlaubnis erhalten, *Batavia* von neuen zu belagern, da es denn nicht wohl würde ausgesehen haben.

ben, und die Compagnie in ihrer eroberten Stadt und Gegend im Friede lassen.

Spex legte die Würde nieder, nachdem er nicht völlig 3. Jahr regieret hatte. Auf ihm folgte

HENRICH BROUWER.

Wie er nicht lange das Regiment geführet hatte, legte er die Würde gleichfalls nieder, ging nach Europa, trat in Dienste der West-Indischen Compagnie, und wurde ein Directeur derselben. 1643. unternahm er einen Zug nach *Chili*, wo er sich als ein guter Held aufführete, in eben diesem Jahre aber bey *Valdivia*, den 7. August nach einer langen Kranckheit starb.

ANTON VAN DIEMEN

Wurde 1633. General-Gouverneur. Er war ein treflicher Held, von grosser Klugheit und liebte nichts mehr als grosse Unternehmungen, daher denn auch der Holländer Macht auf einen hohen Gipfel, unter seiner Regierung gestiegen ist.

Weil der Handel in *Siam* gut von statten ging, baueten die Holländer 1634. in dem grossen und weltberühmten *Odia*, der Haupt-Stadt dieses Königreiches, ein gar kostbares Comtoir, welches das schönste mit ist, so die Indianische Compagnie im gantzen Orient hat, und fiengen an, von daraus durch *Siam* und andere herum gelegene Länder, einen grossen Handel zu treiben.

1635. kam auch die herrliche und grosse Insel *Formosa*, welche bisher gröstentheils die Portugie-

tugiesen besessen, in ihre Gewalt, die sie iedoch nach 10. Jahren wieder verlohren.

Weil der Kayser von *Ceylon* die Portugiesen, mit welchen er bisher grosse Kriege geführet, völlig aus seiner Insel heraus schlagen wolte, entschloß er sich, mit den Holländern in Alliance zu treten, weswegen er 2. seiner vornehmsten Minister nach *Batavia* schickte, alwo sie mit grosser Ehre empfangen wurden. Diese schickten darauf 1638. im Martio gleichfals 2. bevollmächtigte Abgesandte nach *Candy*, gegen welche sich der Kayser RAIA SINGA sehr heftig über die Portugiesen beschwerte, und über ihre Untreue, Herrsucht und Grausamkeit klagte. Die Gesandten billigten es, und sagten, daß solches eben die Ursache sey, warum auch sie ihr Joch abgeschüttelt hätten; versicherten anbey, daß Ihro Maiestät die Compagnie, mit ihrer sämtlichen Macht beystehen werde; worauf folgende Tractaten geschlossen wurden: 1) Alle Plätze, die man von den Portugiesen erobern würde, solten dem Kayser von *Ceylon* seyn; etliche wenige ausgenommen, darein sich die Hülfs-Völcker, die man ihm schicken würde, zur Sicherheit ziehen könten. 2) Solte der Kayser die Kriegs-Zeit hindurch, eine so grosse Armee als möglich wäre, unterhalten. 3) Solte er alle Kriegs-Kosten aufs genaueste bezahlen. 4) Ueber diese Kosten, welche genau solten aufgeschrieben werden, solle er vor ieglichen Holländischen Officier und Soldaten, die in diesem Kriege bleiben würden, nach ihrem Range eine gewisse Summe Geldes geben,

desgleichen vor iegliches Auge, Arm und Schenckel iedoch allezeit vor die rechten mehr, als vor die lincken, und man wurde einstimmig, wie viel vor iegliches von diesen Stücken solte bezahlet werden. Alle diese Artickel wurden rein abgeschrieben und untersiegelt, und ieglichem ein Exemplar davon zugestelt; worauf die Holländer, höchst vergnügt nach *Batavia* wiederum zurück kehreten.

Diesen Tractaten gemäß, segelten 6. Schiffe zu Anfange des 1639. Jahres nach *Trinquimimale*. Der Ort hatte 50. Mann Besatzung und war nicht starck bevestiget, ergab sich daher bald, und wurde von den Holländern völlig geschleifet.

Darauf rückten sie im Februar vor *Batecalou*, in welchem nicht mehr denn 40. Portugiesen waren. Sie landeten hier ohne einigen Wiederstand, und weil der Ort von geringer Wichtigkeit war, musten die Portugiesen bald capituliren; worauf er gleichfals geschleift und nicht ein Stein auf dem andern gelassen wurde. Alles dieses verrichteten sie binnen 12. Tagen; weiter aber nahmen sie vor ietzo nichts vor, sondern gingen wieder nach *Batavia* unter Segel.

Den 1[illegible]. Januar 1640. kamen abermals 12. Schiffe fast mit 3500. Mann nach *Ceylon*, welche eine Meile von *Negombo*, bey dem Dorfe *Caymel* ausstiegen, *Francisco de Mendença*, der im Portugiesischen Lager bey *Manicavare* commandirete, ging ihnen entgegen, und fiel sie mit gröstem Ungestüm an, welches ihm aber so übel gelung, daß er sich mit grossem Verlust zurück ziehen muste.

Die

Die Holländer rückten darauf vor *Negombo*, nahmen es im Sturm ein, und liesen eine gantze Compagnie über die Klinge springen. Hierauf bevestigten sie den Ort, und legten 300. Mann mit 0. Canonen zur Besatzung hinein.

Nach dieser Eroberung gingen sie unter Segel und landeten bey *Gallé*. Der Capitain-General schickte zwar 280. Mann dahin, ehe sie aber ankamen, war schon die Landung geschehen. Wiewohl die Holländer weit zahlreicher waren, griff sie der Feind doch an, und es kam zu einer blutigen Schlacht, in welcher der Portugiesische General-Feld-Marschall, fast alle Officiers und die gantze Armee blieb, 43. allein ausgenommen, als die sich durch die Flucht retteten. Der Holländer Verlust belief sich auf 400. und war ansehnlicher, als des Feindes seiner, iedoch behielten sie das Feld, und folglich einen grossen Vortheil.

Den andern Tag gingen sie vor *Ponto de Gallé*, dessen Commendant *Laurenço Ferreira de Britto* sich als einen tapfern Held bewieß, gleichwohl aber nicht hintern konte, daß die Holländer nicht solches im Sturm erobert hätten, welche denn, wie leicht zu glauben, viele um eine Spanne kürtzer machten.

Als aber ein neuer Capitain-General in *Colombo* anlangte, ließ er 1640. zu Ende des Jahres a) *Negombo* wieder belagern und ihm so heftig

 tig

a) RIBEIRO sagt, daß solches Anno 40. gegeschehen, andere aber 43. welches verschiedene Calen-

tig zusetzen, daß es nach 12. Tagen Capituliren muste. Einer von den Haupt-Puncten war, daß man die Holländer auf einem Schiffe wolte hingehen lassen, wo sie hinwolten, doch solten sie sich nicht unterstehen, iemals wieder nach *Ceylon* zu kommen. Weil ihnen aber die Portugiesen ein sehr übles Schiff gaben, hielten sich die Holländer nicht verbunden, diesem Puncte nachzukommen, und segelten daher gerade nach *Gallé*, woselbst sie auch, fast durch ein halbes Wunder glücklich ankamen. Die Portugiesen wolten auch darauf *Gallé* angreifen, nach reiferer Ueberlegung aber schoben sie solches auf, und besetzten nur alle Pässe, daß die Holländer sowohl keinen Zimmt schelen, als auch sonst keinen Vortheil aus der Insel ziehen möchten.

Wie diese üble Zeitung nach *Batavia* kam, brachte der General-Gouverneur Volck und Schiffe zusammen, und schickte sie wieder nach *Negombo*. Hier hätten ihnen die Portugiesen das Landen, aus den Canonen und Musqueten, gar wohl verwehren können. Allein sie liesen sie willig aussteigen, weil sie sich des Sieges gantz gewis versprachen, auch schon das Heilige Abend-Mahl darauf genommen hatten, keinem Holländer Quartier zu geben, und sich unter einander verschworen, nicht eher zu essen und zu trincken, bis sie ihre Hände im Holländischen Blute gewa-

Calender, oder hier vielmehr falsche Rechnungen verursachen; indessen macht solches bey dieser Historie nicht geringe Verwirrung.

gewaschen hätten. Nachdem die Holländer im Felde gebetet und den Segen empfangen hatten, stelten sie sich in gute Ordnung und gingen auf die Portugiesen loß, die beständig schrien: *Madore Des!* das ist: Mutter GOttes! Darauf avancirten beyde Theile gegen einander, und da die Holländer stunden, gaben die Portugiesen, 900. an der Zahl, Feuer, wodurch auf der Holländer Seite 30. getödtet und 50. verwundet wurden. Die Holländer, die nur 300. ausmachten, gaben erst die Nachsalve und griffen sodann, auf der Officiers Zurufen, gleich zum Degen. Hier ging es gewaltig über der Portugiesen Köpfe her, indem in kurtzen 700. Mann niedergehauen wurden, die übrigen aber ihr Leben durch die Flucht retten musten. Auf diese Weise kam die Vestung *Negombo* im Februar 1644. abermals an die Holländer.

Im Jahr 1640. oder wie einige sagen, zu Anfange des 1641. Jahres, nahmen sie auch den Portugiesen die Stadt *Malakka* ab, vor welcher sie fast ein halbes Jahr gelegen und viel Volck davor verlohren hatten. Es war dieser Ort so ungemein veste, daß er alle Feinde verspotten konte, und die Holländer würden ihn auch gegewiß noch lange haben belagern müssen, woferne ihn nicht die Portugiesen aus Furcht verlassen hätten. Die Stadt war sehr groß und weil sie daher viel Besatzung erfordert hätte, welches die damaligen Umstände nicht verstatteten, befahl der General-Gouverneur sie auf der einem Sei abzubrechen und ins kleinere zu bringen.

Weil

Weil aber der Compagnie die vielen Kriege etwas schwer fielen, schickte man eine Flotte nach *Goa*, die mit dem dasigen Vice-Roi solte Frieden schliesen. Ob es nun gleich zum würcklichen Frieden nicht kommen konte: so wurde doch auf 10. Jahr ein Waffen-Stillestand eingegangen, welcher 1644. den 15. November zu seiner völligen Richtigkeit kam.

1643. hätte leicht eine Unruhe in Batavia entstehen können, womit es also zuging: Eine gewisse Holländische Frau, die im Wollüsten gantz ersoffen war, sich auch öffentlich rühmete, Asiaten, Europäern, Africanern und Americanern beygewohnt zu haben, ließ sich überreden, den General-Gouverneur *van Diemen* mit Gifte hinzurichten. Als sie aber solches zu thun im Begrief war, wurde ihr Vorhaben noch zur rechten Zeit entdeckt und ihr das Urthel gesprochen, daß sie in einem, mit Wasser gefülten Fasse, solte ersäufet werden. Als sie nun mit dem Kopfe hineingestossen wurde, und der Hencker nicht gleich den Deckel oben drüber schlug, richtete sie sich auf, und schmiß den Deckel weg. Es half aber dieses nichts, sondern sie wurde wieder mit Gewalt hineingesteckt; worüber unter ihren Liebhabern ein grosser Lerm in der Stadt entstund, welcher gewiß würde seyn gefährlich worden, wofern nicht die Soldaten, die im Ringe stunden, ihr äusserstes gethan hätten, das Volck wieder zur Ruhe zu bringen.

1644. wurde eine Verrätherey in Batavia entdecket, welche der Stadt den Untergang hät-

te

te zuziehen können. Es hatte der König von *Bantam*, der sich äusserlich gantz freundlich gegen die Holländer stellete, einen schwartzen Capitain der Compagnie bestochen, daß er ihm die Stadt Batavia in die Hände liefern möchte. Dieser Capitain, welcher *Calein* hieß, und sonst den Holländern trefliche Dienste geleistet hatte, würde dieses, weil er alles sehr wohl und klug veranstaltet hatte, glücklich ins Werck gerichtet haben, woferne er nicht von seinem Lieutenant wäre verrathen worden. Andern zum Exempel wurde er als ein Hoch-Verräther gerädert, und sein Cörper auf das Rad geflochten.

Den 19. April 1645. starb dieser heldenmüthige General-Gouverneur, nachdem er diesen Posten fast 12. Jahr rühmlich verwaltet hatte.

CORNELIVS VAN DER LYN.

An dessen Stelle wurde von dem Rathe von Indien *Cornelius van der Lyn* gesetzt, der auch im folgenden Jahre von den Herrn Bewindhebbers Bestätigung erhielt; unter dem die Sachen nicht zum besten liefen. Sonst war er ein gütiger Herr und von dem Hochmuthe so weit entfernet, daß er auch die allergeringsten Leute vor sich ließ und ihre Klagen hörete, daher er denn auch sehr geliebet wurde.

Die Portugiesen hatten zwar einen Waffen-Stillstand mit den Holländern geschlossen, waren aber nicht gesonnen, ihnen selbigen geniesen zu lassen. Diesen Zweck zu erhalten, fungen sie die Sache auf eine listige Weise an, vermöge deren

ren das Bündnis zwischen dem Kayser von *Ceylon* und den Holländern aufgehoben wurde. Die Holländer hatten nemlich keine zahmen Elephanten, und weil sie selbige doch gleichwohl nöthig brauchten, nahmen sie auf der Portugiesen Anstiften, dem Kayser 4. von den besten hinweg, oder wie andere sagen, die Portugiesen nahmen sie, and gaben sie den Holländern. Nun war dieser Kayser, Namens RAJA SINGA MAHA ADASSYN, ein so verständiger, gütiger, gerechter, gnädiger und billiger Herr, a) daß man wohl nicht viel seines gleichen findet. Er schickte daher dieser Sache wegen zu den Holländern einen Abgesandten und ließ ihnen vorstellen, daß die Freundschaft dadurch verletzet würde, wenn sie mit ihren Völckern Feindseligkeiten in seinen Landen ausübeten, anbey ersuchen, solches zu unterlassen. Allein der Holländische Gouverneur in *Ceylon* wolte Krieg haben.

Weil

a) Bey einigen Holländischen Scribenten stehet dieser Kayser mit sehr schwartzen Farben abgemahlet. Sie nennen ihn einen grausamen und ungerechten Mann, der gäntzlich die Billigkeit aus den Augen gesetzt und wieder die Tractaten gehandelt hätte. Allein man kan unsern Nachrichten glauben, indem sie meistens aus dem Saar genommen sind, als der damals in Diensten der Holländer gestanden, und fast der gantzen Eroberung von *Ceylon* beygewohnet hat. In seinem Alter aber soll er eigensinnig, geitzig und sehr mißtrauisch seyn geworden, wie der Englische Capitain ROBERT KNOX von ihm berichtet, welches so wohl vom Alter, als auch von andern Umständen kan entstanden seyn.

Weil nun der Kayser sahe, daß man sich in der Güte auf keine andern Gedancken wolte bringen lassen, zog er eine Armee, worunter auch einige Portugiesen waren, zusammen, und gab einem Sauden, oder nach unserer Art zu reden, einem Grafen, das Commando darüber. Im Maio wurde *van der Staelt* aufs neue mit 150. auserlesenen Mann, nebst vielen Pulver und Bley, samt zwey Feld-Stücken commandiert, in des Kaysers Land zu marschiren. Der Saude traf ihn zwar auf einem Felde an, weil er aber von seinem Kayser, als der immer noch vom Kriege declinirte, keine Ordre zum Schlagen hatte, zog er sich in einen nahe gelegenen Wald. *Staelt* aber kehrete sich nicht daran, sondern ließ, ohne alle darzu gegebene Gelegenheit, aus den Stücken und Hand-Gewehr unter die Singaleser Feuer geben, daß viele davon blieben, und viele verwundet wurden. Weil denn die Holländer offensive gingen, wolte endlich der Singalesische General defensive an sich auch nichts ermangeln lassen. Er fiel daher aus dem Wald heraus, umringte die Holländer und setzte mit solcher Forsche in sie hinein, daß sie dem *Staelt*, so in einem Palanking getragen wurde, den Kopf abhieben, in kurtzen 103. Mann tödteten und die übrigen in den Wald iagten.

Da dieses dem Kayser, der in der Nähe stund, hinterbracht wurde, eilete er herbey, und ohngeachtet er erfuhr, daß der Saude zur Gegenwehr wäre gezwungen worden, war er doch darüber unwillig, ließ die Trommel schlagen, und dabey aus-

ausrufen, daß man die Holländer, die sich in den Wald retiriret hätten, nicht tödten, sondern sie ihm lebendig bringen solte. Wie solches geschahe, betheurte er bey GOtt, daß er an ihrem Blut und Tod unschuldig wäre, und gab darauf den Holländern gutes Quartier. Hierbey aber ließ er es noch nicht einmal bewenden, sondern schickte dem Capitain des grossen Lagers des *Staelts* Haupt in einer silbernen Schüssel, mit Befehl, daß er solches Standes gemäß begraben solte, er wolte mit dem Cörper und den übrigen Getödteten ein gleiches thun. Zugleich ließ er ihm auch vermelden, daß, wo er sich binnen 3. Tagen nicht aus seinem Lande begeben würde, er ihn mit samt seinem Volcke aufheben wolte. Der Capitain aber ließ ihm zur Antwort geben, daß, weil er von seinem Gouverneur keine Ordre darzu hätte, er solches auch keinesweges thun wolte.

Also zog der Kayser mit 100000. Mann vor das Holländische Lager, und richtete in einer Nacht ein grosses Bollwerck auf, von welchem er dergestalt in das Lager schiesen konte, daß sich kein Holländer durfte sicher sehen lassen. Nachdem er 8. Tage vor dem Lager gelegen, gebrach es den Holländern an Lebens-Mitteln und da es ohnmöglich war, durchzugehen, musten sie sich, 500. an der Zahl, mit alle dem was sie hatten, an den Kayser ergeben. Hier zeigte der Kayser abermals, was vor ein gnädiger Herr er sey. Denn er ließ durch das gantze Reich ausrufen, daß niemand bey Leibes- und Lebens-Strafe den

Hol-

Holländern einiges Leid zufügen solte, und hielt sie über dieses, nicht als Gefangene, sondern als seine Unterthanen.

Hierauf ging er auch auf das kleine Lager loß, und forderte selbiges nach Kriegs-Manier auf. Der Lieutenant aber, der ein Teutscher und mit 70. andern Teutschen darinne lag, ließ ihm zur Antwort geben: **Er habe nichts vor ihn, als Pulver und Bley und die Spitze seines Degens.** Dieser vortrefliche Held wehrete sich auch wahrhaftig dermasen, daß der Kayser öffentlich sagte: **Es müsten keine Menschen, sondern iunge Teufel darinne seyn.** Werde ich ihn bekommen, fuhr er in seiner Rede fort, will ich ihn lieber haben und ihm mehr Ehre erzeigen, als dem Capitain. Denn dieser hat so viel Volck gehabt und nicht vor seinen Herrn und sein Vaterland fechten wollen: Dieser Teutsche aber, der nur den Holländern dienet, bleibet mit so wenigem Volcke getreu, daß er lieber sterben, als seine Ehre verliehren will. Nachdem sich dieser Lieutenant 14. Tage lang heldenmüthig gewehret und dem Kayser vieles Volck verderbet hatte: schickte der Kayser in der Nacht einen gefangenen Holländer zu ihm, welcher ihn, sich zu ergeben, überreden solte; weil *Staelt* geschlagen, und auch schon das grosse Lager bereits erobert wäre. Der Lieutenant antwortete: Er wolte solches zwar thun, doch müste ihm der Kayser den besten Accord eingehen, denn wiedrigenfals wolte er sich bis auf den letzten Mann wehren. Den folgenden Tag schickte

der Kayser einen Officier mit einer weisen Fahne zu ihm, welcher den Accord schliesen und einen Eid ablegen solte, daß der Kayser alles versprochene redlich halten wolte; wie denn auch geschehen. Also zog der Lieutenant mit allen seinem Volcke aus, und da sie mit brennender Lunte, Kugel im Munde und Degen an der Seite vor dem Kayser gebracht wurden, thaten sie nach Landes-Art, drey Fuß-Fälle. Da sie nun also ihre Reverence gemacht, nahm der Lieutenant seinen Degen und präsentirte selbigen dem Kayser. Er bedanckte sich aber davor und befahl, ihn wieder an die Seite zu stecken, seinem Volcke aber ließ er das Gewehr abnehmen. Zu gleicher Zeit gab er auch Befehl, daß man täglich alle Gefangene 3mal wohl tractiren und einem ieglichem, was ihm wäre abgenommen worden, wieder zustellen solte. Würde ein Gefangener deswegen Klage führen, solten die Beschuldigten den Elephanten vorgeworfen werden. Ueber alles dieses aber, verehrete er dem Teutschen Lieutenant ein Pferd, einen Elephanten und eine grosse guldene Kette und hatte so eine besondere Hochachtung vor ihm, daß er ihm allezeit an der Seite reuten muste; worüber die Europäer so wohl, als die Singaleser gantz erstauneten. So hoch ist der Teutschen Treue und Löwen-Muth auch in dem entfernten *Ceylon* geschätzet!

Nachdem nun der Kayser in kurtzer Zeit sein Land von den Europäern befreyet, schickte er einen Abgesandten an den Gouverneur in *Ponto de Galle*, und ließ ihm sagen: Er habe Zimmt und Ele-

phanten gnug. So ferne sie seine 4. Haupt-Elephanten ihm würden wiedergeben, und kein Lager mehr in seinem Lande aufschlagen: so wolle er, so lange Sonne und Mond scheine, mit ihnen Friede und Freundschaft halten, und die gefangenen 600. Mann alsobald wieder herausgeben. Allein wieder alles Vermuthen nahm der Gouverneur dieses großmüthige Anerbieten nicht an, und ließ noch über dieses, eigenmächtig, dem Abgesandten mit alle den Seinigen die Augen verbinden, und so weit von der Stadt führen, bis sie selbige nicht mehr sehen konten. Dieses üble Tractament verdroß dem Kayser gantz ungemein, rächete sich aber doch nicht an den Holländern, sondern zog mit den Gefangenen nach seiner Residentz-Stadt *Candy*, daselbst er sie in die Häuser vertheilen und ihrer sehr wohl warthen ließ.

Den 2. Februar 1647. sande er abermals einen Ambassadeur an die Holländer, der von neuen Friedens-Vorschläge thun muste. Nun war damals, da die Siege des Kaysers nach Batavia kommen waren, die dasige hohe Regierung sehr darüber bestürtzt worden, und hatte daher eilends wieder Volck dahin abgeschickt, an den Gouverneur aber Befehl gestellet, wo möglich mit dem Kayser Friede zu machen. Dieserwegen wurde der Abgesandte wohl empfangen, und eine andere Gesandtschaft von [illegible]. Personen nach *Candy* geschickt. Es befand sich aber gleich auch ein Portugiesischer Abgesandter an dem Kayserlichen Hofe, welcher ebenfals wolte Frieden schliessen. Diesem, nebst den Holländischen Gesandten

ten gab er zu gleicher Zeit Audience, und fragte den Portugiesischen: Ob sein Volck die Holländer könte aus der Insel schlagen? Er beantwortete aber solches mit nein, dieweil sein Herr, der König von Portugal, in einen starcken Krieg mit Spanien verwickelt wäre. Als er sich nun deswegen zu den Holländern wendete, ob sie solches mit den Portugiesen könten möglich machen? und sie es beiaheten: so befahl er, die dem Portugiesen gegebene Präsente abzunehmen, und sie den Holländern zuzustellen. Weil aber dem Kayser die Gesandten nicht anstunden, indem er mit Soldaten, nicht aber mit Kaufleuten tractiren wolte, muste der Gouverneur 1648. den 5. Februar einen Capitain mit 20. Personen, im Namen der gantzen Compagnie, an ihn abschicken, welcher denn auch den Frieden würcklich schloß; wobey sich der Kayser so gnädig erwieß, daß er nicht nur alle Gefangene loß gab, sondern auch einem ieglichem unter ihnen einen goldenen Ring schenckte und sie mit dem Gewehr wieder nach *Gallè* zurück sendete.

Nachdem wir von den Begebenheiten auf *Ceylon* gehandelt, wollen wir auch sehen, was sonst unter diesem General-Gouverneur in Indien ist vorgefallen. Wie die Holländer zu diesen Zeiten den Portugiesen ihre Macht nachdrücklich empfinden liesen, so wolten sie auch solches den Spaniern thun. Dieserwegen wurden 4. Schiffe von *Taiovan* aus commandiret, ihr Heil an *Manilha* zu versuchen. Als sie aber dahin kamen, trafen sie 3. Spanische Gallionen an, von wel-

welchen sie so übel empfangen wurden, daß sie die Flucht nach Batavia nehmen musten.

Darauf schickte der Gouverneur-General auf Gutbefinden der Räthe von Indien eine stärckere Flotte von 6. Schiffen und einer Galliot dahin ab, welche *Martin d' Uries* commandirte. Es ging ihm aber nicht besser, ia fast noch schlimmer als seinem Vorfahren. Denn da er mit den Spaniern schlug, schossen sie ihm ein Schiff und die Galliot im Grund; worauf er sich genöthiget sahe, mit den übrigen 5. die Flucht zu nehmen, und dem Feinde den Sieg zu lassen.

Man war fast dergleichen in Batavia vermuthend gewesen, und schickte deshalben dem *Uries* den Vice-Admiral *Goyer* mit drey wohl ausgerüsteten Schiffen nach. Wie dieser aber hinauf kam, war der Admiral schon aus der See geschlagen. Indessen traf er doch zwey Spanische Gallionen an, mit welchen er schlug, und sie nöthigte, in den Meer-Busen von *Manilha* einzulaufen. Zu landen, durfte er sich nicht unterstehen, fuhr aber hingegen etliche Tage in den dasigen Gewässern herum, und nachdem er etliche Fahrzeuge weggenommen, segelte er seiner Instruction zu Folge nach dem Königreiche *Siam*.

Weil nun der Spanische Krieg so übel ausschlug, und die Holländer in *Ceylon* viel Volck verlohren, auch bey alle diesen die grosse Europäische Flotte über die Zeit aussenblieb: so entstund so wohl am Volcke als an andern Nothwendigkeiten ein grosser Mangel, daher man sich genöthiget sahe, den Krieg so lange beyseite zu se-

tzen, bis endlich im October dieses 1646. Jahres die so lange erwartete Flotte in Batavia ankam.

Hierauf sendete der General 1647. 11. Schiffe wieder nach *Manilha*, worzu noch 4. aus *Taiovan* und 2. aus *Ternate* stiesen, daß es eine Flotte von 17. Schiffen wurde. Ueber diese commandirte der Admiral *Uries*, der Vice-Admiral *Goyer* und der General-Maior *Burgers*. Wie sie bey *Manilha* ankamen, hätten sie die Schiffe und die Vestung *Cabita*, wegen der Sicherheit der Spanier, leicht erobern können, wenn der Admiral diesen Tag geeilet hätte. Allein dieser und auch der folgende ging des contrairen Windes wegen, ohne etwas auszuführen, vorbey, wodurch die Spanier Zeit bekamen, sich in Defensions-Stand zu setzen. Den 3ten Tag rückte erst der Admiral an, und wurde von beyden Seiten etliche Tage nach einander heftig canoniret. Da aber die Holländer viel Volck verlohren, und wenig ausgerichtet hatten, zogen sie sich zurück, besetzten iedoch den Busen und liesen etliche Schiffe dem Silber-Schiffe, so iährlich aus West-Indien komt, auflauren.

Sie erblickten auch selbiges würcklich, und verfolgten es bis ans Land, alda es das Silber, so es mit sich führete, in ein vestes Kloster brachte. Wie solches die Holländer wahrnahmen, setzten sie vieles Volck ans Land und weil das Kloster tapfere Gegenwehr that, eroberten sie solches im Sturm, machten alles darinnen nieder und plünderten es; da sie denn etliche Körbe voll Geld in ei-

einem Brunnen fanden, welches die Mühe und die Kosten noch einigermasen erstattete.

Nach dieser Begebenheit fuhren sie noch lange auf dem Meer herum, thaten auch verschiedene Einfälle ins Land. Weil aber die ungesunde Jahres Zeit viel Volck auffraß, sintemal sie bereits schon mehr den 600. Mann, auch manches Schiff verlohren hatten, gingen sie theils nach Batavia, theils nach andern Ländern, wie es ihre Schiffs-Befehle mit sich brachten. Unter den vielen Todten befand sich auch der Admiral *Uries* und zwar zu seinem grossen Glück, denn wenn er wäre am Leben geblieben, und nach Batavia kommen, würde er seinen grossen Fehler schwerlich vor dem General-Gouverneur und dem gantzen Staats-Rathe haben verantworten können.

Dieser Verlust an Volck und Schiffen wurde iedoch der Hochlöblichen Compagnie durch einen unverhoften Sieg in *Amboina* ersetzt. Denn als sie in selbiger Insel schon lange Zeit mit den Einwohnern Krieg geführet und selbige oft überwunden, hatten sich die übrigen mit ihrem Orang-Kay (Fürsten) in den vesten Ort *Capaba* begeben, aus welchem sie den Holländern viele Jahre nach einander grossen Schaden zugefüget. Diesen Ort erstiegen nun die Holländer in diesem Jahre bey der Nacht, demolirten ihn, und schickten die Gefangenen nach Batavia.

1648. wurde abermals eine Flätte von 8. Schiffen, worüber *Abel Tasmann* zum Admiral gesetzt wurde, nach *Manilha* geschicket, doch nur

in der Absicht Schiffen aufzupassen, und den Spaniern die Handlung mit den Sinesern zu verwehren. Auf dieser Farth waren sie noch gantz glücklich, nahmen auch eine reichlich beladene Sinesische Juncke hinweg, welche sie iedoch durch Nachläßigkeit des Steurmanns wieder verlohren. Als die Zeit zu kreutzen vorbey war, verliesen sie die Höhe, und begaben sich nach ihren bestimten Ländern.

Weil nach diesen in Europa, zwischen den General-Staaten und der Kron Spanien, der Friede ist geschlossen worden, hat man in Indien weiter keine Feindseligkeiten wieder die Spanier vorgenommen. Vielleicht würden auch solche ohne Erfolg des Friedens unterblieben seyn, dieweil der Schade den Vortheil weit übertraf.

Zu Ende des Jahres 1646. kam zu *Batavia* in der Compagnie Sclaven-Häusern Feuer aus, und weil selbige aus Rohr bestunden, auch sonst schlecht waren, stelte der General Ordre, daß ein ieder das seinige solte zu retten suchen und das Feuer brennen lassen, worauf denn das halbe Quartier, so aus etlichen 100. kleinen Häusern bestund, in die Asche gelegt wurde. So bald dieses geschehen, ließ er alle nöthige Materialien herbey schaffen und an deren statt neue und in besserer Ordnung bauen. Als aber 1648. bey den Sinesern und Malaiern 50. Gebäude abbrenten, verboth er keine wieder von brennender Materie zu bauen, sondern selbige allezeit von Steinen aufzuführen.

1647. wurde ein Abgesandter, Namens *Sebald Wonderer*, zu dem König von *Japara* oder Kayser von Java gesand, welcher mit diesem Monarchen nach langer Uneinigkeit einen Frieden schloß. Unter den Friedens-Artickeln war dieser als einer der vornehmsten mit anzusehen, daß die Gefangenen von beyden Seiten solten ausgeliefert werden, welches denn auch geschehen, und hat man Holländer ausgelöset, welche 7, 8, 10. etliche gar 14. Jahr sind in der Gefangenschaft gewesen.

1649. wurden *Blockovius* und *Frisius* nach *Gepuin* als Gesandte geschicket, welche im Namen der Compagnie dem Kayser trefliche Geschencke brachten. Der Zweck dieser Gesandtschaft war, den Kayser wieder auf bessere Gedancken zu bringen, und ihm das Mißtrauen zu benehmen, so er in die Herrn Holländer gesetzet hatte. Warum sie aber dem Kayser verdächtig worden, davon waren die Ursachen diese: Als *Franciscus Caron* Präsident in *Gepuin* war, bauete er mit Kayserlicher Erlaubnis auf die Insel *Firando*, um mehrere Sicherheit des Handels, ein Kauf-Haus. Allein er beging den Fehler dabey, daß er solches also aufbauete, daß es mehr die Gestalt einer Vestung als eines Comtoirs hatte. Wie dieses nach Hofe berichtet wurde, war der Kayser sehr zornig und gab Befehl, daß man das Haus alsobald wieder niederreisen solte. *Caron* der wohl wuste, daß des Kaysers Befehle durchaus müsten volzogen werden, ließ also das Haus gleich schleifen. Weil er

er aber dessen ohngeachtet dem Kayser keine bessere Meinung von den Holländern beybringen konte, und man grossen Schaden in der Handlung besorgte: so solte dieseGesandtschaft die Sache wieder gut machen. Ob sie aber gleich der Kayser zur Audience gelassen, und ihre Geschencke mit Vergnügen angenommen: so haben sie doch eben nichts besonders ausgerichtet.

In diesem Jahre kam den Genuesern die Lust an, sich in Indien umzusehen, und den dasigen Handel zu probiren, ob man auch durch ihn zu Reichthümern gelangen könte? Sie rüsteten sich in dieser Absicht zwey Schiffe aus, besetzten sie mit Holländischen Matrosen, liesen sich von ihrem Dogen Paß-Briefe geben, und gingen sodann getrost unter Segel. Wie sie aber in Indien ankamen, kam auch zugleich von ihnen Nachricht aus Holland an den Herrn *van der Lyn*. Dieser schickte alsobald den *Gerhard Demmer* mit etlichen Schiffen fort, welcher sie mit Willen oder Unwillen nach *Batavia* bringen solte. Als er sie nun nach einigen Suchen bey *Summatra* antraf, und ihnen die Ursache seines Herkommens vermeldete, wolten sie Anfangs nichts davon hören. Wie er aber das Rauche heraus kehrete, musten sie sich in Gedult darein ergeben. Weil man iedoch in keine öffentliche Feindseligkeit mit ihnen verwickelt war, wolte auch der General-Gouverneur nicht Kriegs-Manier gebrauchen, sondern nahm nur nach Ausweisung seiner Privilegiorum alle Holländer von den Schiffen. Da sie nun aber das Schiff zu regieren zu schwach waren;

ren; sahen sie sich gezwungen die Waaren samt den Schiffen an die Compagnie zu verkaufen. Das gemeine Volck nahm meistens in *Batavia* Dienste an, die gewesenen Officiers aber und noch einige andere, welchen solche nicht anstunden, gingen mit der grossen Retour=Flotte wieder nach Europa, um ihren Landes=Leuten von der glücklichen Reise Nachricht abzustatten.

Weil der Herr *van der Lyn* ehedem an die Herrn Bewindhebber um seine Dimißion geschrieben: als kam 1650. ein Schiff aus Holland, welches ihm selbige mitbrachte, und ihm auch zugleich die Admiral=Stelle über die Retour=Flotte antrug.

CARL REINIRSON.

An seine Stelle kam *Carl Reinirson*, welcher bisher war Staats=Rath von Indien gewesen.

Mit der Retour=Flotte wurde der General=Directeur *Franciscus* CARON um verschiedener Anklagen willen, besonders auch wegen Bauung des obgedachten Fortes in *Firando*, nach Holland citiret, mit dem ausdrücklichen Befehl, daß man ihm auf der Flotte kein Commando anvertrauen solte. Man stelte in Holland eine gar harte Untersuchung wieder ihn an, und hielt ihm alle eingelaufene Beschuldigungen und Anklagen nachdrücklich vor, welche er aber durchgängig freymüthig soll beantwortet, und sich von allem Verdacht losgemacht haben. Sonst hat dieser Mann der Hochedlen Compagnie grosse Dienste geleistet. Er ist lange Zeit Präsident

der

der Handlung in *Gepuin* gewesen, hat in *Ceylon*, als General, den Krieg rühmlich wieder die Portugiesen geführet, und sich besonders bey Einnehmung der Vestung *Negombo* als einen klugen und tapfern Held erwiesen, daß er auch zu den wichtigen Posten, nemlich zum General-Directeur war erhoben worden. Er würde auch vielleicht, wegen seiner grossen Verdienste, noch seyn General-Gouverneur worden, wo nicht die Anzahl seiner Neider und Feinde alzu groß gewesen. Er ging darauf nach Franckreich, und gab Anschläge zu Errichtung einer Ost-Indischen Compagnie, reisete wieder nach Indien und brachte selbige, nebst einem Perser, zu stande, wiewohl der Perser sich mehr, als er, dabey verdient gemacht hat.

Ohngefehr um die Mitte des 1651. Jahres schickte der General etliche Schiffe nach dem Königreich *Perab*, dieweil der dasige König etliche und dreyßig Holländer, um geringer Ursachen willen hatte umbringen lassen, auch den Ober-Kaufmann und den Officier über die Soldaten gefangen hielt. Wie sie daselbst ankamen, konten sie ohne Hindernis landen. Sie thaten darauf etliche Züge ins Land, und fügten den Einwohnern grossen Schaden zu. Weil aber selbiges Land sehr morastig ist und dem Feinde der Weg besser als den Holländern bekant war: wurden ihrer viele niedergemacht, daher sie sich genöthiget sahen, das Land zu verlassen, und nur den Fluß zu besetzen.

Der König gab sich alle mögliche Mühe, sie von dem Flusse zu vertreiben; indem ihm dadurch die Zufuhr, Fischerey und der Handel auf dem Meere völlig gesperret wurde. Wie ihm aber solches nicht gelingen wolte, schloß er mit dem Holländischen Admiral Friede, worauf die Gefangenen von beyden Theilen ausgeliefert, die Freundschaft und der Handel aber, wie vor und nach, continuiret wurde.

In diesem Jahre fingen die Einwohner der Insel *Amboina*, welche, wie wir angemerckt haben, schon eine geraume Zeit unter der Regierung der Holländer gestanden hatten, heftig an gegen sie zu rebelliren. Sie wählten sich ein eignes Oberhaupt und rotteten sich in so grosser Anzahl zusammen, daß sich ihre Macht auf viele Tausende belief. Darauf gingen sie auf die Holländer loß, schlugen sie todt, wo sie ihrer nur habhaft werden konten, nahmen unterschiedene Forts theils mit List ein, theils eroberten sie selbige im Sturm und machten alles darinne nieder, was ihnen nur vorkam. Kurtz die Revolte war so heftig, und die Amboinesen fochten unter ihren klugen Anführern so ergrimt, daß sich die dasigen Holländer besorgen musten, endlich aus der gantzen Insel geschlagen zu werden. Wie man dieses zu *Batavia* vernahm, brachte man alles Volck, so man nur in diesen Zeiten entrathen konte, zusammen, welches eine Zahl von 1400. Mann ausmachte, und setzte sie auf 10. Schiffe. Die Flotte commandirte *Arnold Flaminck*, Rath von Indien, der ein sehr harter

und

und strenger Mann war. Er kam glücklich nach *Amboina*, coniungirte sich auch endlich mit den dasigen Holländern und meinete nun die Amboineser bald zu züchtigen. Allein sie fragten gar wenig nach diesem tollen Kopfe, und zeigten, daß sie auch Hertz im Leibe hätten; daß er also mit seiner Strenge nichts mehr ausrichtete, als daß er sie nur noch erbitterter machte. Sie fochten mit grosser Wuth, und machten viele Holländer um eine Spanne kürtzer, und ob man gleich nachgehens viel mehr Volck dahin geschicket, haben sie doch nicht eher als nach etlichen Jahren, nemlich 1656. unter dem *Maatzukker* und zwar mit grosser Mühe wieder können zum Gehorsam gebracht werden.

Nun wollen wir uns nach *Ceylon* wenden und sehen, was alda unter der Regierung dieses General-Gouverneurs vorgefallen ist. Er war nicht lange zu dieser Würde gelangt, so ging der Krieg auf gedachter Insel von neuen an. In welchem Jahre er sich aber eigentlich angefangen, darinne stimmen die Auctores nicht überein. Der Portugiesische Capitain RIBEIRO, der diesem Kriege beygewohnet, und drey kleine Bücher von *Ceylon* geschrieben, meldet, daß der Gouverneur zu *Galie* durch zwey Holländer im October 1652. ihnen den Krieg habe ankündigen lassen. Saar hingegen giebt das 1651. Jahr darzu an. Wir wollen dem Saar folgen. In dem Februar 1651. stelte der General-Gouverneur Ordre, daß man den Portugiesen den Krieg ankündigen solte, welches denn auch geschahe, und

zwar

zwar selbst nach der Portugiesen Geständnis, zu ihrem grossen Schrecken. Sie waren sich des Krieges gantz und gar nicht vermuthend gewesen, und ihr leichtsinniger General-Capitain *Manuel Mascarenhas Homen* hatte sich im geringsten nicht darauf zugerüstet, daher auch die Portugiesen gar ungemein auf ihn erbittert waren. Weil nun gleichwohl der Krieg einmal angekündiget war, und man zu dessen Führung nothwendig Völcker gebrauchte, wurde in möglicher Eil ein Lager geschlagen. Zu ihrem Unglück aber ging ein Capitain mit 300. Mann zu den Holländern über, der sich erboth, ihnen die Vestung *Calutre* in die Hände zu liefern.

Diese Zeitung war zwar den Holländern sehr angenehm, weil sie aber nicht gnug Volck hatten, solches wichtige Unternehmen ins Werck zu richten, wusten sie lange nicht, wie sie sich dabey verhalten solten, biß sie sich endlich auf diese List besannen: sie hatten drey Schiffe, welche ohnlängst aus Europa kommen und ihnen die Zeitung von dem Kriege zwischen Holland und England gebracht hatten. Auf ieglichem von diesen liesen sie vier Fahnen wehen, besetzten es mit 4. Tambours und schickten sie darauf nach *Calutre.* Indem diese 3. Schiffe unter starcken Getösse der Trommeln dahin segelten, marschirten auch zu Lande einige wenige Soldaten darauf loß. Wie dieses die Portugiesen sahen, meineten sie nicht anders, sie würden zu Wasser und zu Lande angegriffen, und weil sie besorgten, man möchte ihnen den Paß nach *Columbo* verhauen, nahmen

men sie in Zeiten die Flucht dahin. Also bemächtigten sich die Holländer dieser höchst wichtigen Vestung ohne Verlust eines Mannes, welche ihnen ohne diese Kriegs-List, gewiß viel Volck würde gekostet haben.

Nach diesen aber, weil die Holländer nicht viel Volck hatten, liefen die Sachen gantz anderst. Die Portugiesen hatten einen tapfern Held, *Gaspard Figueria* genannt, welcher die Holländer mit 15. Compagnien anfiel, und dergestalt in sie einsetzte, daß viele auf der Wahlstadt blieben und etliche hundert sich gefangen ergeben musten. Nicht viel besser ging es ihnen einige Zeit darauf, da sie, nebst vielen Moluccen, Bandanesen und etlichen andern Völckern aus einem Gebürge herausgeschlagen wurden. Der König von *Candy* kam zwar den Holländern mit einer Armee zu Hülfe, wurde aber ebenfals von den Portugiesen übel empfangen, und verlohr mehr denn 4000. Mann. Also schlug der Krieg in den Jahren 1652. 53. 54. vor die Holländer sehr übel aus, hingegen waren sie in den folgenden Zeiten desto glücklicher, welches wir unter dem *Maatzukker* vernehmen werden.

Als *Reinirson* nicht völlig 3. Jahr regieret hatte, starb er 1653. welchem succedirte

IOANN VAN MAATZVKKER.

Dieses war sein würcklicher Name, der aber von den meisten verstümmelt wird. Wie er schon vorher in *Ceylon* und andern Orten grosse Klugheit und Tapferkeit bewiesen; so zeigte er auch solche

solche in seinem General-Gouvernement, wie denn unter ihm die Compagnie fast zu derjenigen Macht gelanget, in welcher wir sie heutiges Tages erblicken.

Er schickte neues Volck und Ammunition nach *Ceylon*, damit sie den Haupt-Ort, die Vestung *Colombo*, möchten wegnehmen können. Die Holländer gingen also den 3 Julii des 1655. Jahres nach der Fortresse *Berberi* unter Segel. Weil die Portugiesen den Paß gar nicht verwahret hatten, konten sie daselbst ohne die geringste Hindernis landen, ihr Geschütz sicher auf einen hohen Berg pflantzen und von dar tapfer in die Fortresse schiesen. In dem August ging sie durch Accord an die Holländer über, worinne sie 350. Mann auserlesenes Volck gefangen bekamen, und einen grossen Vorrath an allerley Sachen fanden.

Den 9. September traten sie den Marsch nach *Colombo* an. Als sie gantz sicher den Weg fortsetzten, stiesen die Vortruppen, 150. Mann starck, auf 200. Portugiesen, mit welchen sie so lange schlugen, bis sich die Portugiesen genöthiget sahen, mit Hinterlassung 17. Todter und vieler Verwundeten, die Flucht nach *Colombo* zu nehmen. Von einem gefangenen Portugiesen erfuhren die Holländer, daß eine Stunde von ihnen 700. Feinde stünden, und daß es eben die Völcker wären, welche allezeit wieder den Kayser gelegen, und ihnen den Paß an dem Flusse disputirlich zu machen, Ordre gehabt hätten. Als der General *Gerhard Hulst* dieses

vernommen, stelte er die Armee auf fünf Hauffen, ieden zu sechs Compagnien starck, und commandirte 10. Mann zum Recognosciren aus. Es ging keine Viertel-Stunde vorbey, kam Post, daß der Feind schon avancire, welches die gantze Armee voller Freude machte Kurtz darauf kam es zu einer blutigen Schlacht, worinne es lustig über die Portugiesischen Köpfe herging. Sie wurden gleich von der Holländer Macht umringet und binnen weniger Zeit alle 700. in die Pfanne gehauen, 100. ohngefehr ausgenommen, welche diese grosse Niederlage dem General-Capitain in *Colombo* konten zu wissen thun.

Den 20. September fielen sie mit etlichen tausend Mann aus, musten aber mit Verlust 500. wieder zurück kehren, dabey die Holländer viele Gefangene bekamen. Etliche Tage über gaben sie ihnen Quartier; weil sie aber schon 400. auf den Schiffen hatten, wurden ihnen solche zur grösten Last, deshalben sie selbige, um allem Unglück vorzukommen, den Soldaten austheilten, die sie in den Wald führen, und daselbst vor die Köpfe schiessen musten.

Den 2. October fingen sie an, vier Batterien in der Nacht aufzuwerfen, und besetzten sie mit Canonen, welche 18 bis 24. Pfund Eisen schossen. Der Kayser von *Ceylon*, welcher in der Nähe stund, schickte 2000. Mann von seinem Volcke zu Arbeitern, und obgleich in mancher Nacht 20 bis 30. davon erschossen wurden: versprach er doch mehrere zu schicken, damit man nur möchte *Colombo* einnehmen können. Den

17. Octo

17. October fingen sie an von ihren Batterien Lauf-Gräben zu führen und wurde beschlossen, einen General-Sturm auf die Stadt zu thun.

Den 2. November ging früh um 8. Uhr bey hellem Wetter der General-Sturm an. Sechzehn Schiffe, die vor dem Hafen lagen, huben die Ancker und segelten so nahe an die Stadt, als sie immer konten, und zwey davon wurden beordert, gantz in den Hafen einzulaufen und den Wasser-Paß mit Macht zu beschiesen. Allein er war so starck und hatte 12. grosse Stücke, daher das eine Schiff alsobald in Grund geschossen wurde, das andere aber mit grosser Noth aus dem Hafen wieder heraus schiffen konte. Da inzwischen die andern Schiffe tapfer an der See-Cante in die Stadt flanquirten, solten zwey commandirte Compagnien des Capitain Hartenbergers und Roggenkams, iede 75. Mann starck, nebst 25. Schiffs-Gesellen, deren ieder fünf Handgranaten hatte, ihr Heil auch versuchen. Weil sie nun über ein grosses Wasser musten, legten sie auf die Schiffe vorne Balcken, damit sie desto sicherer vor dem Feinde seyn möchten. Auf diese Weise kamen sie an einen Ort, wo sie die gantze Stadt sehen konten, und meineten nicht anders, hier hätte es der Stadt-Commendant versehen; wie sie aber ans Land springen wolten, fanden sie, daß der Feind in den Häusern lag, und so entsetzlich feuerte, daß die meisten davon blieben. Nicht mehr als 6. und noch darzu alle verwundet, kamen von diesen beyden Teutschen Compagnien mit dem Leben davon. Wie sie nun den gan-

tzen Tag gestürmet, 800. Mann verlohren und 500. Verwundete bekommen hatten, wurden sie gezwungen, davon abzustehen. Unter den Verwundeten war selbst der Holländische General. Als man ihn in sein Zelt brachte, rief er die gantze Zeit: Ach mein schönes Volck! Ach mein treflisches Volck! Ach hätte ich mein Volck wieder! Aber es war gethan.

Wenn der Feind sein Dessein fortgesetzet hätte, wäre gewiß auf Holländischer Seite alles verlohren gegangen. Denn nach abgeschlagenen Sturme, wolten die Portugiesen mit 1300. Mann ausfallen. Aus vorgefasseter Meinung aber, es wäre nur ein lediger Sturm gewesen, die meiste Forsche befinde sich noch in den Laufgräben und auf den Batterien, und wo sie einen Ausfall thäten, würden sie abgeschnitten und gegen die Canonen getrieben werden, so unterliesen sie solches.

Dieses grossen Verlustes ohngeacht, wurde die Belagerung doch nicht aufgehoben. Die Verwundeten brachte man, eine halbe Meile davon, nach *Mattawal*, alda ihre Schäden von 12. Chirurgis fleißig gewartet wurden. Zu ihrer Labung bekamen sie alle Tage frisches Fleisch und dreymal Wein. Gleich nach dem Sturme schickte der General ein Schiff nach Batavia, welches dem General-Gouverneur *Maatzukker* die Post überbringen, und um 600. Mann frisches Volck anhalten muste, mit welchem er, seinem Schreiben nach, *Colombo* erobern wolte; so er aber nicht erfüllen können.

Wie

Wie der Ceylonesische Kayser den Verlust erfuhr, und daß die Holländer ohne sein Vorwissen gestürmet hatten, war er sehr entrüstet und schrieb dem General: Vermöge der ehemals geschlossenen Tractaten, wäre *Colombo*, wo es erobert würde, halb seine, derohalben er mit ihm hätte conferiren, sein Volck mit sollen anlaufen lassen, und nicht so ein grosses Werck vor sich allein unternehmen sollen. Wie der General den Unwillen des Kaysers ersahe, schickte er sogleich einen Abgesandten mit grossen Verehrungen an ihn, welcher den Fehler wieder gut machen, und den Kayser versichern solte, daß er *Colombo* dennoch erobern wolte.

Anfangs wolte ihm der Kayser keine Audience geben, nach 3. Tagen aber ließ er ihn vor sich, und nahm seine Präsente mit grosser Gnade an. Weil ihm aber *Colombo* beständig im Sinne lag, hielt er den Gesandten, welcher ein Capitain, Namens Johann Hartmann war, nicht lange auf, beschenckte ihn mit einer goldenen Kette und einem Elephanten, und schickte ihn an den General mit vielen Edelgesteinen und andern Gegen-Geschencken, nebst 2. Elephanten an die Compagnie, zurück. Dieser Capitain kam den 2. Februar 1656. wieder in dem Lager an. In dem Schreiben gab der Kayser dem General einen guten Verweiß, und versicherte, daß er sich sehr betrübe, daß so viel gutes Volck vergeblich sey aufgeopfert worden.

Den 18. Februar fing man von neuen an zu approschiren, dieweil alle Tage frisches Volck

von *Mattawal* ankam. Das Lager ließ der Kayser täglich mit frischen Victualien versehen, daher alles guten Kaufes war. Den 2. April kam der verlangte Succurs von dem General-Gouverneur aus Batavia an, wodurch ihnen der Muth starck wuchs, und sich daher der Stadt ie mehr und mehr näherten. Die Belägerten waren dargegen furchtsam, und hatten grossen Mangel an Lebens-Mitteln, daß auch so gar schon viele Hungers sturben. Denn der General-Capitain hatte den grossen Fehler begangen, daß er so viel unnütze Mäuler aufgenommen, und ob sie gleich daher alle 15. Elephanten, die sie in der Stadt hatten, aufasen, mochte solches doch nichts helfen. Dieser Mangel aber wurde noch um ein grosses vermehret, als den 3. April ihr Proviant den Holländern in die Hände fiel.

Endlich nahm der Hunger so entsetzlich überhand, daß viele das Graß aus der Erde rauften, und eine Mohrin ihr eignes Kind schlachtete und fraß. Diese Jerusalemische That erzehlet sowohl RIBEIRO, der in der Stadt, als Saar, der vor der Stadt gelegen. Um diesem Uebel etwas abzuhelfen, iagte der Commendant viele schwartze Nationen aus der Stadt, welche, weil sie die Holländer in ihrem Lager nicht leiden wolten, aus den Lauf-Gräben niedergeschossen wurden. Weil sie es aber hierdurch noch nicht zwingen konten, richteten sie ein weit grösseres Schrecken unter ihnen an. Wenn eine Frau mit kleinen Kindern gelaufen kam, zwungen sie selbige, ihre Kinder in einem höltzernen Mörser todt zu stampfen,

pfen, und schickten sie sodann mit den todten Kindern wieder von sich. Dieses thaten sie um deswillen, damit sie die hartnäckigten Belagerten bald zur Uebergabe zwingen möchten; welche sich aber dennoch im geringsten nicht daran kehreten.

Den 9. April fingen sie an Minen zu machen, und brachten eine Gallerie durch den Stadt-Graben. Wie solches der Commendant merckte, ließ er Contre-Minen machen, daher sie davon abstehen musten. Den 12. April wolte der General recognosciren, ob man irgends wo anderst Minen anbringen könte. Wie er aber in die letzte Approsche ging, geschahe von einer Bastey ein Schuß auf ihn, davon er gleich todt zur Erden fiel, welches ein grosses Schrecken in dem Lager verursachte. Den Cörper schafte man nach der Stadt *Galle*, woselbst er in die Kirche beygesetzt wurde, und an seine Stelle übernahm nunmehro der dasige Gouverneur das Commando.

Den 6. May wurde mit dem Kayser Abrede genommen, noch einen General-Sturm zu thun. Wie sie aber durch einen Ueberläufer vernahmen, daß die Belägerten nichts mehr als einen Sturm wünscheten, alle Gassen mit doppelten Pallisaden besetzt, die Canonen mit Hagel geladen, unter die Wälle, darüber sie laufen musten, gantze Kisten mit Pulver gesetzt, und es also practicirt hätten, daß es durch alle Häuser ein Lauf-Feuer machen, und alle Bastionen von einander abschneiden könte, stunden sie davon ab. Dargegen gab er ihnen einen andern heilsamen Rath. So bald als es Tag würde, sprach er, gingen

die Bürger, (denn es war der Sonntag) die in der Nacht gewachet hätten, samt den Soldaten in die Messe, und blieben über 5. bis 6. Mann nicht auf den Bollwercken. Der rechten Soldaten wären kaum 100. das übrige Volck alles Bürger und Sclaven. Die Holländer solten nun zu solcher Zeit, wie sonst geschehen, nicht tromlen und blasen lassen, auch in den Lauf-Gräben stille liegen, damit man das Dessein nicht merckte. Wann sie nun nach einer halben Stunde in der Kirche wären, solten sie einen schnellen Anfall auf die Bastion St. Johannis thun.

Dieser Rath gefiel dem Gouverneur, welcher, wie gedacht, an des erschossenen Generals Stelle commandirte, sehr wohl, daher er an drey Compagnien mit Röhren in der Stille Ordre stellte und dem, der es am ersten ersteigen würde, 50. Reichs-Thaler versprach. Darauf machten sie sich bereit, wurfen die Sturm-Leitern getrost an und kamen ohnvermerckt hinauf. Sie fanden nicht mehr als 8. Mann darauf, davon ihrer noch darzu 7. schliefen, welche sie so gleich in den ewigen Schlaf versetzten. Hierauf aber entstund alsobald in der Stadt Lerm. Die Sturm-Glocken wurden angezogen und alles lief auf die Bastion zu, und flanquirte dermassen, daß alles donnerte und blitzte. Die Holländer bekamen abermals 300. Todte und viele Verwundete, konten aber doch deshalben nicht herunter geschlagen werden.

Den 8. May fielen die Belagerten mit aller Macht auf die Bastion. Die Holländer aber hat-

hatten sich in einer Nacht so tief eingegraben, mit Munition und Hand-Granaten so treflich versehen, daß sie mit grossem Verlust wieder zurück weichen musten, wobey sie aus vollen Hälsen schrien: **O Mutter GOttes gedencke an uns!** Weil sie aber nichts von ihnen wuste, konte sie auch nicht an sie gedencken. Andere hingegen riefen vernünftiger: **Das ist unserer Sünden Schuld.**

Den 9. wurde ein Lauf-Graben von dem Bollwercke in die Stadt geführet. Da dieses die Portugiesen sahen, kamen sie den 10. mit einer Friedens-Fahne, um die Stadt zu übergeben, nachdem sie sich 7. Monate und drüber gewehret hatten. Diesen Tag und den folgenden wurden nachstende Accord-Puncte geschlossen:

1) Solten die Portugiesen 9. monatlichen Sold vor ieglichen Mann unter den Holländern zahlen, Todte sowohl als die Lebendigen gerechnet, und zwar vor ieden Monat 20. Gülden.

2) Solten sie alle Unkosten bezahlen, was von Munition vor der Stadt verschossen worden.

3) Solten sie alle Sclaven zurück lassen, oder wenn sie solche begehrten, den Holländern mit Gelde bezahlen.

4) Solte einem iedem frey stehen, ob er den Holländern dienen wolte, oder nicht. Die nach andern Portugiesischen Plätzen verlangten, solten auf Holländischen Schiffen dahin gebracht, die aber nach Holland wolten, nach Batavia geführet werden.

5) Solte allen verheuratheten Personen erlaubt seyn, aus der Stadt zu ziehen. Was aber ledige Mädgen wären, solten sich an Holländer verheurathen; welches, als es geschahe, grossen Jammer, Weinen, Heulen und Geschrey verursachte.

6) Weil die Portugiesen vier Schiffe von *Goa* erwarteten, wurde accordirt, daß, wenn sie vor den 20. May ankämen, solten sie denen in der Stadt verbleiben, nach dessen Verfliesung aber an die Holländer verfallen; wie denn auch geschehen ist.

7) Solte endlich alles, was dem Könige von Portugal in der Stadt gehörete, Geld, Sclaven, Vieh und wie es Namen habe, ohne einigen öffentlichen oder heimlichen Vorenthalt, den Holländern übergeben werden.

Den 12. May zogen die Holländer in *Colombo* ein; von den Kayserlichen Soldaten aber wurden keine mit eingelassen, welches dem Kayser mächtig verdroß, alle Pässe besetzte, und keinen Proviant hineinkommen ließ. Darauf entstund eine gewaltige Hungers-Noth in der Stadt, wovon viele sturben, so, daß die Sclaven in 3. bis 4. Tagen nichts anders thaten, als Leichen begruben, welches einen grossen Gestanck verursachte. Uebrigens aber rächete er sich nicht, zog nach *Candy*, wolte mit den Holländern nichts mehr zu thun haben, und ließ die Sache zwischen Freundschaft und Feindschaft stehen.

1656. den 12. Martii ging eine Flotte von 9. Schiffen mit 1500. Mann auf die Insel *Manar*

loß,

loß, bey welcher eine herrliche Perlen-Banck ist. Die Portugiesen wolten ihnen das Landen wehren, wie aber die Holländer aus ihren Canonen hagelten, zogen sie sich mit grossem Verlust in die Fortresse. Den 15. fortificirten die Holländer 2. Klöster in der Vorstadt, von dar sie viel Kugeln in die Vestung spieleten, daher die Belägerten den 16. accordirten. Den folgenden zogen 150. Soldaten und auf die 300. Bürger aus, welche nach *Goa* geschaft wurden. Sodann hielten die Holländer ihren Einzug, und schickten sogleich 200. Mann auf die Perlen-Banck, damit sie die Portugiesen nicht verderben möchten.

Den 18. May gingen sie vor *Jaffanapatnam*. Wie sie noch eine Viertel-Stunde davon waren, fielen die Portugiesen mit 1100. Mann aus, die Holländer aber trieben sie bald wieder hinein, und schnitten 70. den Paß ab, von welchen sie erfuhren, daß in die 40000. Seelen, klein und groß, darinnnen wären. Sie nahmen hierauf gleich 4. Kirchen in der Vorstadt ein, und setzten sich darinne sehr veste. Die Brunnen waren in der Vorstadt von dem Feinde vergiftet worden, als daher 30. Holländer daraus truncken und davon sturben, wurde der Admiral so entrüstet, daß er die 70. Gefangenen zwang, gleichfals aus diesen Brunnen zu trincken, davon sie auch sturben. Von der Zeit an wurden vier Feuer-Mörser und viele Granaten ans Land gebracht. Die Schiffs-Gesellen thaten indessen nichts anders, als daß sie die grossen harten Grab-Steine in

den

den Kirchen und Klöstern in Stücken zerschlugen, die denn in die Stadt geschossen wurden. Die Ueberläufer, welche sehr häufig waren, berichteten, daß diese Steine grossen Schaden thäten, und in den 14. Wochen auf 2600. Menschen erschossen hätten.

Eben dieserwegen wurde den 4. Sept. dieses 1656. Jahres der Accord geschlossen, und dabey einem ieglichem auszuziehen, erlaubet. Den ersten Tag kamen die Soldaten, den andern die Pfaffen, und den dritten die Bürger mit ihrem Weibern und Kindern. Die armen Weiber sahen wie der Tod aus, und hatten nichts als Bein, mit ein wenig Haut überzogen. Den vierten gingen die Holländischen Officiers hinein und plünderten die Stadt, und nach diesen ließ man auch die gemeinen Soldaten hinein, welchen iedoch die Officiers nicht viel übrig gelassen hatten.

Nachdem nun also die Portugiesen völlig aus *Ceylon* geschlagen waren, setzten sich die Holländer zu Schiffe und gingen nach *Nagapatnam* unter Segel. Wie sie davor kamen, hatten es die Jentiven belagert, weil sich aber die Portugiesen tapfer wehreten, bathen sie die Holländer, daß sie die Stadt zu Wasser angreifen möchten, sie wolten solches zu Lande thun. Indem sie aber anlaufen wolten, kamen die Portugiesen und accordirten; dieweil sie sich, ihrer Sage nach, lieber an die Christen, als an die Heyden ergeben wolten. Dieses verdroß die Jentiven heftig, und bloquirten daher die Holländer; wie selbige

aber

aber scharf aus den Stücken auf sie hagelten, machten sie Friede und zogen ab.

Hierauf eroberten sie auch die Stadt *Coulang*, in einem Malabarischen Königreiche gleiches Namens, und als sie solche nachgehends wieder verlohren, nahmen sie selbige, unter Commando *Rickloff van Goens* 1661. nochmals ein, welcher auch bald die Stadt *Cranganor* folgen muste.

Nunmehr beschlossen sie die Portugiesen auch aus *Cochin* zu vertreiben: weil ihnen dieser Ort in dem Zimmt-Handel grossen Eintrag that. Denn damals wuchs um *Cochin* viel wilder Zimmt, welchen die Portugiesen häufig nach *Balsora*, Persien, Arabien und andern Landen verführeten. Diesen Handel zu zernichten, schickte also der General-Gouverneur den 15. August 1662. eine Armee von 1200. Mann, die aus Europäern, Singalesern und Amboinesern bestund, unter *Jacob Huzaart* dahin ab. Als sie den 25. October anlangten, wurfen die Portugiesen etliche Schantzen auf, und wolten ihnen das Landen wehren; wie aber die Holländer starck flanquirten, zogen sie sich in die Stadt, und steckten ein Kloster, St. Johann genannt, in Brand, welchen aber die Holländer löschten, und selbiges darauf besetzten. Den 16. November fiengen sie an, eine Batterie zu machen, und nachdem sie dieselbe mit 3. Cartaunen und 3. Stücken besetzt, machten sie ein starckes Feuer auf die Stadt, welches iedoch die gewünschte Würckung nicht that. Wie aber den 25. der Admiral *van Goens* mit 300. Singalesern und 500. Euro-

Europäern ankam, wurden noch an 3. Orten Batterien aufgeworfen, und von dar Lauf-Gräben geführet. Die Portugiesen wolten zwar diese Wercke durch einen starcken Ausfall vernichten, wurden aber mit grossem Verlust zurückgeschlagen.

Den 5. December kam ein Ueberläufer, welcher ihnen unter andern entdeckte, daß der König von *Porca* an der andern Seite des Flusses *Ansicomal* läge, und von dar die Portugiesen mit nöthigen Victualien versorgte. Diese Zufuhr zu hindern, wurde der Capitain *Roor* mit 6. Compagnien dahin commandiret. *Roor* der vor wenig Tagen erst war Capitain worden, wolte hier eine Probe seiner Tapferkeit ablegen, und ließ daher das Volck, ohne daß er Ordre darzu hatte, alsobald landen. Allein der Feind zog ihm muthig entgegen, und da die übrigen Fahrzeuge auch herbey kamen, rissen sie etliche beym Haaren heraus, und tödteten in kurtzen 40. Mann. Hierauf aber ging das Scharschiren heftig an, und weil der Feind nicht einen Fuß breit wich, bekamen die Holländer in weniger Zeit 300. Todte, welches sie nöthigte, die Flucht zu nehmen, und dem Feinde das Feld zu lassen. Diese Scharte auszuwetzen, wurde an des gebliebenen *Roors* Stelle, Capitain *Ree* mit 6. Compagnien wieder dahin geschickt, da es denn zu einer blutigen Schlacht kam, in welcher der Feind, nach harten Wiederstand gezwungen wurde, den Ort zu verlassen und sich zurück zu ziehen.

Wie

Wie die angefangenen Batterien und Laufgräben vor *Cochin* zu Stande waren, wurde den 6. Januar 663. ein General-Sturm unternommen, der zwar viel Volck kostete, die Portugiesen iedoch nöthigte, auf eine Stunde einen Waffen-Stillstand zu bitten, damit sie ihre Todten begraben könten. Ehe die Stunde verlaufen war, kamen sie wieder, und wolten die Stadt übergeben, wenn sie mit vollem Gewehr, fliegenden Fahnen und allen Sachen ausziehen dürften. Weil aber die Holländer schon einen Theil der Stadt inne hatten, wurde ihnen zwar Quartier versprochen, das übrige aber rund abgeschlagen. Dieses liesen sie sich gefallen, und streckte eine Compagnie nach der andern das Gewehr, worauf der Holländische Admiral einzog, und den Soldaten die Stadt 3. Tage zu plündern gab; welche aber, weil die Einwohner ihre Güter vorher nach Goa geschaft, nicht viel mehr als Sclaven bekamen.

Nach dieser Eroberung setzten die Holländer einen neuen König auf den Thron, nachdem sie den Portugiesich-gesinneten vertrieben hatten. Der König von *Porca* hingegen kam mit seiner gantzen Macht angezogen, um den Entsatz der Vestung zu wagen; wie er aber die Uebergabe vernahm, begab er sich wieder auf den Rückmarsch. Kurtz darauf schickten die Holländer einen Gesandten an ihn, welcher vernehmen solte, ob er den Krieg fortsetzen, oder Frieden schliesen wolte? Worauf sich der König erklärete: daß er zwar den Portugiesen in allen Nöthen treulich beygestanden, und gleichsam ein ewiges Bündnis mit

mit ihnen aufgerichtet; weil sich aber nun die Holländer ihres Landes und der Vestungen bemächtiget: sey er bereit, mit ihnen gleiches Bündnis zu schliessen, auch mit ihnen zu handeln, wie er vor diesem mit dem Portugiesen gehandelt habe.

Darauf liesen die Holländer *Cananor* auffordern, und wie es die Portugiesen abschlugen, ging der Admiral *Huzaart* den 10. Februar vor diesen Ort, und anckerte einen Canonen-Schuß von der Vestung. Die Portugiesen machten ein gewaltiges Geschrey, und stiesen viele Drohungen wieder die Holländer aus, daß auch der Admiral würde abgezogen seyn, woferne ihn seine Officiers, die der Portugiesen Gebrauch gar wohl wusten, nicht eines andern überredet hätten. Am Strande hatten sie verschiedene Schantzen aufgeworfen, und wie sie selbige verlassen musten, zogen sie sich in ein Gebüsche und gaben tapfer Feuer, wurden aber doch auch heraus geschlagen, worauf die Holländer bis an die Vorstädte avancirten. Den 11. Februar wurfen sie eine Batterie auf, und legten bald an einem Aussenwercke solche Bresche, daß sich der Feind aus den Vorstädten in die Vestung retirirte; worauf selbige die Holländer in Besitz nahmen, etliche Stückchen und Mörser darein brachten, und starck auf die Vestung schossen, welches den Feind bewog, den Accord zu schliesen und das Gewehr zu strecken. Die Bürger wurden meistens nach Goa geschaft, wie auch der Commendant selbst, welcher aber, wegen der frühzeitigen Uebergabe,

gleich

gleich enthauptet wurde. Vor der Belagerung hatten viele Portugiesen ihre Weiber und Kinder den Einwohnern in Verwahrung gegeben, und da sie nun eingeschiffet wurden, wolten sie selbige wieder haben. Allein diese antworteten: hätten sie die Stadt und Vestung verlohren, könten sie ihre Weiber und Kinder auch verlohren geben; welches ihnen aber vermuthlich weit empfindlicher als die Vestung war.

1665. geriethen die Holländer mit dem Könige von *Petemin* in Krieg, weil an seinen Grentzen 6. Holländische Soldaten samt einem Sergeanten, welche daselbst Wache hielten, damit den Engländern oder Portugiesen kein Pfeffer verkaufet würde, von seinen Leuten waren ermordet worden. Die Armee bestund aus 800. Europäern, 400. Land-Soldaten und etlichen 1000. Auxiliar-Truppen der Könige von *Porca*, *Cochin* und *Cranganor*. Wie sie in eine Landschaft, die der Feind verlassen, einfielen, ließ ihnen der König sagen, sie möchten sich wohl bedencken, ehe sie dergleichen vornähmen, weil es bekant, daß seine Soldaten wie Tiger und Löwen stritten. In der That sind auch seine Vorfahren und er, weder von den hiesigen Königen, noch von den Portugiesen iemals überwunden worden; und obgleich letztere mit ihnen oft Kriege geführet: so sind doch selbige allezeit zu ihrem grossen Nachtheil abgelaufen.

Denn 22. Februar solten 12. Fahrzeuge über einem Flusse landen. Wie sie aber dahin kamen, fanden sie den Feind in Lauf-Gräben, wel-

cher ein so gewaltiges Feuer machte, daß sie sich gezwungen sahen, wieder umzukehren. Diesemnach setzten die Holländer bey *Coilang* über den Fluß, und marschirten in guter Ordnung durch des Feindes Land. Nachdem sie ausgeruhet, gingen sie auf den Feind los, welcher sich hinter lebendige Zäune von Dornen gestelt hatte, daraus er mit Musqueten und Pfeilen so heftig schoß daß die Holländer grossen Schaden erlitten. Dieses nöthigte endlich die Holländer hineinzutringen, und da sie selbigen sehen konten, gaben sie tapfer Feuer, avancirten auch immer fort, bis die Vortruppen zu weichen anfingen. Unterdessen aber schwenkten sich die Feinde auf einer Seite, und fielen die hintersten Compagnien an, und da diese musten secundiret werden, fanden die bereits gewichenen Gelegenheit, sich wieder zu stellen, und griffen darauf die Holländer mit grossem Ungestüm auf allen Seiten an. Allein diese stelten sich en Bataillon carré, und machten ein solches Feuer, daß die Feinde wichen; worauf die Alliirten zum Sebel griffen, und dergestalt in sie einsetzten, daß sie endlich nach blutigem Gefechte bis aufs Haupt geschlagen wurden. Dieser Niederlage ohngeachtet versamleten sich doch einige wieder, und fielen etliche Compagnien an. Wie sich diese aber öfneten, und mit Hagel aus den Stücken unter sie schossen: sahen sie sich nochmals genöthiget, die Flucht zu nehmen.

Diese unglückliche Schlacht bewegte den König, Gesandte an den Admiral zu schicken, die Friedens-Vorschläge thun solten, und zwar offerirte

er

er sich statt der erschlagenen Holländer 12. Leute von seinem Volcke tödten zu lassen. Allein der Admiral schlug solches ab, und sagte darbey, daß der Friede nicht könne geschlossen werden, woferne nicht der König in Person erschien; weswegen er sich dann auch des andern Tages einstelte. Er war von Statur klein, und nicht so schwartz als andere Malabaren, trug einen Purpurrothen Rock, der bis auf die Füsse ging, hatte auf dem Haupte eine goldene Krone, in den Ohren viel kostbare Ringe, und in der Hand ein mit Silber beschlagenes Rohr. Hierauf wurden ihm die Friedens-Artickel vorgelesen, welche vor diesen unglücklichen König so hart lauteten, daß sie kaum hätten können härter abgefaßt werden: 1) Solte er nachforschen, wer die That begangen 2) alle Kriegs-Kosten erstatten 3) ieglichem Soldaten 1. Monat Sold geben 4) noch über alles dieses 30000. Pagoden (eine Pagode machte damals in diesem Königreiche einen Ducaten am Werthe) als eine Strafe erlegen 5) ein Stück Land, so an der See zwischen *Coilang* und *Porca* liegt, an die Compagnie abtreten, und endlich 6) ihr den Handel in seinem Lande verstatten. Diese Artickel hörete er mit weinenden Augen an, muste sich aber in Geduld darzu verstehen und darauf mit 2. Capitains in eine Pagode (Götzen-Tempel) gehen, woselbst er bey allen Göttern schweren muste, daß er alles versprochene redlich halten, auch so lange Sonne und Mond scheine, mit der Holländischen Compagnie keinen Krieg wieder anfangen wolle. Hierauf zogen die Holländer

der ab, und baueten sogleich in dem bekommenen Lande eine Vestung, die sie mit ansehnlicher Besatzung versahen.

Weil die Portugiesen den Holländern in *Sina* so schädlich gewesen, wie unten soll angeführet werden, entschlossen sie sich auf alle Weise an ihnen zu rächen. Hierzu kam noch eine andere Gelegenheit. Die Holländer wurden nicht nur auf *Macassar* sehr schimpflich gehalten, sondern der König ging auch so weit, daß er einem ihrer Abgesandten, der den Hut nicht abnehmen wolte, selbigen vom Kopfe reisen und zu Boden werfen ließ. An diesem Könige so wohl, als den Portugiesen wolten sie sich rächen, worzu auch die Gelegenheit nicht lange aussenblieb. Die Portugiesen führeten eine starcke Handlung auf *Celebes*, und schickten jährlich 6 bis 7. beladene Schiffe mit Waaren dahin. Die Holländer nahmen nun der Zeit war, da diese Schiffe in *Macassar* solten einlaufen, machten sie sich mit einer Flotte von 30. Segeln dahin auf den Weg. Vor sich her sanden sie zwey Schiffe, die den 7. Junii 1660. in den Hafen von *Macassar* eintrafen, und die alda befindlichen Holländer an Bord nahmen. Darauf kam die völlige Flotte zum Vorschein. 13. Schiffe machten sich an die Portugiesen, die andern aber beschossen die Vestung so erstaunlich, daß sie in kurtzer Zeit überging. Selbigen Tag sollen die Holländer mehr als 7. tausend Schüsse aus den Canonen gethan, und dadurch den König, Namens *Sumbaco*, dergestalt erschreckt haben, daß er befohlen, mit dem Schiesen einzuhalten,

ten, um den Feind nicht noch ergrimter zu machen. Von den Portugiesischen Schiffen wurden 3 verbrennet, zwey in Grund geschossen und eins mit sehr köstlichen Waaren hinweggenommen. Kurtz darauf ließ der König auf einer andern Vestung, von dar er dem Gefechte mit zugesehen, eine weise Fahne ausstecken, schickte sodann einen der Vornehmsten seines Hofes an den Holländischen Admiral, und ließ Friedens=Vorschläge thun, welcher Friede ihm aber unter keiner andern Bedingung gegeben wurde, als daß er eine Gesandtschaft nach Batavia schicken, alle Portugiesen ausiagen und seinen Unterthanen verbiethen solte, fernerhin mit ihnen zu handeln. Der König sahe sich gezwungen, alle diese Bedingungen zu erfüllen, und die Portugiesen musten sich in größter Eil aus dem Lande fortmachen.

Einige Zeit kamen zwar die Macassaren diesem geschlossenen Frieden nach, wie sie sich aber in gute Verfassung gesetzt, schlugen sie solchen in Wind, verstatteten den Engländern und Portugiesen wieder in ihr Land zu kommen, und fragten wenig oder nichts nach den Holländern. Dieses war den Holländern ungelegen, und überzogen sie daher von neuen mit Krieg. In diesem aber waren sie nicht so glücklich als in dem erstern, sintemal sie die Macassaren, als eine der tapfersten Nationen in Indien, vielmas auf die Finger klopften, und den gantzen Krieg hindurch grosse Tapferkeit blicken liessen. Endlich aber musten sie doch der Klugheit und dem Heldenmuthe des grossen *Speelmanns* weichen, als wel-

cher den König *Hassan Oudyn* nöthigte, 1669. nach einen zwar langen und sehr blutigen Kriege, doch einen vor die Compagnie vortheilhaften Frieden zu schliesen.

Der König und die andern Fürsten wurden in diesem Frieden souverain erkläret, die Compagnie aber vor eine rechtmäßige Besitzerin unterschiedener auf dieser Insel *Celebes* durchs Schwerd gewonnener Landschaften. Es wurde zwischen allen intereßirten Partheyen ein ewiger Bund aufgerichtet, von welchem die Holländer das Oberhaupt sind, und die sämtlichen Bundsgenossen wieder alle in und ausländische Gewalt beschützen müssen. Vermöge dieses Friedens haben auch die Regenten alle ihre Vestungen müssen schleifen lassen, und das grobe Geschütz herausgeben müssen, dargegen den Holländern beydes zu haben erlaubt ist. Endlich musten auch die Macassaren die Portugiesen ausiagen, und weil man die Engländer vor Aufwiegler hielt, auch diese nebst allen ihrem Anhange fortschaffen, und versprechen, solche niemals weder zur Handlung noch sonst worzu zu admittiren. So sollen auch gemeldete Regierungen niemals eine Europäische Nation, oder sonst iemand ihrentwegen zur Handlung lassen, es seyn auch welche sie sind, und wie sie Namen haben, keine ausgenommen.

Unter diesen General-Gouverneur bekamen auch die Holländer mit dem Tanschaurischen Könige *Sagasi* oder *Sasi-Rasa*, einem tapfern Helde, Krieg, in welchem der König so glücklich war, daß er ohngefehr 1669. bis nach *Nagapatnam*

rückte,

rückte, und diese Stadt sehr hart belagerte. Wie aber übrigens dieser Krieg abgelaufen, ist mir nicht bewust. In dieser Belagerung sollen die Holländer, wie man muthmaset, den alten Thurm, a) der eine merckwürdige Antiquität ist, abgebrochen und Canonen darauf gepflanzet haben.

Bisher hatten die Engländer die Bandanesische Insel *Polorong* in Besitz gehabt, und den Holländern von daraus grosse Verdrießlichkeiten verursachet, machten auch so gar 1666. Zurüstungen, ihnen die nicht weit davon gelegene Insel *Damme* wegzunehmen. Wie solches der Gouverneur zu *Banda Jacob Corps* erfuhr, ließ er auf der Insel einen steinernen Thurm aufbauen, daß den Engländern die Lust, sie anzugreifen, ein wenig verging, und da es noch in diesem Jahre zwischen Holland und England zum Kriege kam, stelte der General-Gouverneur nach *Banda* Ordre,

 die

a) Er stehet daselbst in der Compagnie Garten, von den Malabaren Neu-Silber-Thurm und von den Portugiesen *Pagode de Sina* genannt, den die Sineser sollen erbauet haben, als die Samaner, das sind die Sineser, oder Philosophen, in diesen Landen noch mächtig waren. Sie sollen ein Perpetum Mobile mit einem hauenden Schwerde dahin gesetzt haben, um einen dasigen Schatz zu bewahren; so aber einer mit Feigen-Blättern, die er in die Maschine geworfen, verderbet hat. Auch sollen ehedem Sinesische Inscriptionen darinne gestanden haben, die aber durch Länge der Zeit verloschen sind. Siehe die XXV. Continuation der Berichte der Dänischen Mißionarien zu *Tranckenbar* p. 572.

die Engländer aus *Polorong* herauszuschlagen, welches denn auch alsobald zu der Compagnie grossen Vortheil ins Werck gerichtet wurde.

Die Compagnie hatte beständig grosse Begierde gehabt, den freyen Handel in dem Kayserthum *Sina* zu erlangen: dieweil sie sich die wichtigsten Vortheile davon versprach. Wie groß aber auch ihr Verlangen und ihre Bemühung war, so wenig konte sie doch bey den Sinesern damit etwas ausrichten, als bey welchen die Holländer, weiß nicht warum sehr übel angeschrieben stunden. Solches mit Gewalt zu zwingen, sahe sie wohl ein, daß es bey diesem gewaltigen Reiche, was ohnmögliches wäre, indem ihre Schiffe viel zu wenig, und ihre Macht zu einen solchen Unternehmen nicht zureichend wäre; daher sie sich aller Mittel bediente, ihren Zweck in der Güte zu erhalten. Wie man aber ihren Abgesandten nicht den gehörigen Respect gab, und sie wohl gar auf boßhafter Leute Angeben lies in Verhaft nehmen, gaben sie ihre Hofnung, freyen Handel in *Sina* zu erlangen, auf ewig auf. Allein dieser Staats-erfahrne General-Gouverneur that solches keineswegès, sondern wartete nur auf Gelegenheit, so ihm zu diesen Unternehmen etwas bequem zu seyn schien. Und die Sache würde gewiß auch seyn gut ausgeschlagen wenn keine Portugiesen wären in *Sina* gewesen. Denn nachdem der Tartarische Cham nach langen und höchst blutigen Kriegen das Kayserthum erobert hatte, und um Wiederaufrichtung des Handels den ausländischen Nationen die Erlaubnis gegeben,

ben, im Reiche Handlung zu treiben: so machte er sich dieses gleich zu Nutze, und brachte es bey dem Vice-Könige in *Kanton* nach einigen Hindernissen dahin, daß ihnen der Handel solte erlaubt seyn, doch mit dem Beding, daß sie eine Gesandtschaft an den Kayser schickten, und ihm davor gehorsamsten Danck abstatteten. Demnach wurden von Batavia zwey Gesandte, Namens *Peter van Gojer* und *Jacob Keiser*, mit vielen Geschencken dahin abgeschickt. Sie wurden in *Kanton* sehr prächtig empfangen, ohne Aufenthalt nach *Peking* geschickt und unter Wegens kostbar tractiret, auch an allen Orten mit besonderer Ehre empfangen. Allein in *Peking* schlug auf der Portugiesen Verleumdung alles gantz anderst aus. Man hielt sie daselbst vor See-Räuber, die auf dem Meere herumschwermeten und den Eigenthümern die Länder nähmen: Man beschuldigte die Gesandten, als ob sie ihre Befehle überschritten: Man wolte sich keinen Begrif von einer Republick mit einem Staat-Halter machen, und sie daher in Verdacht ziehen: Man wolte sie vor Engländer ausgeben, welche damals in *Sina* sehr verhaßt waren: Man beschuldigte sie so gar, daß sie nur um deswillen den Handel verlangten, damit sie sich im Reiche vest setzen könten; kurtz man suchte alles vor, um sie verdächtig zu machen, und die Sachen zu verwirren. Die Gesandten protestirten zwar wieder alles, und legten ihre Unschuld nach Möglichkeit an Tag: allein ihre Feinde hatten sie bey dem Kayser dergestalt schwartz gemacht, und wie Neuhof saget,

dergleichen Intriguen gespielet, daß alles vergeblich war. Also musten die Gesandten ohnverrichteter Sache nach Hause gehen, welches sie niemanden als den Portugiesen zu dancken hatten.

Nachdem die Tartarn, wie gedacht, *Sina* erobert, iagten sie viele Rebellen zum Lande hinaus, welche sich zusammen rotteten und einen ehemals gewesenen Schneider aus der Insel *Tyawan*, *Equan* genant, zum General aufwurfen. Wie dieser aber sturb, setzten sie seinen Sohn COXCENIA an seine Stelle, unter dessen Commando sie als grosse See-Räuber der Welt bekant wurden. Sie fuhren lange in den dasigen Gewässern herum, und nachdem sie durch ihre See-Räuberey sehr waren mächtig worden, beschlossen sie auf die herrliche Insel *Formosa* einen Anfall zu thun. Dieses Vornehmen schien ihrem General *Coxcenia* um so viel leichter zu seyn, da er bereits ausgekundschaftet, daß die Besatzungen in den Vestungen eben nicht starck wären. Wie solches *Coyet* erfuhr, als welcher der vornemste Gouverneur auf den dasigen Inseln war, berichtete ers in aller Eil nach Batavia, und ließ um eine gute Anzahl Hülfs-Völcker anhalten. Indessen kam *Coxcenia* mit 600. Juncken, 6000. Sinesern und vielem Geschütze auf *Formosa* an, landete ohne alles Hindernis und rückte gleich vor das Fort *Steckan*. Weil der Commandeur sahe, daß es was ohnmögliches sey, der grossen Macht der Sineser zu wiederstehen, ging dieses Fort gar bald an sie über.

Dar-

Darauf marschirten sie vor die übrigen Forts, und eroberten sie gleichfals, daß also diese grosse Insel in kurtzer Zeit in der Sineser Hände kam. Nun war die eintzige Vestung *Zeeland* auf der Insel *Tyawan* noch übrig, welche weil sie sehr veste, der Gewalt der Sinesischen Waffen wiederstehen konte.

Weil dieses *Coxcenia* gar wohl wuste, schickte er D. Handbrocken einen gottesfürchtigen Mann nebst andern Dienern des göttlichen Worts zu dem Gouverneur, und ließ ihm sagen: daß wenn er die Vestung gutwillig übergeben wolte, so solte er mit allen Holländern frey auf der Insel wohnen, und ihnen nicht das geringste Leid wiederfahren. Wo er es aber abschlagen würde, so schwür er hoch und theuer, weder der Weiber noch der Kinder zu schonen, sondern alles mit dem Schwerde auszurotten. D. Handbrock richtete diese Befehle treulich aus, und bath den Gouverneur höchst beweglich um die Uebergabe. Allein er antwortete: es wäre ihm zwar sein elender Zustand sehr leid, was ihm aber betreffe, so könte er Eides wegen die Vestung nicht übergeben, und wolle er sich wehren, wenn gleich alles zu Grund und zu Boden gehen solte. Hierauf fing er samt den andern Geistlichen bitterlich an zu weinen und sagte im Hinuntergehen: Ach wehe mir! Mein Leben beklage ich, daß ich die Grausamkeit der Heyden werde mit ansehen müssen.

Wie *Coxcenia* den Entschluß des Gouverneurs *Coyet* vernahm, ertheilete er Befehl, niemanden

den zu schonen, wie erbärmlich er auch um Gnade bitten würde. Dieser harte Befehl wurde so gleich an den Unglückseligen volzogen, und stehet kaum zu glauben, wie grausam die Sineser aus Verdruß, daß die Vestung nicht übergeben wurde, alles niedermachten. Handbrock wurde erwürget: sein Weib geschändet und getödtet: andern Nasen, Ohren und die Mannheit abgeschnitten: den Weibern die Kinder in den Armen erstochen: die Mütter selbst, nebst andern Weibes-Personen geschändet und ums Leben gebracht: etlichen die Köpfe, andern die Hände und Füsse abgehauen und sie sterbend vor den Hunden liegen lassen: viele gecreutziget, gehenckt, geschunden und gebraten: viele mit Händen und Füssen an die Bäume genagelt und daran vor Hunger und Durst sterben lassen: den schwangern Weibern die Früchte aus den Leibern gerissen und den Hunden vorgeworfen; und viele andere Grausamkeit an den Einwohnern mehr ausgeübet, welches hier alles anzuführen zu weitläuftig fallen würde.

Indessen machte sich *Coxcenia* mit den Seinigen auf, und suchte die Vestung zu überfallen. Es kamen aber gleich 9. wohlgerüstete Kriegs-Schiffe zum Succurs aus Batavia zu *Taywan* an. Diese thaten nebst denen in der Vestung auf ein altes Reduit, so auf *Baxemboi* lag, und von den Sinesern um *Zeeland* von dar zu beschiesen, wieder aufgebauet war, einen heftigen Anfall. Die Sineser waren alle vom Haupt bis auf die Fußsohle bewafnet, daß sie wegen ihrer glänzenden

den Waffen, wie ein zinnerner Berg anzusehen waren. Wie die Holländer dahero hinüber kamen, fanden sie einen so heftigen Wiederstand, daß sie nach einen harten Gefechte gezwungen wurden, mit 400. Mann Verlust wieder abzuziehen.

Die Schiffe suchten nachgehends die Juncken zu ruiniren, es war aber gantz vergeblich, denn die Juncken setzten so grausam in sie hinein, und umgaben sie dergestalt, daß die Schiffe kaum entkommen konten. Zwey von diesen Schiffen kamen bey dem Streite auf den Sand zu sitzen, und fielen den Sinesern nebst 400. Mann und 2. Chaloupen in die Hände, ob solche gleich der Gouverneur aus allen Kräften zu retten suchte. Wie dieses Unternehmen so übel abgelaufen war, nahmen die Succurs-Schiffe unter Commando *Jacob Cauwens* mit 200. flüchtigen Weibern und Kindern den Weg nach Batavia zurück.

Wie dieses der General-Gouverneur vernahm, brachte er aufs neue vieles Volck und Schiffe zusammen und schickte sie wieder nach *Formosa*. Ehe sie aber ankamen, hatten die Sineser der Vestung *Zeeland* mit Canoniren und Stürmen so heftig zugesetzt, daß sie der Gouverneur *Coyet*, damit sie nicht etwa im Sturm übergehen möchte, mit Accord an sie übergeben, weil er solchen grausamen Feinden nicht wiederstehen können, noch auch versichert war, daß die neue Hülfe so nahe wäre.

Nachdem *Maatzukker* gantzer 24. Jahr und fast 6. Monate regieret hatte, starb er den 4. Januar 1678. Weder vor noch nach ihm ist

kein

kein Gouverneur im Stande gewesen, dieses grosse Ruder so lange und so glücklich in Händen zu erhalten.

RICKLOFF VAN GOENS.

Er ging als Schiffs-Junge mit nach Batavia und lernete daselbst das Schmiede-Handwerck. Wie er aber groß wurde, stund ihm solches nicht mehr an, und trat daher in Kriegs-Dienste, in welchen er sich so wohl auffführete, daß er wichtige Chargen erhielt und bald zu Officiers-Stellen gelangte. 1650. wurde er als Abgesandter an den König von *Siam* geschicket, blieb in der Haupt-Stadt *Odia* als Präsident der dasigen Handlung und wurde nach einiger Zeit Staats-Rath von Indien. Auf diese Weise stieg er immer höher, bis er endlich selbst zum General-Gouvernement gelangte.

Ob er nun gleich von sehr geringer Herkunft war, so führete er doch sein Regiment mit gar ungemeiner Strenge, wurde grausam und sehr hochmüthig, so daß er sichs vor eine Schande hielt, seine einmal gegebene Befehle zu wiederrufen, und musten selbige daher erfüllet werden, es mochte kosten, was es wolte. Hiervon können wir, unter verschiedenen andern, ein deutliches Exempel daran sehen, daß er einen Aßistenten *Rademaacker* genannt, auf eine unbillige Art hinrichten ließ.

Dieser *Rademaacker* bath nach Verfliessung seiner gebundenen Zeit um Dimißion, konte aber selbige dennoch auf sein inständiges Suchen nicht erhal-

erhalten. Man offerirte ihm mehrere Qualität und Verbesserung der Gage, mit welchen ihm aber wenig gedienet war, dieweil er von seinen Eltern gutes Vermögen zu hoffen hatte, und aus der Ehre sich nichts machte. Er bath derohalben nochmals um Erlassung; es wurde ihm aber die Resolution ertheilet, daß man ihn bey dem General-Schreib-Comtoir seiner zierlichen Hand wegen, nicht entrathen könte, und möchte er, bis ein anderer geschickter Mensch seine Stelle ersetzte, mit fernern Suchen einhalten. Ueber diesen Bescheid wurde er sehr erbittert, legte sich wieder alle seine Gewohnheit aufs Debouschiren, und kam in etlichen Wochen, vermuthlich weil er sich des Eides erlassen zu seyn achtete, nicht auf das Comtoir, bis er endlich in Arrest gebracht und mit Gewalt wieder an seine Arbeit getrieben wurde, auch die Wache Befehl bekam, ihn nicht aus dem Castell zu lassen. Allein er fand doch nach etlichen Tagen Gelegenheit nicht nur aus dem Castell, sondern gar mit einem Javanischen Schiffgen nach *Bantam* zu eschapiren, woselbst damals die Holländer, Engländer und Frantzosen das Commercium mit einander hatten, mit dem Vorsatze auf einem Englischen oder Frantzösischen Schiffe nach Europa zu gehen. Er fand sich aber in diesem Vornehmen sehr betrogen, indem seine Flucht zu Batavia sehr zeitig ausbrach und ihm daher, da er kaum in *Bantam* angelangt war, Steck-Briefe an den Holländischen Residenten auf den Fusse folgten. Dieser suchte ihn etliche Tage vergeblich. Wie er aber Kundschaft von sei-

seinem Aufenthalt eingezogen, machte er Anstalt sich seiner zu bemächtigen. Er bewaffnete zu dem Ende einen Bootsmann mit 6. Matrosen, welche des elenden Menschen Logis so gleich besetzten. Weil er sich in eine Kammer verschlossen hatte, wolten sie mit Gewalt hineintringen, er bath aber ihm zu erlauben, etliche Zeilen vorher an den Residenten zu schreiben, welches auch der Bootsmann so gleich verstattete. In diesem Briefe bath er um GOttes willen man möchte seiner schonen und ihm behülflich seyn, mit einem Schiffe nach Europa zu kommen. Nun hätte solches gar leicht geschehen können, indem dieselbige Nacht ein Englisches Schiff von *Bantam* nach Europa ging. Allein der Resident, es sey daß er schwere Verantwortung besorgte, oder andere Ursachen hatte, gab abermals Ordre, ihn ohne einigen fernern Anstand in Verhaft zu bringen. Solchem nach wurde er in seiner Kammer überfallen und gefragt, ob er sich ergeben wolte? Er wuste wohl, daß wenn er gefangen nach Batavia geschaft würde, er daselbst schlechten Lohn und wenigstens Geißlung, Brandmarck, nebst der Kette zu gewarten hätte, wurde daher desperat, und verwundete dem Bootsmann nebst zwey Matrosen mit einem Krits. Diese blieben ihm aber auch nichts schuldig, und brachten ihm etliche Wunden bey, daß iedermann glaubte, er würde daran sterben müssen, welches er auch selbst davor hielt und unter der angenehmen Hoffnung durch einen baldigen Tod von der harten Strafe des General-Gouverneurs bey-

freyet zu werden, sich endlich gefangen ergab. Der Resident ließ ihn durch einen Balbier verbinden, und darauf nach Batavia bringen. Daselbst wurde er wieder seinen Willen curiret, und ob die andern gleich auch mit dem Leben davon kamen, kam vom General doch Befehl, daß er mit dem Schwerde solte vom Leben zum Tode gebracht werden, welcher auch wenige Tage darauf, seiner Gemahlin und der Räthe von Indien Weiber Vorbitten ohngeachtet, an ihm volstreckt wurde. Er war ein wohlgestalter Mensch und blühete wie eine Rose, daher sein Unglück fast alle Zuschauer bewegte.

Den 21. October 1681. kamen 2. Schiffe von der West-Küste von *Summatra* mit der Nachricht nach Batavia, daß die Malaier von *Bajangh* und *Lompo* wieder die Holländer rebellirten und bereits grosse Vortheile über sie erhalten, indem sie den Commandeur, der bey der Höhe von *Bajangh* gestanden, nicht nur mit Verlust in die Flucht geschlagen, sondern auch 4. Canonen, nebst aller Ammunition erobert hätten.

Dieser wegen schickte man gleich 4. Schiffe fort, besetzte sie mit Macassaren, Amboinesen, Boughinesen und einigen andern Orientalischen Nationen, wie nicht weniger auch mit den besten und gesundesten Europäern. Diese waren in 10. Compagnien getheilet, machten aber an der Zahl nur 60 . Mann und wurden von dem Berg-Hauptmann Olitzschen commandiret. Wie sie 1682. daselbst anlangten, nahm der dasige Commandeur *van Leenen* diese Völcker, und

schlug 3. Stunden von dem Feinde sein Lager auf. Ehe sie ihn angriffen, that der Feind bey *Lompo* über das Gebürge einen heftigen Anfall auf das Bergwerck, wurde aber aus dem Geschütz mit Hagel zurück geschlagen. Darauf that der Commandeur auf ihn, der sich in einem vortheilhaften Lager treflich verschantzet hatte, einen Versuch. Dieser Angrif geschahe mit 2. Compagnien Europäern und eben so viel Indianern und zwar mit solcher Heftigkeit, daß der Feind bald die Flucht ergreifen muste. Nach diesem Siege steckten sie alle Negereyen im Brand, verwüsteten alle Reiß- und Zucker-Felder, und zwungen dadurch die Malaier, den Frieden zu suchen.

Im gedachten 1681. Jahre den 6. October brachte man unvermuthet den König von *Ternate*, samt seiner Gemahlin, gefangen nach Batavia. Die Ursache war, weil er vor etlichen Jahren dem dasigen Holländischen Gouverneur im Trunck ein Stück Landes versprochen, und solches, da er wieder bey Verstande war, ihm nicht hatte geben wollen. Der Gouverneur, Namens *Patburgen* ein sehr hitziger Mann, wurde darüber so entrüstet, daß er den König nach einen harten Wort-Wechsel, gar mit Schlägen tractirte. Wie sehr auch dieses üble Tractament dem Könige schmertzte, muste er doch solches, weil er sich mitten unter den Holländern befand, in Gedult ertragen. So bald er aber auf seinen Grund und Boden kam, rüstete er sich zum Kriege, und that den Holländern in unterschiedenen

öffent-

ffentlichen Scharmützeln grossen Schaden. Endlich aber wurde er von seinen eignen Unterthanen verrathen, und in die Hände der Holländer geliefert, welche ihn denn durch den Capitain Straussen nach Batavia schickten. Er war ein starcker Herr, von majestätischen Ansehen, und ließ nicht die geringste Furcht in seiner Aufführung von sich blicken.

Wie dieser *van Goens* das Amt fast 4. Jahr verwaltet hatte, legte er solches 1681. zu Ende des Jahres nieder, und ging mit der grossen Retour=Flotte als Admiral nach Europa, in Meynung seine übrige Lebens=Zeit in Ruhe zuzubringen. Er konte aber solches nicht erlangen, sondern starb 1682.

CORNELIVS VAN SPEELMANN.

Er war gleichfals aus sehr geringen Geschlechte und wurde Anfangs Aßistent. Nachgehends ging er in Krieg, bewieß sich dabey als einen tapfern Soldaten, und bekam das Gouvernement auf *Tsoromandalam*, gelangte in den hohen Rath von Indien, und weil er der Compagnie in dem Macassarischen Kriege gantz ausnehmende Dienste erwiesen, wurde er General-Directeur und endlich, da *Goens* nach Europa ging, zum General=Gouverneur erwählet. Er war ein vortreflicher Held, und ließ nicht das geringste in seiner Aufführung sehen, daraus man seine niedrige Geburth hätte schliessen können, sondern hatte einen hohen Geist, liebte grosse Unternehmungen und richtete sich in seinen Hand-

lungen keinesweges nach gemeinen und ohne Grund angenommenen Meinungen.

Er hatte nicht längst die Regierung übernommen, so schickte der Bantamische König, der von seinem Vater in *Bantam* belagert wurde, in der Nacht einen Javaner, oder wie andere sagen, einen Holländer nach Batavia und ließ inständigst um Hülfe bitten. *Speelmann* ließ alsobald den Rath versamlen, um zu deliberiren, was bey dieser Sache zu thun sey? Der gantze Rath war hier der Meinung: man müsse sich in die Streitigkeiten, welche zwischen dem Vater und Sohne herrscheten, nicht mengen, noch die Parthey eines, oder des andern ergreifen, weil sie, die Holländer, von beyden Freunde wären. Ergriffen sie die Resolution, dem Sultan *Agui* beyzustehen, würden sich die Frantzosen und Engländer ohnfehlbar wieder sie declariren, dadurch sie denn gar leicht in einen gefährlichen Krieg könten verwickelt werden. Der General mochte die Vortheile, daß man sich nicht nur bey dieser Gelegenheit der Stadt *Bantam*, sondern auch wohl des gantzen Königreiches bemächtigen könte, noch so deutlich vorstellen, so wolte doch der Rath seine Meinung durchaus nicht ändern, und behauptete beständig, es wäre am besten gethan, wenn man sich neutral hielt. Aber der General-Gouverneur bediente sich hier seiner souverainen Auctorität und declarirte, er wolte dem iungen Sultan beystehen, weil er seine Hülfe verlangte, und stünde er übrigens vor den Ausgang der Sache. Wieder diese Declaration durfte weiter nie-

niemand etwas einwenden, sondern es muste der Wille des General=Gouverneurs erfüllet werden. Den Baron *Martin*, welcher Platz=Maior in Batavia war, ernennete er zum Admiral bey diesem Feldzuge und nahm alle Völcker aus Batavia heraus, daß nicht mehr, als dieienigen zurücke blieben, welche die Wachen verrichten musten. Diese verstärckte man mit Europäischen Einwohnern und Indianern und setzte sie auf 12. Schiffe, welche damals auf der Rhede von Batavia lagen, worzu noch 8. aus *Ceylon* kamen. Vor *Bantam* fragte der Admiral etliche gefangene Javanische Fischer, wo, und wie man das Volck am besten ans Land setzen könte? Weil man aber nichts aus ihnen bringen mochte, ließ er einen an der Fock von der Rhaa bey den Füssen aufhencken, und da die übrigen noch halsstarrig blieben, einen Kessel mit heisem Pech und Schwefel anfüllen, 2. von den übrigen 5. auf ein Bret binden, ihnen die Fußsohlen aufschneiden, und von dem Pech und Schwefel hinein giesen, worauf sie alles entdeckten. Die Soldaten wurden also ausgesetzt und nahmen *Bantam* ein. Von dieser blutigen Eroberung aber nebst den berufenen Streitigkeiten, die zwischen den Holländern und Engländern damals entstanden sind, wollen wir unten bey *Bantam*, dahin die Sache eigentlich gehöret, etwas mehreres gedencken.

1683. war so ein schreckliches Erdbeben auf den Inseln *Banda*, daß auch die stärckesten Felsen zersprungen und der Gouverneur nebst den Einwohnern ihre Häuser verlassen und in schlechten

Hütten wohnen musten. Damals soll die Insel oder vielmehr der Berg *Cunung-Api* zu brennen angefangen, und so eine entsetzliche Menge Steine ausgeworfen haben, daß sie über 3. Ellen hoch um das Fort Nassau gelegen.

Speelmann starb im Januar des 1684. Jahres, nachdem er nicht viel länger als 2. Jahr regieret hatte. Ihm succedirte in dieser Würde

JOANN CAMPHUYSEN.

Er wird auch von einigen *Kamphus*, *Campiche* und *Compase* genennet, *Camphuysen* aber habe ich am häufigsten gefunden. Auch dieser Herr war von geringer Geburth, und stieg durch seine Tugenden Stufenweise, nachdem er dreymal der Gepuinesischen Handlung Präsident gewesen, zu dieser obersten Bedienung in gantz Indien. Er war ein sehr löblicher Regente und streichet ihn selbst der Jesuit P. TACHARD, der sonst eben nicht wohl auf die Holländer zu sprechen ist, mit gar ungemeinen Lobes-Erhebungen heraus. Eben dieser Jesuit erzehlet auch, daß er zu einem Gemählte, da Christus am Oel-Berge betet und er in seinem Cabinet hatte, mit eigner Hand diese Worte geschrieben: *Anima mea* CHRISTVS *est*.

Der oben schon gedachte Commandeur *van Leenen* auf *Summatra*, war ein sehr übler Mann, und von so einem erstaunlichen Hochmuthe besessen, daß er nichts lieber that, als die unter der Hochedlen Compagnie stehenden Könige verachtete, und ihnen allen Verdruß anthat. Absonderlich aber muste der König von *Inderapoura*, *Ma-*

met-

metchia genant, viel von ihm leiden, weswegen er auch, weil er keinen Schutz und Hülfe wieder seinen aufrührischen Adel erhalten konte, endlich von den Holländern abtrat, und sich unter die Protection der Engländer begab, welches im October 1685. geschahe.

Wie der General-Gouverneur erfuhr, daß dieser *Leenen* so übel gouvernirte, und sich besonders gegen die inländischen Könige so insolent aufführete, schickte er einen andern Commandeur, Namens *Jacob Couper*, nach *Summatra* an des *van Leenen* Stelle, und citirte diesen nach Batavia, alda er wegen seiner Aufführung schwere Verantwortung bekam.

Hierüber hatten die Engländer eine grosse Freude und thaten deshalben alles, was der König von ihnen verlangte. Sie baueten gleich etliche Fortressen, und brachten den gantzen Handel des Landes an sich, wodurch den Holländern, weil sie nicht nur den Handel mit Pfeffer, sondern auch mit Golde und Cattun verlohren, grosser Schade zugefügt wurde. Ob sie den Engländern das Handwerck geleget, ist mir zwar nicht bewust, doch lässet sich solches starck muthmasen.

Unter diesem General-Gouverneur befand sich die Krone des Kaysers von Java vor 5. Tonnen Goldes Schuld in Batavia. Weil aber dem General mit der Krone nicht viel gedienet war, und lieber das Geld wieder haben wolte, schickte er eine ansehnliche Gesandtschaft an den Kayser, welche diese Summe fordern solte. Wie sie in das

Schloß kamen, bath man sie in den Audienz-Saal zu gehen, welches sie denn auch thaten. Sie waren aber daselbst nicht lange, so wurde rund um Feuer angelegt, und hausen stunden gewafnete Soldaten bereit, welche diejenigen, die der Flamme entfliehen wolten, niedermachten, daß also bey dieser Gelegenheit 24. Holländer ums Leben kamen; unter welchen der tapfere *Franz van Dack* und *Jeremias van Uliet* die vornehmsten waren. Man glaubte, daß die Javaner um deswillen dieses grausame Blut-Bad angerichtet, weil die abgesandten Holländer ein gar unschätzbares Kleinod von dieser Krone ihres Monarchens hinweggenommen hätten. Dem sey aber wie ihm wolle, man vernahm diese betrübte Zeitung den 14. Februar 1686. zu Batavia und schickte deshalben 4. bis 5. Kriegs-Schiffe dahin, welche wegen dieses greulichen Verfahrens von dem Kayser Satisfaction verlangen solten. Worinne aber solche bestanden, davon gedencket der Capitain COWLEY, der diese Begebenheit erzehlet, nichts, dieweil er seine Reise fortgesetzet. Zwar gedencket er am Ende des 4. Capitels, daß sie an statt des Geldes eine grosse Menge Pfeffer verlangen solten, es scheinet dieses aber mehr auf die Schuld als auf eine Gnugthuung zu gehen. DAMPIER nouveau Voyage autour du Monde Tome V. p. m. 283-285.

Camphuysen legte darauf die Regierung nieder und ging nach Europa.

WIL-

WILLEM VAN OUTSHOORN.

Er war von Geburth ein Amboineser oder vielmehr in *Amboina* gebohren, und wurde 1691. aus dem Staats-Rathe von Indien zum General-Gouverneur erwählet.

Unter seiner Regierung zeigte sich schöne Gelegenheit vor die Compagnie in der grossen Sundaischen Insel *Borneo*, welche viel Gold, Diamanten, Pfeffer, Campher und dergleichen mehr liefert, und besonders in dem Königreiche *Banger*, vesten Fuß zu setzen. Der Capitain *de* ROY, welcher bey dem dasigen Könige in grossen Gnaden stund, gab sich alle Mühe, solches zu bewerckstelligen und stattete von seinen Unternehmungen allezeit nach Batavia Bericht ab. Er hatte auch den König würcklich einmal dahin gebracht, daß er den Holländern sein Land öfnen wolte; ob aber die Sache in Batavia nicht gnug getrieben wurde, oder ob man dem ROY nicht trauete, oder ob es von den Portugiesen und Sinesern hintertrieben worden, kan ich nicht sagen. Gnug damals wurde nichts daraus, nachgehends aber haben sie den Handel in diesem Reiche bekommen.

Die Holländer, welche die Frantzösische Compagnie gleich Anfangs mit scheelen Augen angesehen, droheten im Jahr 1690. nebst den Engländern, *Pondicheri* zu überfallen. Der Frantzösische Gouverneur, dem solches nicht unbewust war, setzte sich im Stand die Belagerung auszuhalten, und schafte daher alle unnütze Mäuler aus der Stadt nach St. *Thomas*. Er brachte viel Lebens-

bens-Mittel und Kriegs-Munition zusammen, nahm Soldaten aus dem Lande in Sold, und ließ an dem Orte, wo die Capuciner ein Gebäude angefangen, eine Redoute aufwerfen, auch es sonst noch an gehörigen Orten bevestigen. Der Holländer Bewegungen daureten fort bis ins Jahr 1693. in welchem sie endlich mit einer grossen Macht vor *Pondicheri* ankamen. Die Flotte bestund aus 19. Schiffen, vielen Booten, doppelten Chalouppen und andern hier gebräuchlichen Schiffen. Es wurden über 1500. Europäische Trouppen, die von dem ausserordentlichen Rathe von Indien und Gouverneur von *Nagapatnam*, Lorentz Pitt, und andern erfahrnen Officiers commandirt wurden; eine grosse Menge Matrosen, an Boughis, Macassaren und Singalen aber, mehr als 2000. Mann, 15. bis 20. Canonen von Metall, die 18. pfündigte Kugeln schossen, 24. Feld-Stücke, 6. Mörser und andere Kriegs-Munition mehr, ausgesetzet. So brachten sie auch klüglich den Fürsten des Landes auf ihre Seite. *Pondicheri* wurde also heftig angegriffen, dadurch sie es denn auch in etlichen Tagen dahin brachten, daß der Gouverneur den 6ten September die Schamade schlagen ließ, und diese Vestung, von welcher die Frantzosen so viel Rühmens machen, nach einer sehr kurtzen Belagerung übergab. Die Haupt-Puncte waren: 1) daß man die Artillerie nebst allen Kriegs-Geräthe, baaren Gelde und Silber, Waaren und alles was der Compagnie zugehörete, übergeben solte. 2) Solte die Besatzung gleich des andern

Tages

Tages früh, nach Unterzeichnung der Capitulation, in voller Rüstung, klingenden Spiel und fliegenden Fahnen ausziehen, darauf aber selbiges den Ueberwindern zustellen. 3) Solte man keinen Unterscheid unter den Nationen machen, sondern alle solten mit unter der Capitulation begriffen seyn. 4) Alle Minen und angelegtes Feuer solte treulich angesagt werden. 5) Solten sich alle Weiber und Kinder der Frantzosen nach Europa oder anderst wohin begeben können. Ueber diese waren noch einige andere Artickel beygefüget, masen die gantze Capitulation aus 13. Puncten bestund.

Allein die Holländer behielten diese Vestung nicht lange, indem sie selbige, vermöge des Ryswickischen Friedens, zu Anfange des 1699. Jahres wieder heraus geben musten. Weil nun die Wercke sehr ausgebessert, in dem Friedens-Schlusse aber enthalten war, daß sie solche nur in dem Zustande wieder einräumen solten, in welchem sie, in Ansehung der Vestungs-Wercke, zur Zeit ihrer Eroberung gewesen: so musten den Holländern 32000. Thaler davor erleget werden.

Outshoorn regierete 13. Jahr, also nach dem *Maatzukker* unter allen am längsten, und legte 1704. das Regiement nieder. Ihm folgte

JOANN VAN HOORN.

Wie sich die meisten General-Gouverneurs zu diesem wichtigen Posten nach und nach hinauf geschwungen hatten, also that auch solches dieser

Herr

Herr *van Hoorn*, als welcher von dem Aßistenten an, bis zum General stieg.

Bisher hatte man jährlich eine grosse Menge Caffe-Bohnen aus Arabien kommen lassen, und dadurch ansehnliche Geld-Summen aus dem Lande geschaft. Diesem Unrathe hatte schon *Outshoorn* suchen abzuhelfen, indem er Plantagen davon auf Java anlegen lassen. Allein das Erdbeben so 1697. oder wie andere sagen 99. (vielleicht sind in beyden Jahren welche) gewesen, viele Häuser in Batavia über den Hauffen geworfen, und sonst grossen Schaden gethan, hatte auch die Plantagen fast gäntzlich ruiniret. Diese ließ er wieder anbauen, und brachte sie durch fleißige Wartung sehr empor.

Unter seiner Regierung geriethen die Holländer und Portugiesen auf der Malabarischen Küste zusammen, in welchem Kriege diese so glücklich waren, daß sie die Stadt *Coulan* 1705. einbekamen.

ABRAHAM VAN RIEBEECK

Er war nicht lange an dem Gouvernement, so entstunden auf der Insel *Damme* grosse Unruhen. Die Dammeser waren nemlich des Europäischen Jochs überdrüßig, fingen deshalben an zu rebelliren und massacirten alle Europäer auf der gantzen Insel, bis auf einem eintzigen. Dieser versteckte sich in einen Wald, und blieb so lange darinne, bis die Chalouppe von *Banda* ankam, zu welcher er schwam und ihr erzehlete,

was

was sich zugetragen hatte. Wie diese nach *Banda* kam, stattete sie alsobald dem Gouverneur davon Bericht ab, welcher solches dem General-Gouverneur nach Batavia zu wissen that. Dieser schickte ein Schiff nebst 2. Chalouppen mit Soldaten und Ammunition wohl versehen, dahin, da denn alle Dammeser entweder niedergehauen, oder gefangen genommen wurden, ein Orang-Kay mit seinem Volcke ausgenommen, als der an dem angerichteten Blut-Bade keine Schuld gehabt hatte.

Dieser *Riebeeck* starb den 16. Novemb. 1713. welchem succedirte

RICKLOFF VAN ZWOOL.

1714. fing der Samorin, welches der gewöhnliche Name des Königs von *Calecut* ist, mit der Holländischen Compagnie einen Krieg an, worinne ihm das Haupt der Englischen Factorey, welcher sein geheimer Rath war, hülfreiche Hand leistete. Er entstund wegen einer kleinen Vestung, welche die Holländer zu *Chitwa* baueten. Der Grund, worauf selbige angelegt wurde, war ein wüster Morast, an der Seite eines Flusses, worüber sich der König von *Cochin* und der Samorin beyde das Recht zueigneten. Der erstere trat sein Recht an die Holländer ab, welche in aller Geschwindigkeit daselbst ein Fort aufbaueten.

Der Samorin, den dieses Unternehmen der Holländer sehr verdächtig schien, suchte sie von dar wegzuschlagen. Dieses zu bewerckstelligen, schickte er etliche von seinen Soldaten in Holländische

dische Dienste, und legte in dasige Gegend einiges Volck zum Hinterhalt. Als nun einsmals die 2. Lieutenants, welche bey dem Bau commandirten, in einem Zimmer sasen, und in Ruhe mit einander spieleten, auch einige ihrer Soldaten weggeschickt hatten: so fielen gedachte Arbeits-Leute, nebst den im Hinterhalt liegenden Soldaten auf die Wachen, und nahmen das Fort glücklich ein. Die beyden Officiers thaten zwar ihr möglichstes die Vestung wieder zu bekommen: allein der eine verlohr das Leben, und der andere, da er keine Gelegenheit sahe, wieder davon Meister zu werden, begab sich nach *Cochin*, daselbst er aber wegen seiner Unvorsichtigkeit hingerichtet wurde. Hierauf steckten folgenden Tages die Calecuter die Englische Fahne aus, schleiften sodann das Fort, und nahmen das dasige Geschütz mit sich hinweg.

Die Holländer steckten sich nach dieser Begebenheit hinter einige Bunds-Genossen, nemlich den König von *Cochin*, *Paru* und *Porca*, deren zusammen gezogene Völcker dem Könige von *Calecut* zu mächtig waren, und ihn daher nach einem dreyjährigen Kriege zwungen, einen schänd- und schädlichen Frieden einzugehen. Denn vermöge dieses Friedens muste er sich verobligiren, die Vestung auf seine eigenen Kosten wieder aufzubauen, der Holländischen Compagnie allen Pfeffer, der aus seinem Lande geführet wird, vor 7. pro Cent am Zoll zu überlassen, und über dieses noch eine grosse Summe vor die Kriegs-Unkosten zu bezahlen, welche er allen Vermuthen nach, borgen muste.

Die-

Dieser Krieg schlug also vor die Holländer sehr glücklich aus, hingegen bekam zu dieser Zeit, ihre Handlung in *Gepuin* einen gewaltigen Stoß. Vorhero stund es den Holländern frey, alles was sie selbst wolten und so viel ihnen beliebte, vor das aus ihren Waaren gelösete Geld anzuschaffen. Nachdem sie aber verschiedene Verdrießlichkeiten gehabt und viele neue Verordnungen deswegen empfangen hatten: wurde ihnen endlich 1715. vorgeschrieben: daß sie forthin nicht mehr als 15000. Kisten Kupfer ausführen solten, dabey ihnen iedoch weniger zu nehmen, frey stehet. Im Lackwerck, Porcelain und Campher mögen sie nicht mehr als 1200. Thail (ein Thail aber macht 70. Stüber) anlegen, so daß sie diese Sachen, ob sie gleich zu hoch im Preisse gehalten werden, doch davor nehmen müssen. In diesem Jahre wurde auch befohlen 24000. Thail im baaren Gelde allezeit im Lande zu lassen, und nichts auszuführen, worauf ein Götze oder dergleichen bey den Gepuinesern heilig gehaltene Sachen, abgeschildert stehen; wie auch keine gedruckten Bücher, keine Waffen, Sattel, Schiffe, Boote, Bogen, Pfeile, Schwerder, Land-Charten und etliche andere Sachen, besonders solche, dadurch man den innern Zustand des Landes erfahren kan. Es hat auch sonst noch die Ost-Indianische Handlung grossen Schaden in *Gepuin* gelitten, dergestalt, daß, wo sie nicht wieder empor gekommen ist, sie mit der in vergangenen Zeiten nicht zu vergleichen stehet. Indessen aber muß doch noch der Vortheil ansehnlich

lich gnug seyn, dieweil sonst die Herren Holländer nicht im Gebrauch haben, umsonst zu arbeiten, und sich noch darzu auf dem Maule tromlen zu lassen.

1716. thaten sich in *Bantam* grosse Unruhen hervor, indem beyde königliche Printzen die dasige Krone verlangten. Um diesem Streite abzuhelfen, beredeten die Holländer den einen, nach Batavia zu kommen, mit der Versicherung, daß ihm daselbst an königlicher Ehre nichts abgehen solte. Als er dahin kam, gab man ihm auch würcklich eine Europäische Wache und andere Europäer zu seiner Bedienung, welches alles aber mehr um Versicherung seiner Person, als um des Staates willen geschahe. Wie solches der Printz merckete, verdroß ihm diese Aufführung der Holländer nicht wenig, und dieweil er sich zu rächen suchte, brachte er etliche 1000. Indianer auf seine Seite, mit welchen er einen Anschlag auf die Stadt Batavia tentirete. Zu guten Glück aber wurde es noch zur rechten Zeit verrathen, und er durch gute Worte zum General-Gouverneur gebracht, der ihm im Beyseyn des gantzen Staats-Rathes, sein Verbrechen vorhielt, und hernach zur Strafe mit einem eintzigen Bedienten nach *Ceylon* schickte.

Zu Ende des 1718. Jahres starb dieser General-Gouverneur, welcher, Zeit seiner Regierung, der Compagnie nachtheilige Dinge vorgenommen hatte, und die erst nach seinem Tode heraus kamen. Er hatte mit einem Kaufmanne zu Amsterdam, *du Bruyn* genannt, allerhand verbothene Streiche

gespielet, und verschiedene Schiffe mit falschen Englischen Pässen auslaufen lassen. Wie er nun gestorben war und abermals dergleichen Schiffe zu Batavia ankamen, wurde der Betrug entdecket, und weil sein Sohn bey allen diesen Defraudationen mit war intereßiret gewesen, wurde er in Verhaft gezogen und solte öffentlich am Pranger mit Ruten gestrichen werden. Doch seine Freunde gaben sich Mühe, und erlegten vor diese höchst schimpfliche Strafe 100. tausend Thaler. Auf ihn folgte

HENRICH VAN ZWAARDEKROON.

Als er zu dieser Würde gelangte, war er schon General-Directeur und vom hohen Alter, weshalben er auch Anfangs solche ausschlug, auf ferneres Ersuchen aber sie endlich annahm. Er besaß gantz ungemeine Reichthümer, die er meistens in *Gamron*, da er lange Präsident gewesen, erworben hatte. Denn an diesem Orte kan einer zu guten Vermögen gelangen, daher auch die Perser oft zu sagen pflegen: Sie, die Perser, wären der Holländer fette Kühe, welche sie treflich zu melcken wisten.

Der Caffe-Plantagen, welche von dem *van Zwool* gäntzlich waren verabsäumet worden, ließ er sich sehr angelegen seyn, und brachte es durch seine Sorgfalt dahin, daß nicht nur das Land damit zulänglich versehen war, wie denn heutiges Tages ein Centner 3. oder 4. Thlr. kostet, sondern daß sie auch bey vielen Centnern nach

Europa und nach andern Ländern konten verführet werden, welches den Zöllen keinen kleinen Vortheil brachte.

Im Jahr 1721. entstund ein groß Unglück in Batavia, sintemal in dem See-Magazin-Werff Feuer auskam. Es brannten zwey Pack-Häuser ab, eines darinne das Pech, Theer, Segel und Schiffs-Taue lagen, welches alles mit grossen Kosten und Gefahr aus Holland muß zugeführet werden, und in dem andern, etliche 100. Centner Zucker. Dieses alles gab eine greuliche Gluth. Weil der Vierkant nahe ist, worinne viel Bomben und Granaten liegen, hätte solches, wo es GOtt nicht sonderlich abgewendet, zum gäntzlichen Ruin der Stadt und der Vestung gereichen können. Es ist zwar nicht herausgekommen, wie es mit dem Feuer zugegangen, doch muthmasete man starck, daß es von den Indianern sey angeleget worden.

Unter ihm verursachte bey den Holländern die Ostendische Handlung grosse Aufmercksamkeit. Denn wie Kayser Carl VI. die Niederlande bekommen, legte er zu Ostende eine Ost-Indianische Compagnie an, und schickte 1718. würcklich Schiffe nach Indien. Dieses nahmen die Holländer, als Herrn der Indischen Schiffarth, sehr übel, als sie daher 1719. zurückkamen, brachten sie 2. davon auf, und confiscirten eins, Flandern genannt, in Amsterdam; auch wurden andere auf *Guinea* feindlich attaquiret, ob sie gleich Kayserliche Flaggen führeten. Um sich zu revangiren, brachten die Niederländer auch ein

Hol-

Holländisches aus West-Indien kommendes Schiff auf und confiscirten es gleichfals 1721. in Ostende. Darauf griffen die Holländer die Sache klug an, indem sie die Magazine öffneten und die Indianischen Waaren so wohlfeil verkauften, daß diese neue Compagnie nicht recht aufkommen konte, ob sie gleich immer Schiffe fortschickte, die reichlich beladen zurückkamen. Indessen wurde die Handlung vom Kayser Carl völlig privilegirt und schlug ihren Sitz auf Kayserlichen Befehl in Antwerpen auf, öfnete die Actien und bekam binnen 2. Tagen einen Fond von 6. Millionen zusammen, dabey viele Intressenten aus Holland, Italien und Franckreich waren. Also nahm die Compagnie zwar zu, hatte auch Waaren gnug, aber wenig Käufer, und als man *Eduard Buck* nach *Madagascar* schickte, wurde er ein See-Räuber, daran auch der Ehrwürdige Schiffs-Prediger *P. Cochlan* Antheil nahm, welcher Schelm dieienigen tödtete, die in den Handel nicht willigen wolten. Sie bekamen zwar endlich das Schiff wieder, hatten aber doch Schaden gnug davon. Indessen fuhren die Holländer fort, sich mit gröster Macht dieser Handlung zu wiedersetzen; daher sie auch ein Ende nahm, wie sie am besten war. Die Holländer gründeten sich auf den Münsterischen Frieden, darinne ausgemacht worden, daß beyde die Navigationen nach Indien dergestalt haben solten, als sie beym Friedens-Schlusse gewesen. Weil nun der Kayser die Niederlande von den Spaniern bekommen, sey er auch an diese

Tractaten gebunden. Diese und noch viele andere Gründe bewegten den Kayser, der ohnedem nicht vor dienlich achtete, die Holländer vor den Kopf zu stossen, daß die gantze Handlung muste eingestelt werden.

1721. geriethen die Holländer mit dem Könige von *Madura* in einem Krieg, dabey sie so glücklich waren, ihn endlich in seiner Insel einzuschliessen. Da sie nun nach diesen mit ihm machen konten, was sie wolten, nöthigten sie ihn, daß er ihnen seine gantze Souverainite über *Madura* abtreten muste. Der deshalben gemachte Tractat wurde 1725. geschlossen und auch zur würcklichen Execution gebracht. Diese Eroberung ist der Compagnie um so vortheilhafter, ie mehr sie nun dem Javanischen Kayser, der hierdurch einen mächtigen Vasallen verlohren, den Daumen auf das Auge drücken kan.

1721. wurde eine grosse Conspiration wieder die hohe Regierung entdeckt, kraft deren die Conspiranten das Castell zu Batavia gleich an den Neu-Jahrs-Tage überfallen und alle Europäer darinne massacriren wolten; davon die Umstände diese sind: Es war in Batavia ein Freymann, von Geburt ein Europäer aus Westphalen, mit Namen Herberfeld gewesen, welcher mit einer Javanerin einen Sohn gezeuget, dem er nach seinem Tode in und um Batavia viel Güter verließ. Dieser iunge Herberfeld hatte von Kindes Beinen an, ein unruhiges und hochmüthiges Naturell gezeiget. Weil er aber bey dem Christenthume kein vornehmer Mann zu wer-

werden glaubte: als verließ er dasselbige nach seines Vaters Ableben, und wendete sich hingegen zu dem Muhammedanischen Glauben, in der närrischen Hofnung, daß ihn die Javaner möchten zu einen König machen. Weil ihm aber die Holländer in Batavia im Wege zu seyn schienen, brachte er 1721. viele Sineser und Javaner auf seine Seite, mit welchen er berathschlagte, die Holländer auf den Neu=Jahrs=Tag 1722. wenn sie sich lustig machen würden, zu überfallen, und alle niederzumachen. Als aber den 23. December 1721. abermal 48. Sineser und Javanen beysammen waren, und in des Herberfelds Hause Blut=Rath hielten, brauchten sie die Unvorsichtigkeit und liesen einen ohngefehr 8. jährigen Sclaven des Herberfelds zuhören. Wie nun dieser Knabe was verbrach, und von seinem Herrn deswegen geschlagen wurde, ging er aus Verdruß hin und sagte es einem Lieutenant, dieser dem Major und dieser endlich dem General-Gouverneur. Hierauf wurden gleich alle Reuter und die gesamten Grenadiers hinausgeschickt, welche des Herberfelds Haus umringeten, da sie dann den Herberfeld und die 48. Javanen und Sineser, welche eben den letzten Blut=Rath hielten, bey den Köpfen nahmen und in das Castell brachten. In dem Hause fanden sie 200. Flinten, viel paar Pistolen, Assagayen und Sebel. Weil nun die Processe bey den Holländern in Ost=Indien meistens summarisch sind, und man da nicht, wie bey uns gewohnt ist, über Schelme und Diebe, die man bey den Ermeln bekomt,

komt, lange zu urtheilen: so ließ der General-Gouverneur gar bald die 48. Sineser und Javaner rädern, spiesen, köpfen und hencken, dem Herberfeld aber das Hertz lebendig aus dem Leibe reisen und ihm solches ins Gesicht schlagen.

1722. tobte der *Cunung-Api* abermals gantz erstaunlich, und es kamen der Gouverneur von *Banda* und alle Europäer nebst vielen Bandanesern dabey ums Leben; denn was nicht die Flucht nach andern Ländern nahm, das muste bleiben. Der dasige Capitain kam deshalben auch nach Batavia; es fehlete aber wenig, daß er nicht wäre seiner Charge beraubet worden, weil er seinen Posten verlassen hatte.

Dieser General-Gouverneur, gab Gelegenheit, daß zwischen der Ost-Indianischen und West-Indischen Compagnie in Holland Streitigkeiten entstunden. Die West-Indische Compagnie hatte nemlich etliche Schiffe abgeschickt, um die Süd-Länder zu entdecken. Allein diese Entdeckung lief sehr übel ab. Unter das Volck kam ansteckende Kranckheit und grosser Mangel, daher sich der Admiral entschloß, über Asien wieder nach Hause zu segeln. Dieses setzte er ins Werck und legte sich in *Japara* vor Ancker. Wie solches der General-Gouverneur vernahm, ertheilte er ihm Erlaubnis nach Batavia zu kommen, mit der Versicherung, daß ihm kein Leid wiederfahren solte. Kaum aber war er daselbst angelangt, so muste er sein Schiff übergeben, das meiste Volck darauf wurde in Sold genommen, die übrigen aber nach Europa geschickt. Dieses Verfahren nahm die

die West-Indianische Compagnie empfindlich auf, und erhub deswegen Klage. Die Ost=Indianische bewieß, daß ihr von Rechts wegen zukomme, die Schiffe der West=Indischen Compagnie, wenn sie in ihre Asiatischen Gewässer schiffeten, wegzunehmen, darwieder aber iene viel zu excipiren wuste. Endlich wurde die Sache so beygelegt, daß die West=Indische von der Ost=Indianischen Compagnie eine grosse Summe Geldes vor den erlittenen Schaden bekam. a)

a) Man hat zwar davor halten wollen, daß die West=Indische um deswillen gewonnen, weil der General=Gouverneur dem Admiral die Erlaubnis gegeben nach Batavia zu kommen; allein daß kan nach meiner geringen Einsicht wohl nicht seyn. Denn primo hatte der Admiral schon wieder das Privilegium der Ost=Indischen Compagnie gehandelt; denn ob er sich in *Japara* oder in Batavia vor Ancker gelegt hätte, daß möchte hier wohl gantz einerley seyn: pro secundo konte die Erlaubnis ohnmöglich von Effect seyn, weil der General wieder die Gerechtsame der Compagnie was zu erlauben, gantz und gar nicht die Gewalt hatte. Ich glaube daher vielmehr, daß der Admiral erwiesen, er sey nicht animo lucrifaciendi nach Ost=Indien gegangen, um daselbst der Compagnie nachtheilige Handlung zu treiben, sondern darum, weil er sich nicht getrauet mit seinem Schiffe und dem krancken Volcke durch die Magellanische oder Mairische Strasse, auch wegen dasigen Mangels am Proviant glücklich nach Europa wieder zu kommen, folglich contra tenorem Privilegii nicht gehandelt habe; wenigstens lässet sich solches aus den Historischen Umständen wahrscheinlich schliessen.

MATTHAEUS HAAN.

1731. wurde in den Zeitungen ausgesprenget, als ob die hohe Regierung in Batavia, der Compagnie wäre untreu worden und wieder alle ihr Interesse gehandelt hätte. Es haben aber solches Leute geschrieben, die von dem Batavianischen Staate keine rechte Käntnis gehabt haben, indem sich die Sache also verhalten: ein Commandeur in *Ceylon*, Namens *Stephan Versluys*, lies viele reiche Holländer und Indianer unschuldiger Weise hinrichten, und zog darnach ihr Vermögen an sich. Wie dieses grausame Verfahren herauskam, that man solches dem General-Gouverneur zu wissen, welcher eilends ein Kriegs-Schiff ausrüstete und solches nach *Ceylon* schickte, um ihn gefangen nach Batavia zu bringen. Allein er bekam Wind davon. Wie also das Schiff ankam, ließ er etlichemal auf selbiges Feuer geben, daher es sich genöthiget sahe, wieder nach Hause zu gehen; worauf aber der General von neuen etliche Schiffe nach ihm schickte, die sich denn nach einigen Wiederstand seiner Person bemächtigten, und ihn nach Batavia brachten. Die Execution die an ihm vollzogen wurde, war hart. Zu erst schnitte ihm der Scharf-Richter die Kehle ab, und da er noch halb lebte, ritzte er ihm den Bauch auf. Darauf wurde er geviertheilet, die Stücken verbrennet, und die Asche in die See gestreuet.

Dieser General-Gouverneur starb den 1. Junii 1729. welchem folgte

DIRCK

DIRCK DURVEN.

Nachdem er nicht völlig 3. Jahr dieses Amt verwaltet hatte: wurde er wegen übler Regierung den 28. May 1732. abgesezt. Jhm succedirte

DIRCK VAN CLOON,

Welcher von Geburth ein Batavianer und ein überaus gnädiger, gütiger und löblicher Herr war. Vorher war er etliche Jahr Gouverneur in *Negapatnam* gewesen, trat im Januar 1730. an *Adrian Pla* die dasige Regierung ab, und ging nach einiger Zeit als erwählter General-Gouverneur nach Batavia.

Von dem Mißions-Wercke in *Tranckenbar* war er ein besonderer Gönner, pflegte oft mit eigner Hand an die Mißionarien zu schreiben und ihnen zu mehreren Fortgange dieses grossen Werckes Gelder zu schicken. Er gab sich auch viele Mühe um eine Mißion in *Java* anzulegen und sonst die Heyden und andere Ungläubige zu bekehren, konte aber solches, theils aus Mangel rechtschaffener Arbeiter, theils um andere Ursachen willen, nicht zu stande bringen.

Es war zu beklagen, daß dieser Herr diesem Posten nicht lange vorstund, indem er ausser Zweifel, wo er nicht alzu zeitig diese Eitelkeit hätte verlassen müssen, trefliche Anordnungen in Indien würde gemacht haben. Sein Ende ereichnete sich den 10. Martii 1735. nachdem er 6. Wochen an dem damaligen graßirenden Fieber kranck gelegen. In seinem Testamente hatte er der Mißion in Tranckenbar ein Legatum von

tausend Thalern vermacht, welches auch seine hinterlassene Frau Gemahlin *Antonia Adriana* nach seinem seel. Ableben in zwey Gold-Stücken auszahlete.

ABRAHAM PATRAS

War von Geburth ein Frantzose aus Grenoble und der erste, der von einer fremden Nation zu diesen Posten gelangte, masen alle die vorhergehenden entweder Holländer oder doch Holländische Creolen gewesen.

Er ging als gemeiner Soldat nach Batavia und wurde auf das Castell verlegt, woselbst er sich aber so übel und nachläßig aufführete, daß er fast täglich Schläge bekam, auch endlich wegen dieses seines üblen Verhaltens von dar weg in ein ander Land commandiret wurde. Hier nahm man ihn wegen Mangel an Schreibern zu einen Schreiber an, wobey er sich wohl aufführete und nach und nach dergestalt avancirte, daß er endlich zum General-Gouvernement gelangte.

Zu Anfange seiner Regierung war ein heftiges Sterben in Batavia, so daß man täglich, allein von denen, die in der Compagnie Diensten stunden, die andern Einwohner nicht zu rechnen, 10. 15. 20. bis 25. Todte aus den Krancken-Spitälern begraben muste, und hatte es das Ansehen, als wolte die gantze Stadt aussterben.

In eben diesem Jahre 1735. kündigte der König von *Macassar* den Holländern den Krieg an, welches der dasige Gouverneur *Sardein* durch seine

seine üble Conduite verursachte. Die Holländische Vestung wurde von ihm belagert und ihr so hart zugesetzt, daß der Gouverneur nach Batavia schrieb, wo man ihm nicht eilends 2000. Mann schickte, sähe er sich genöthiget, selbige zu übergeben. Diesem nach wurden von halbblancken Bürgern 600. von Javanern und Malaiern 800. von Europäern aber nur 300. Mann zusammen gebracht, weil die Stadt wegen gedachten Sterbens mit selbigen schlecht versehen war. Diese setzte man auf 3. Schiffe und versahe sie mit Stücken, Bomben und Granaten. Als sie in *Macassar* ankamen, hatten sie einen schweren Stand, ehe sie von den Schiffen ins Castell kommen konten. Darauf thaten sie häufige Ausfälle und richteten durch ihre Canonen eine grosse Niederlage unter den Feinden an, welches ihnen um so viel eher gelung, da die Macassaren mit keinem Geschütz versehen waren. Wiewohl sie nun selbige sehr übel empfingen, auch zu verschiedenen malen wegschlugen, kamen sie doch allezeit wieder und belagerten das Castell; doch hatte der König nicht so wohl etwas wieder die Compagnie, als wieder den Gouverneur, welchen er wolte herausgegeben haben. Diesem war es nun nicht wohl bey der Sache, schrieb daher nach Batavia, man möchte einen andern Gouverneur dahin schicken, weil ohnedem seine 3. Jahr verflossen wären. Dieses geschahe, und ging der bisherige Maior mit einem Succurs von 500. Mann dahin unter Segel. *Sardein* eilete, so bald als er konte, aus *Macassar*,

und ging nach Batavia, woselbst er Rath von Indien wurde. Der König aber wolte von keinem Frieden wissen, es sey denn, daß man ihm das fette Schwein (so nennte er den *Sardein*) auslieferte. Wie man solches nach Batavia berichtete, wurde in dem Rathe beschlossen, daß *Sardein* wieder dahin gehen und seine Streitigkeiten mit dem Könige ausmachen solte. So bald er solches hörete, ging er nach Hause und wurde kurtz darauf im Bette todt gefunden. Ob er eines natürlichen Todes gestorben, oder ob er Gift zu sich genommen, weiß man nicht, letzteres aber läßt sich starck muthmasen, weil er nach seinem Tode sehr aufgelaufen war; dem ohngeachtet aber wurde er als ein Rath von Indien mit aller Pracht begraben.

1737. den 29. September war in Bengala, woselbst die Holländer reiche Comtoirs haben und grossen Handel treiben, ein erstaunlicher Sturm und Regen, dergleichen bey Menschen gedencken nicht gewesen. Des Abends erhub sich der Wind und dauerte bis früh um 9. Uhr. Die Schiffe auf dem *Ganges*, grosse und kleine, Europäische und Inländische, wurden meist alle zerscheitert, und die Leute drauf kamen im Wasser um. Die Wahrzeichen von diesem grossen Unglück konte man in *Madras* sehen, woselbst die Stücken von den gescheiterten Schiffen ans Ufer getrieben kamen. Die Anzahl der verunglückten Schiffe, Chaloupen und Fahrzeuge war sehr groß. In *Collocate* trat der *Ganges* mit solcher Gewalt in die Stadt, daß das Wasser über halben Mannes

hoch

hoch in den Strassen stund, wodurch die mitlern Häuser eingewässert und weil noch darzu von oben ein entsetzlicher Sturm-Wind stieß, sehr viele über den Hausen gerissen wurden. Selbst die steinernen Häuser, die Vestung und die Englische Kirche wurden sehr beschädiget. Wie es den Einwohnern dabey ergangen, kan man sich leicht vorstellen. Es war Nacht und der Sturm kam von allen Seiten. Nebst dem gewaltigen Platz-Regen, brach die See mit gantzer Macht ein, so daß kein Retten möglich zu seyn schien, und rechnete man die Zahl der Todten auf hundert tausend Menschen. So viel ist gewiß, daß eine ungemeine Menge Menschen, Thiere und Vieh umgekommen sind. Das Unglück traf viele Europäer, wie wohl der gröste Haufen, wie leicht zu erachten, Bengaler und Mohren waren. Als man nach etlichen Tagen die Todten aufsuchte, fand man auch unter dem Vieh einige todte Tieger, woraus abzunehmen, wie weit die Fluth müsse gegangen seyn, daß so gar die wilden Bestien in den Wäldern mit darinne sind umgekommen. Indessen ist es kein Wunder, daß GOtt einmal loßgeschlagen, denn so ein fruchtbar Land *Bengala* fast vor allen andern ist, so sehr ist es auch iederzeit, wegen der übermachten Boßheit der Einwohner beschrien gewesen.

Nachdem *Patras* 3. Jahr und 2. Monate regieret, starb er den 6. May 1738. Ihm succedirte

ADRIAN VALCKENIER.

Er war von vornehmer Geburth und bereits General-Directeur, als er zu dieser Würde gelang-

langte, führete aber ein solches Regiment, daß er sich den Haß der Europäer so wohl als der Asiaten zuwegebrachte. Seine Geld-Begierde war so groß, daß keiner einen Dienst bekommen konte, wo er ihm nicht vorher einen Sack mit Gelde verehrete.

Der Gouverneur in *Colombo*, Namens Faust, ein gebohrner Teutscher, hatte daselbst grosse Grausamkeit ausgeübet und den Eid der Treue dergestalt aus den Augen gesetzt, daß er sich vorgenommen, die auf *Ceylon* befindlichen Christen auszurotten und sich zum Könige daselbst aufzuwerfen. Seine Räthe hatte er abgesetzt und an ihre Stelle Handwercks-Leute genommen, damit sie zu alle dem, was er verlangte, das Jawort gäben. So hatte er auch bey seinen gehaltenen Festen die Soldaten in Glieder gestellet und sie gezählet. Wann er nun an den zehenden Mann kommen, hat dieser heraus treten müssen, worauf er selbige unschuldiger Weise aufhencken lassen. Wegen dieser unerhörten Boßheiten war er noch unter dem *Patras* gefangen nach Batavia gebracht worden, daselbst er 2. Jahr im Gefängnisse saß, ehe daß Urtheil aus Holland kam, auf welche Weise er vom Leben zum Tode solte gebracht werden. Als ihm der Tod angesagt wurde, wolte er es durchaus nicht glauben und stieß die Geistlichen allezeit von sich. Den dritten Tag darauf, wurde er zum Richt-Platz geführet, bey welchem ein Feuer und über selbiges ein grosser eiserner Rost gelegt war. Hier wurde ihm nochmals das Urtheil vorgelesen, darwieder

er

er protestirte, und sagte: sie wären nicht im Stande, ihm das Leben abzusprechen, indem er Gouverneur wäre und ihnen zu befehlen hätte. Sein Huth fiel ihm auch etlichemal aus der Hand, er hub ihn aber allezeit wieder auf, und putzte ihn sauber ab; gleichsam als könte er ihn noch lange brauchen. Um seinetwillen wurde ein Matroß Scharfrichter, damit er sich an ihm rächen könte, weil er seinen Bruder unschuldiger Weise hätte aufhencken lassen. Als ihm das Urtheil vorgelesen ward, wurde ein Stuhl ohne Lehne und ein Tisch hinter ihm gestelt, auf welchem der fette Braten solte transchiret werden. Auf diesen Stuhl setzte ihn der neue Scharfrichter, zog ihn bey seinem langen Barthe hinterwärts auf den Tisch, und gab ihm erstlich mit einem Messer einen Schnit in den Hals, sodann schnit er den Bauch auf, riß das Hertz aus dem Leibe, schlugs ihm um das Maul, und warfs auf den Rost, worauf er geviertheilet und die Stücken gleichfals auf den Rost geworfen wurden. Er hatte ein roth scharlachen Kleid mit goldenen Knöpfen an, davon einer wohl einen Ducaten kosten mochte. Der Scharfrichter wolte nur einen davon nehmen, es wurde ihm aber nicht verstattet, damit nicht das Geringste von diesem Ungeheur und seinen Kleidern zurückbliebe. Der Stuhl und der Tisch, ia so gar wo nur ein Bluts=Tropfen auf die Erde gefallen war, wurde weggescharret, auf den Rost geworfen und zu Pulver verbrennet. Endlich wurde die Asche und der Rost, samt dem Grunde auf ein kleines

Schiff

Schiff gebracht, selbiges auf das Meer geführet und darein versencket.

Unter diesem General-Gouverneur litte die Compagnie zur See grossen Schaden. 1738. ging eine Flotte von 9. Schiffen von Batavia nach Europa. Wie sie nun beym Vorgebürge der guten Hofnung vor Ancker lagen, erhub sich ein starcker Sturm aus Süd-Ost, welcher die Schiffe theils an einander trieb, theils an dem Lande und Stein-Klippen zerschmetterte. Nicht mehr als ein Schiff kam davon, und von den übrigen konten sich nicht mehr als etliche und dreisig Personen auf Stücken Holtz retten. Gleiches Unglück wiederfuhr 1739. in eben dieser Gegend einer andern Flotte von 7. Schiffen, welche bey dem Sturme alle in den Sand versencket wurden.

1739. den 11ten October früh um 8. Uhr, schwummen alle Fische in der Stadt auf dem Wasser und kehreten die Bäuche in die Höhe, so, daß sie im Wasser, wie auf dem Lande konten aufgelesen werden; worüber sich iederman, der es sahe, sehr verwunderte und prognosticirte, es müsse dieses was besonders zu bedeuten haben. Im folgenden Jahre brach in diesem Monate die grosse Rebellion der Sineser aus; daß aber selbige durch das seltsame Schwimmen der Fische solte seyn voraus angezeigt worden, wird kein Verständiger glauben, weil solches ausser Zweifel seinen natürlichen Grund wird gehabt haben. Indessen wurde diese blutige Massacre von einem Sineser 4. Jahr vorher prophezeyhet, und ob er schon

schon deswegen gefangen gesetzt wurde, blieb er doch vest dabey und brach ohngefehr in diesen Worten aus:

Wer 1738. nicht stirbt,
1739. nicht verdirbt,
Und 1740. nicht wird todtgeschlagen,
Der kan von Wunder sagen. a)

Indessen waren viele Klagen über des General-Gouverneurs geitziges und gewalthätiges Wesen in Holland eingelaufen, daß die Directeurs der Compagnie den Entschluß fasseten, einen andern an seine Stelle zu setzen. Als nun deshalben die Siebenzehner zu Amsterdam den 13. December 1740. eine Versamlung hielten, hatte der Baron von Imhoff das Glück zum neuen General-Gouverneur ernennet zu werden. Allein ehe er die Nachricht davon erhielt, brach die grosse Sinesische Rebellion aus, nach deren Endigung er selbst in Arrest kam. Die Gelegenheit darzu war folgende:

Valckenier, der den Sinesern durchaus nicht gut war, und auch gerne Geld von ihnen erpressen wolte, belegte sie mit grosser Contribution und zwang sie ein weit mehreres zu erlegen, als die übrigen Nationen gaben. Ueber dieses schickte er seinen Gewaltiger nebst den Caffers mit dem ausdrücklichen Befehl auf das Land, daß wo sie einen Sineser sähen, der schlecht gekleidet wäre, und sie meineten, er sey nicht im Stande

 sein

a) Beydes erzehlet Schwartze, als der sich damals in Batavia befunden.

sein angesetztes Contribution-Geld aufzubringen, sie selbigen alsobald solten gefangen nehmen und auf das Stadt-Haus bringen; welchem sie so gnau nachkamen, daß sie oft 2. bis 300. zusammenbrachten. So oft nun eine solche Zahl vorhanden war, wurden sie, ihrer Weiber, Kinder und Häuser ohngeacht, als welche sie zurücklassen musten, auf Schiffen in andere Länder geführet.

Diese grausame Procedur brachte die Sineser in die gröste Wuth und Raserey, daß sie sich entschlossen, nicht nur dieses harte Joch abzuwerfen, sondern auch alle Christen zu ermorden. Das Commando übernahm ein unächter und verwiesener Printz des Sinesischen Kaysers, in der Hoffnung König über *Jacatra* zu werden, und unter ihm commandirte ein Sinesicher Capitain Namens *Torlang*. Damit aber ihr Vorhaben nicht möchte gemercket werden, so solte diese blutige Massacre an ihrem grossen Feste 1740. geschehen, welches ihnen, in diesem Jahre wiederum öffentlich zu feyern, war erlaubet worden. Es würde auch dieses in Ansehung ihrer Zahl, als welche sich auf 80000. erstreckte, was leichtes gewesen seyn, die Christen mit Strunck und Stiehl zu vertilgen, wo nicht der Höchste ihr blutiges Vornehmen durch einen Lieutenant von ihrer eignen Nation entdecket hätte. Dieser fand sich noch zur rechten Zeit auf dem Castell ein, und zeigte alle diejenigen Häuser an, aus welchen ingeheim vieles Gewehr, Pulver und Bley, so sie von Portugiesischen und Eng-

lischen

lischen Schiffen erhandelt hatten, unter die Rebellen war ausgetheilet worden. Es wurden hierauf so wohl in der Stadt die weisesten Veranstaltungen getroffen, als auch in Zeiten an alle, um Batavia herum liegende Besatzungen, schleunige Ordre gestellet, auf guter Huth zu seyn, und den Anfällen der Feinde möglichsten Wiederstand zu thun. Inzwischen gaben die Sineser ihr Vorhaben mehr als zu deutlich zu erkennen, da sie sich nicht nur vor der Stadt haufenweise versamleten, sondern auch zu gleicher Zeit in der Stadt um Erlaubniß bathen, 10. bis 12. Mann starck auszugehen, welches ihnen auch Anfangs verstattet, nachgehends aber untersaget wurde.

Doch wuste man nicht recht, was man von diesem verdeckten Essen halten solte, bis man einen Brief, so von dem Sinesischen Printzen an den Capitain geschrieben war, aufgefangen hatte. In diesem war enthalten, der Capitain solle einen gewissen Tag bestimmen, an welchem er mit Massacrirung der Christen den Anfang in der Stadt machen wolte, damit er sich im Felde darnach richten und ihnen succurriren könte. Zu besserer Execution dieses Vorhabens, gab ihm der Printz unterschiedene Vorschläge an die Hand, wie und auf was Weise das Werck am besten anzugreifen sey. Die Sineser nemlich in der Stadt solten Särge machen, und auf eine bestimte Zeit zu einem ieden Thore einen hinaustragen, solche aber vorher mit Gewehr, Degen, Messern und dergleichen anfüllen, dabey sich alle Sine-

ser als Leichen-Begleiter einfinden müsten. Wenn sie nun unter das Thor gekommen, solten sie sich stellen, als wolten sie mit dem Todten reden, den Sarg eröfnen, ieder ein Gewehr herausnehmen, die Soldaten im Thore niederhauen und mit den Bürgern sodann ein gleiches vornehmen. Weil dieser Anschlag so listig ausgesonnen war, würde es gewiß seyn um Batavia geschehen gewesen, wo nicht die Hand GOttes mit den Einwohnern gewesen wäre.

Diesen Brief erhielt der General-Gouverneur Abends um 11. Uhr und nachdem alle Räthe versammelt waren, beschloß man dieserwegen den Capitain zur Rede zu setzen. Er wurde also des andern Tages früh ins Castell gefordert, weil man auch noch über dieses vernommen, daß in seinem Hause 5. bis 600. Mann verborgen wären. Man hielt ihm beydes vor, er wolte aber von nichts wissen, sondern leugnete alles, welches iedoch wenig Glauben fand. Da nun durch die anscheinende Gefahr die Einwohner der Stadt ausserordentlich erbittert waren, wurden wohl 20. und mehr Schüsse nach ihm gethan, als er aus dem Castell wieder nach Hause ritte.

Ehe man noch diesen Brief aufgefangen hatte, wurden 100. Europäer, und 200. Gepuineser und Boughinesen commandiret, die Sineser in dem Felde aufzusuchen, als deren streifende Partheyen gantze Gegenden ruinirten, und vom Vieh entblöseten. Sie zogen freudig mit Pfeifen und Trommeln aus der Stadt, und langten in der Nacht bey einer Zucker-Mühle an, so 5. Stunden weit

weit von der Stadt gelegen, und mit einer Horn-Mauer versehen ist. In dieser befanden sich viele Sineser, die aber bey ihrer Ankunft zur Armee flohen, und ihrem Printzen Nachricht davon gaben. Als die Holländer sahen, daß sie den Sinesern eine grosse Furcht eingeiaget, gingen sie in die Mühle hinein und meineten sicher darinne stehen und ausruhen zu können, hielten auch wohl schlechte Wache. Indessen kamen die Sineser anmarschiret, überfielen sie, und machten alles nieder, daß auch nicht ein eintziger mit dem Leben davon kam, der nur hätte melden können, wie es bey dieser Niederlage zugegangen. In der Stadt glaubte man nicht anderst, als daß diese 300. Mann gute Progressen machten, und schickte Proviant nach ihnen. Wie sie aber bey der Mühle ankamen, fanden sie bald einen Kopf, bald einen Arm, bald ein Bein von ihrem Volcke, und trafen keinen lebendigen Menschen darinne an.

Unterdessen versamleten sich die Sineser vor der Stadt, und fingen an, sich ihr zu nähern. Sie nahmen einen Vor-Posten, eine Stunde von der Stadt, ein, und hieben die gantze Besatzung, die aus 21. Mann bestund, nieder; einen Feld-Webel und seine Frau allein ausgenommen, welche die Nachricht davon in die Stadt brachten. Nun schaften viele Sineser ihre Weiber und Kinder aus der Stadt, und wenn sie deshalben gefragt wurden, antworteten sie sehr einfältig und unschuldig darauf.

Dieses dauerte bis den 8. oder wie andere sagen, den 10. October, an welchen der Feind mit aller Macht gegen Batavia anrückte. Die Regierung publicirte daher den Befehl, daß die Sineser nicht mehr auf den Strassen mit einander reden, insgesamt Abends um 6. Uhr bey Straffe des Todes in ihren Häusern seyn, die Thüren verschlossen haben, und kein Licht brennen solten; so wurde auch keiner durch die Stadt-Thore weder aus noch eingelassen. Alles was Waffen tragen konte, wurde damit versehen. Die Bürgerschaft hielt das Rath-Haus besetzt, und patroullirte beständig mit Ober- und Untergewehr, auf den Gassen. Indessen näherten sich die Sineser, Abends um 7. Uhr, mit einem unerhörten Geschrey, fliegenden Fahnen und unter dem Schall vieler Becken, Trommeln und anderer Instrumente der Stadt, und griffen zwischen dem Utrechter und Duys-Thore verschiedene Vor-Posten an, wurden aber mit dem Hagel aus den Stücken zurückgeschlagen. Damit der Tumult in der Stadt desto grösser werden solte, zündeten sie ihre eigenen Häuser in der Vorstadt an, in der vesten Zuversicht, daß wenn die Sineser in der Stadt solches alles sähen und höreten, würden sie zugleich auch ausfallen und die Holländer nieder machen; es war aber diese Einbildung vergebens. Wie sie also die gantze Nacht hindurch gestürmet, musten sie sich von der Stadt etwas zurück ziehen.

Des andern Morgens früh ging darauf das Morden in der Stadt an, und zwar machte den

An-

Anfang ein Matrose, welcher auf dem Vierkante einen Sineser todt schoß. Hierüber entrüsteten sich die übrigen, und wolten sich darein legen, konten aber, ob sie schon in ein scharfes Scharmützel geriethen, dannoch nichts ausrichten. Hierauf wurde sogleich durch die gantze Stadt geruffen, alles was Sinesisch sey, todt zu schlagen. Die Matrosen machten den Anfang, stiesen und hackten mit äusserster Wuth die Thüren an den Häusern auf, schlugen die Sineser, wo sie nur einen erblicken konten, zu todte, und raubten alles hinweg; doch hatte man ein Einsehen mit den Weibern und kleinen Kindern, als welche man beym Leben ließ. Um 9. Uhr schickte der General ins Handwercks-Quartier und ertheilte Befehl, daß sie alsobald mit gesamter Hand ausrucken und alle Sineser solten nieder machen, welchem sie um des Raubes willen, mit Freuden nachkamen. Die Zimmer-Leute schlugen alle Thüren und Läden ein, welche aber mit Gewehr versehen waren, gingen in die Häuser und massacrirten die Sineser. Nach 10. Uhr kam von der Regierung neuer Befehl, keinem Sineser weiter einiges Leid zu thun. Allein auf dem Nachmittag fing man von neuen an, selbige mit der äussersten Verbitterung umzubringen, zugleich aber gerieth die Stadt an 3. Orten in Brand. Auch fielen sie in ihr Spital, worinne sie ihre Krancken und Armen haben, und ermordeten alles, bis auf 2. Blinde, darinne. So waren auch noch auf dem Stadt-Hause 200. Gefangene, welche sie gleichfals todtstachen, gleichsam als

wären sie keinen Schuß Pulver mehr werth gewesen. Bey diesem Schlachten hatten die Matrosen so geraubt, daß wenn sie nachgehends etwa vor einen Batzen verzehreten und man ihnen auf ein gezahltes Tigedun (so zwey und einen halben Gulden macht) heraus geben wolte, gingen sie fort und sagten, es sey nicht werth, daß sie deshalben so lange warteten. So hat man auch oft gesehen, daß sie mit Tigeduns s. v. die Posteriora gereiniget, und selbige sodann weggeworfen. Indessen kamen der Baron von Imhoff und Aarden mit ihrem Volcke wieder in die Stadt zurück, von welcher sie, durch die Feinde schalckhafter Weise waren abgeführet worden, damit es in selbiger an der nöthigsten Mannschaft fehlen möchte.

Darauf ging erst das rechte Feuer zu Batavia an, weil so wohl von dem Castell, als von allen andern Posten scharf canoniret wurde. Das Haus des Capitains wurde in kurtzen gewaltig durchschossen und dabey zugleich ein starcker Brand in der Stadt erreget, durch welchen ein grosser Theil derselben in die Asche geleget wurde. In diesem erschrecklichen Brande kam eine grosse Menge Sineser um. Viele die keine Rettung vor sich sahen, nahmen sich selbst das Leben, und dieienigen, welche durch die Flucht zu entkommen gedachten, wurden, weil alles mit Volcke besetzt war, entweder auf dem Lande oder im Wasser getödtet. Der Brand war meistentheils durch die Sineser selbst und durch das

bestän-

beständige Canoniren aus dem groben Geschütze von dem Castell verursachet worden.

Dieses Blut=Bad und die Flamme dauerte die gantze Nacht hindurch, da indessen der Feind vor der Stadt sein Möglichstes that, das Wach=Haus und die Pulver=Mühlen zu attaquiren, wobey nichts als Feuer und Flammen zu sehen waren. In dieser Nacht that man auch unter Bedeckung des groben Geschützes, von dem Utrecht und Duys=Thore, einige Ausfälle auf den Feind mit guten Erfolg, und gegen den Anbruch des Tages konte sich der Sinesische Capitain nicht länger mehr in seinem Hause verbergen, und trachtete daher unter einem Trupp von 40. Sinesischen Dirnen in Weibes=Kleidern die Flucht zu nehmen, welcher aber gar bald erkant, bey dem Kopfe genommen und nach dem Castell gebracht wurde.

Inzwischen hatten sich die Feinde auf 12. Stunden weit von Batavia ins Land ausgebreitet und auf die umliegenden Holländischen Plätze einen Versuch gethan, waren aber durch das Feuer der Canonen überall mit Verlust zurückgeschlagen worden. Den 10. Octob. früh traf man zu Batavia alle Sinesische Häuser, alle Strassen, Gräben und Wasser mit todten Sinesern angefüllet an, die auf allerley Weise waren ums Leben gekommen. Viele hatten sich mit ihren Weibern und Kindern selbst aufgehenckt, andern waren die Kehlen abgeschnitten und wieder andere hatten sich mit Messern das Hertz durchstochen, welches, wie leicht zu erachten, einen erstaunlichen

Anblick gab. Man durchsuchte noch ferner die Häuser der Sineser, deren noch in Menge gefunden und zum Tode geführet wurden, da sich andere mit Beutemachen vergnügten. Mittlerweile stund der Feind die gantze Nacht hindurch noch immer beym Duys-Thore, es wurde ihm aber von Seiten der Stadt so scharf zugesetzt, daß sich dessen Muth und Geschrey nicht wenig verminderte. In der sogenanten Sand-See sprang ein Haus in die Luft, welches, weil es mit Pulver und Munition angefüllet war, einen gantz erschrecklichen Schlag that.

Den 11. October wurde die Stadt von den todten Cörpern gesäubert. Man brach alle Hohl-Ziegel von den Dächern der Sinesischen Häuser ab, um ihre Schlupf-Winckel desto besser zu entdecken; wobey denn noch sehr vieles gefunden wurde. Hierauf ging das Plündern völlig an, sonderlich in dem Hause des Sinesischen Capitains, woselbst man gantze Säcke voll Geld und unter andern 3. Kisten mit 30000. Rthl. Geld fand, die man auf das Rath-Haus in Verwahrung brachte. Thee, Porcelain, Zitzen, die schönste Leinwand, seidene Zeuge, kostbare Stoffe und andere Meublen kamen im Ueberfluß unter das Volck, ohne was durch die Flammen verzehret wurde, welches einen unsäglichen Schatz betrug. Den folgenden Tag setzte man das Plündern noch immer fort, und brachte noch viel Sineser vom Leben zum Tode. Wie nun die vor der Stadt versamleten Feinde sahen, daß dasienige ihrer Nation selbst wiederfuhr, was sie den Europäern

päern

päern zugedacht hatten, verliesen sie die Stadt und retirirten sich nach dem Gebürge, übten aber im Lande umher allerhand Gewaltthätigkeiten aus und verwüsteten alles was ihnen im Weg kam.

Wer zu dieser Zeit nach Batavia kam, erblickte daselbst, so weit das Auge reichen konte, nichts als Feuer und Asche. Das Blut auf den Gassen war geronnen und die Flüsse und Graben lagen voller Todte, so mit Ebbe und Fluth ab und zugetrieben wurden. Von so viel tausend Sinesern, welche bisher so erstaunliche Summen alle Monate contribuiret, war ausser den Weibern und Kindern kein eintziger mehr zu sehen. Der Theil der Stadt, den sie sonst bewohnet, brannte verschiedene Tage, ehe er völlig in die Asche geleget wurde. Man zählete bey 800. Häuser, welche die Flamme bis auf den Grund verzehret hatte. Die übergrossen Reichthümer, welche diese Nation besessen, kan man nicht gnug beschreiben. Unter der Erde fand man noch verschiedene mit Gold und Silber angefülte Kisten, wie auch in unterirdischen Höhlen und Brunnen, die sie besonders zu Verwahrung ihrer Schätze gegraben hatten, allerhand Waaren und andere Kostbarkeiten. Allein was half den Holländern aller dieser Reichthum und die Beute so der Soldat gemacht hatte, da aller Handel und Wandel auf einmal darnieder lag?

Der Sinesische Printz der noch immer im Lande herumstreifte, und sich gegen den Blauen-Berg mit seinem Anhange wieder gesetzt hatte, versperrete der Stadt den Zugang aller Lebens-

Mit-

Mittel, und ruinirte fast alle Zucker-Mühlen. Es entstund daher in kurtzen eine gewaltige Theurung in der Stadt, die eine grosse Hungers-Noth verursachte. *Valckenier* ließ sich unterdessen von keinem Menschen sehen und plagte sich bey einer guten Bouteille Wein mit tausend Grillen, und es würde gewiß mancher rechtschaffener Kerl vor Hunger gestorben seyn, wo nicht der Baron von Imhoff, der sich wehrend dieser Trublen vielmals in die größte Lebens-Gefahr gesetzet hatte, und sich alle nur ersinnliche Mühe gab, den Frieden wieder herzustellen, von seinem eignen Vieh schlachten und das Fleisch nebst Wein und Brandewein unter die armen Soldaten hätte austheilen lassen.

Um aber den versperreten Eingang der Lebens-Mittel wieder zu öffnen, wurde beschlossen, das in der Asche liegende **Batavia** mit der Bürgerschaft zu besetzen, und mit der übrigen Mannschaft die Feinde zu verfolgen und auszurotten. Der Herr von Imhoff übernahm das Commando und marschirte Tag und Nacht dem Feinde entgegen. Sobald er über den *Tangeran* kam, erhielt er Nachricht, daß sich über 3000. Sineser in der unweit davon liegenden Zucker-Mühle gesetzt hätten. Er ging daher mit seinem Corpo auf dieselben loß, schoß die Mauren der Mühle über den Haufen, bemächtigte sich der Brücke und bekam, nach einen 2. stündigen Gefechte, die meisten nebst ihrer gantzen Bagage und vielen schönen Pferden gefangen, den Rest aber ließ er niederhauen. In der Mühle fand er viele

tau-

tausend Centner Zucker, so schon völlig zu rechte gemacht war, doch untersagte er dem Volcke bey Lebens-Strafe nicht davon zu essen, weil er irgends möchte vergiftet seyn. Allein es wurde nicht gehalten, sondern in solchen Ueberfluß gegessen, daß weil die Sineser auch das Wasser hier und da vergiftet hatten, eine üble Kranckheit bey der Armee einriß, davon viele Soldaten, weil man keine Wagen bey sich führete, von wilden Thieren zerrissen und aufgefressen wurden. Die Mühle war sehr kostbar und überaus veste, gleich einem Castell gebauet, und um dieselbige herum befanden sich die herrlichsten Lust-Gärten und Wasser-Künste, welches aber alles war verderbet und zu Grunde gerichtet worden. Nebst der Kranckheit stelte sich auch der Hunger bey der Armee ein, indem die Feinde alles verwüstet hatten.

Der Baron von Jmhoff nahm noch andere bevestigte Zucker-Mühlen ein, ließ aber vor etlichen einen Haufen Volck sitzen, weil die Sineser, auf eine fast noch nie erhörte Weise, sich höltzerne Canonen von Klapper-Bäumen gemacht und selbige mit eisernen Rincken beschlagen hatten, welche 3. bis 4. Pfund Eisen schossen, und wenigstens dreymal aus denselben feuern konten.

Bisher hatte man nur über kleine Haufen gesieget, nunmehro aber solte der Sinesische Printz, der sich mit seiner gantzen Rotte bey dem Blauen-Berge gelagert hatte, auch angegriffen und geschlagen werden. In dieser Absicht näherte sich Jmhoff gegen Abend dem feindlichen Lager, welches

ches rund umher mit spitzigen Fuß-Angeln umgeben war, die von wilden Indianischen Rohr waren gemacht worden. So bald er solches wahrnahm, ließ er, wie die Nacht herein gebrochen, den Erdboden überall bis an das feindliche Lager mit Reiß-Stroh, dürren Büschen und anderer brennenden Materie bewerfen, solche anzünden und dadurch die Fuß-Angeln völlig abbrennen. Wie das Feuer anging und immer weiter um sich grif, meinete der Feind nicht anders, man wolte ihn mit samt seinem Lager verbrennen. Sie fingen daher ein fürchterliches Geschrey unter sich an, und viele von ihnen nahmen in Zeiten durch ihre Lauf-Gräben, die man nicht alle besetzen konte, die Flucht nach dem Blauen-Berge. Wie aber das Feuer die Fuß-Angeln völlig weggebrannt hatte, ließ der Baron von Imhoff etliche 100. Grenadiers anmarschiren und mit Granaten unter die Feinde im Lager werfen, auch zugleich mit dem groben Geschütz so starck unter sie schiessen, daß sie zu 100ten über den Haufen fielen. Dieses sehr blutige Treffen dauerte so lange bis die Sonne aufging, da das Blut wie Ströhme auf der Erde floß. Der Baron von Imhoff schlug sie nicht nur glücklich aus ihrem Lager, sondern verfolgte auch ihren Printz, den man aber nicht habhaft werden konte, bis über das Gebürge, und bekam derselben noch über 200. gefangen, die er mehrentheils durch die Javanen vor seinen Augen vor die Köpfe schiesen ließ. Er erbeutete im Lager 8. Fahnen nebst vielen Trommeln, besetzte das

Land

Land hin und wieder mit Javanen, und kehrete, nachdem er vorher das gantze Lager der Feinde in Brand gesteckt, als Sieger nach Batavia zurück. Diese Rebellion, ob sie gleich zeitig entdecket worden, würde wohl nimmermehr so glücklich und so bald seyn gestillet worden, wenn sich nicht der vortrefliche und tapfere Jmhoff des Landes und des Volckes Wohl, so besonders angenommen hätte.

Die Freude wegen dieses Sieges war bey seiner Ankunft in der Stadt sehr groß, und es verging fast kein Tag, an welchem nicht von den verfolgten Sinesern noch viele Gefangene wären eingebracht und aufgeknüpfet worden. Ja, es wurden in einem Tage auf einmal 240. Sineser mit einem Speer unter den kurtzen Rippen todt gestochen und ins Wasser geworfen. Um nun GOtt vor einen so mächtig geleisteten Beystand öffentlich zu dancken, wurde von dem Staats-Rathe von Jndien auf den 23. November 1740. ein Danck und Bet-Tag angeordnet, wobey diese Texte: 1. Sam. VII. 4. 11. 12. 13. und Hos. VI. 1. erkläret wurden. Nach der Nachmittags-Predigt wurde alles Geschütz von dem Castell und den Wällen der Stadt, wie auch von allen Forts und Posten um die Stadt, ingleichen von denen auf der Rhede gelegenen Schiffen gelöset, der übrige Tag aber nebst der darauf folgenden Nacht mit allerhand öffentlichen Freudens-Bezeugungen zugebracht.

Die Einwohner des Landes, die schon lange Zeit einen Haß gegen die Sineser getragen, bezeug-

zeugten viel Freude über derselben Unglück. Sie schlugen sich daher zu den Detaschements, welche der Baron von Imhoff, um den Feind völlig zum Gehorsam zu bringen, in das Innere der Insel abgeschickt hatte. Jedoch der hohe Rath, welcher wohl wuste, daß Batavia ohne Sineser nicht Batavia wäre, suchte sie durch Glimpf wieder zu rechte zu bringen. Er ließ daher eine General-Amnestie vor alle dieienigen publiciren, die sich binnen Monats-Frist unterwerfen würden, wobey ihnen versprochen wurde, daß sie eben den Schutz und die Vortheile wie zuvor geniesen solten.

Darauf wurde die Ursache dieser Rebellion von dem Staats-Rathe starck untersuchet und die Schuld in einer deswegen angestelten Versamlung, welche bis zu Mittage währete, dem General-Gouverneur von den Herrn von Imhoff, Häs und Schinne öffentlich beygemessen. Dieser wurde durch solchen Vorwurf heftig aufgebracht, bediente sich seiner habenden Gewalt und ertheilete augenblicklich Befehl, ihnen die Degen in der Versamlung abzufordern, sich ihrer Personen zu versichern und durch die Grenadiers mit aufgesteckten Bajonetten bis auf weitere Ordre nach ihren Häusern in Arrest zu bringen, welches denn auch gleich volzogen wurde. Dieser Arrest dauerte etliche Monate, war aber vor sie eine gute Gelegenheit auf die ausgestandenen Strapatzen auszuruhen. Indessen berichteten sie alles, was sich zugetragen, so wohl mit den Sinesern als dem

dem *Valckenier* und ihnen selbsten durch eine Jacht an die Ost-Indianische Compagnie.

1741. im Früh-Jahre langten etliche Schiffe mit frischem Volcke und Lebens-Mitteln in Batavia an, auf welchen die drey Herrn, als Arrestanten, ieder auf einem besondern Schiff und auf selbigem sehr gnau bewachet, nach Europa geführet wurden. Es war niemand, weder unter den Vornehmen noch Gemeinen, der nicht einen heimlichen Schmertz und Betrübnis über die Abreise des Baron von Imhoffs solte empfunden haben, und wünschten ihm, wie auch, die Javaner, daher tausend Glück auf die Reise. Es war aber der General-Gouverneur auf alle übel zu sprechen, die ihm und den andern das Geleite auf die Schiffe gegeben, weswegen sie auf die entlegensten und gefährlichsten Posten im Lande verlegt wurden, wo sie beständig mit denen annoch herum schwermenden und vielen Schaden anrichtenden Sinesern alle Hände voll zu thun hatten.

Valckenier merckte nunmehro wohl was die Uhr schlagen möchte, und was er vor Verantwortung, wegen des grossen, durch ihn der Compagnie verursachten Schadens, der sich auf viele Millionen belief, bekommen würde: weswegen er den Indianischen Rath versamlete und sich erklärete, daß weil er nun alt und unvermögend wäre, wolle er die Würde niederlegen; welches die Räthe denn auch, ob es gleich nicht auf gehörige Weise geschahe, gantz gerne zuliesen. In Batavia wolte er nicht bleiben, son-

dern begab sich mit seinem gantzen Vermögen auf die Retour-Flotte, um nach Europa zu gehen. Er war aber nicht lange auf dem Vorgebürge der guten Hofnung angelangt, so kam aus Holland eine Galliote mit dem Befehl daselbst an, sich des *Valckeniers* zu versichern, weil er der Urheber alles dieses Unglücks gewesen. Der Capitain der Galliote übergab dem dasigen Gouverneur seine Ordre, der sogleich den *Valckenier* arretiren und unter einer starcken Wache nach dem Schlosse bringen ließ. Seine Freunde in Holland hatten bereits eine besondere Galliote über England abgeschicket, um ihm von den Entschliessungen, die seinetwegen gefasset worden, die nöthige Nachricht zu ertheilen; sie langte aber erst zwey Tage nach iener auf dem Vorgebürge an. Er fiel nach seiner Arretirung aus Verdruß und Verzweifelung in eine Kranckheit, vermuthlich weil er sich gefangen sahe und nicht wuste, wie seine Sachen noch ausschlagen könten, da er doch vorher über so viel tausend Menschen geherrschet; ia wie einige sagen, soll er gar seyn von Sinnen gekommen. Seine Schätze, die sich auf mehr denn 5. Millionen beliefen, hatte er auf 19. Schiffe der Flotte vertheilet, man belegte sie aber gleich mit Arreste und ließ die Capitains und Officiers der Schiffe sehr scharf an, daß sie das, so ihnen anvertrauet worden, nicht gleich frey angezeigt hatten. Die Sachen des *Valckeniers* liefen endlich so ab, daß er zwar den Kopf behielt, iedoch nach Batavia aufs Schloß, als ein ewiger Gefangener, gebracht wurde.

N. von

N. VON DEGENS.

Nachdem *Valckenier* die Regierung niedergelegt: trug der hohe Rath solche Würde dem Herrn von Degens auf, der gleichfals ein Glied des Rathes war. Er war von Geburth ein Teutscher, aus Schleswig gebürtig, und besaß trefliche Gemüths-Qualitäten. Die annoch unruhigen Sineser ließ er heftig verfolgen, und da ihre Zahl von Tag zu Tage schwächer wurde, einen nochmaligen Pardon ausrufen, wodurch viele wieder anbey kamen und die Ruhe völlig wieder hergestellet wurde, ob es gleich noch dann und wann im Lande einige Händel setzte. Dem Sinesischen Printzen hielt man sein Verbrechen scharf vor, und weil man glaubte, daß man bey seiner Anwesenheit in Java nicht sicher gnug vor ihm seyn könte: wurde er nach dem Vorgebürge der guten Hofnung geschickt. Weil aus Holland die Confirmation des Herrn von Degens nicht erfolgte, sondern vielmehr der Herr Baron von Imhoff zum General-Gouverneur war ernennet worden: als trat er selbigem die Würde 1743. ab, nachdem er solche nicht völlig zwey Jahr bekleidet hatte.

GUSTAV WILHELM VON IMHOFF.

Dieser Herr war nebst der Tapferkeit und Gelehrsamkeit, auch mit den vortreflichsten Eigenschaften des Gemüthes ausgerüstet. Christenthum und die daraus fliesende Gerechtigkeit waren diejenigen Dinge auf welche dieser erleuchtete

Herr seinen Sinn und seine Gedancken richtete und wornach er seine Befehle und übrige Handlungen abmaß. Die in Indien höchst nöthige Strenge, wuste er mit so einer vorsichtigen Gelindigkeit zu temperiren, daß ihn seine anvertrauten Unterthanen fast nicht anders als fürchten und lieben musten. Durch seine kluge Conduite und durch die grosse Auctorität, darein er sich gesetzt hatte, brachte er Dinge zuwege, welche man, in Absicht auf den Staat, fast vor unmöglich gehalten. Von Hochmuth und Ueppigkeit war sein hoher Geist weit entfernet; erforderte es aber die Zeit und der Nutzen seines Durchlauchtigsten Fürsten und seiner übrigen vornehmen Befehlshaber, so ließ er es auch an nöthiger Pracht nicht ermangeln. Mit wenigen Worten dieser Herr war ein Muster eines gar vortreflichen Regentens und konte sich derienige glücklich schätzen, der unter seiner weisen Regierung stund.

Er stammete aus der berühmten Patriciat-Familie der Imhoffe zu Nürnberg her. Sein Vater war Wilhelm Henrich Baron von Imhoff, Fürstl. Ost-Frießischer Geheimder-Rath und Drost des Amts Leeraber, sein Groß-Vater Rudolph Christian Fürstl. Wolffenbüttelischer Geheimder-Rath und Staats-Minister, wie auch Kayserl. Reichs-Hofrath, der von dem Kayser Leopold, nebst allen seinen Brüdern und deren Descendentz in des H. R. R. Freyherrn-Stand war erhoben worden. Seine Frau Mutter hieß Isabella Sophia gebohrne von Boreel, und

war

war eine Schwester des Ost-Indischen Directeurs
zu Amsterdam, welche ihn den 9. August 1705.
zur Welt gebohren. Er wurde in seines Vaters
Hause Christlich und Standes gemäß erzogen.
Man hielt ihn nicht nur zur Erlernung der Sprachen und Gelehrsamkeit, sondern auch zur Uebung
in ritterlichen Exertiis an.

Anfangs schiene es, ob würde er auf Universitäten sich zu einen Hof- und Staats-Minister
qualificiren, worzu er auch von Natur alle erforderlichen Eigenschaften hatte; allein das Glück
hatte ihn zu was noch höhern bestimmet. Seine
mütterlichen Anverwandten, die sich alle in Diensten der Ost-Indischen Compagnie in Holland
befanden, und alda von grossem Vermögen und
Ansehen waren, beredeten seinen Vater, ihn
auch in diese Dienste treten zu lassen, worzu er
auch selbst grosse Lust hatte. Er war daher noch
nicht 20. Jahr alt, als er mit Genehmhaltung
seines Vaters unter Vorschub seiner mütterlichen Anverwandten den 19. Januar. 1725. in
Diensten der Compagnie seine erste See-Reise
nach Batavia that, wo er auch glücklich anlangte und daselbst in Ansehung seiner Geburth und
der bey sich habenden Recommendation-Schreiben mit besonderer Distinction aufgenommen
wurde. Hierzu kam sein gutes Ansehen, seine
sonderbare Geschicklichkeit und rühmliche Aufführung, wodurch er gar bald in allen vornehmen
Häusern Zutritt erlangte. Dieses bahnete ihm
den Weg zu einer glücklichen Vermählung mit
Catharina Magdalena, Anton Huysmaans

von der Hille dasigen General-Directeurs Tochter, welche den 20. April 1727. zu Batavia glücklich volzogen wurde.

Durch seinen rühmlichen Fleiß, Treue und Vorsicht, wie auch vortreflichen Verstand erwarb er sich bey den Vorstehern der Ost-Indischen Compagnie eine solche Gunst, daß er 1730. die Stelle eines Staats-Secretarii zu Batavia erhielt; ob er gleich nicht älter als 25. Jahr war. Es währete nicht lange, so ernenneten ihn die Directeurs zum ausserordentlichen Rathe von Indien, worauf er 1735. ordentlicher Rath bey der Regierung zu Batavia wurde.

In diesen Aemtern bewiese er bey aller Gelegenheit eine solche Einsicht, Treue und Geschicklichkeit, daß er 1736. das wichtige Gouvernement in *Colombo* über das Holländische *Ceylon* erhielt, wohin er auch noch in diesem Jahre mit seiner Familie abging. Alhier befand er sich nicht viel über 3. Jahr, erwarb sich aber dennoch aller Liebe und Hochachtung und wurde von iederman als ein Vater geehret.

Er nahm nicht nur die Pflichten eines rechtschaffenen Gouverneurs in acht: sondern bemühete sich auch nach Möglichkeit um die Ausbreitung des Reichs GOttes und die Bekehrung der Heyden. Er hatte in dieser Absicht sich schon in Batavia mit den Mißionarien in *Tranckenbar* als ein guter Lutheraner in eine Correspondence eingelassen, welche er alhier fleisig continuirte. Er legte auf seine eignen Kosten zu *Colombo* eine Singalesische Buchdruckerey 1737. an, und ob gleich

gleich das Schrift-Giesen und Stempel-Schneiden grosses Kopfbrechen erforderte: so kam doch noch in eben diesem Jahre ein Singalisch Gebet-Buch heraus, worauf man auch das neue Testament in dieser Sprache zu drucken anfing, welches auch völlig herausgekommen und von ihm unter die Singaleser ist ausgestreuet worden. Denn er erklärete sich öffentlich, daß er die von GOtt ihm verliehene Gewalt nach allem Vermögen zur Erweiterung des Reiches Christi anwenden wolte. Auf sein nachdrückliches Vorstellen brachte er es dahin, daß zwey halbblancke Studiosi aus dem Seminario in *Colombo*, welchem damals *Joannes Philippus Wetselius*, Prediger der inländischen Gemeinde, als Rector vorstund, 1744. auf die Universität Leiden geschicket wurden. Sie haben alda unter der Aufsicht des Prof. *van der Hornet*, auf Unkosten der Hochedlen Compagnie, 3. Jahr studiret, und sind nun, im Fall sie nicht gestorben, wieder hineingegangen ihrer Nation das Evangelium zu verkündigen. Diesen folgten bald 3. andere in gleicher Absicht. Wie er General-Gouverneur geworden, ließ er die heilige Schrift nicht nur in Portugiesischer, sondern auch in Malaischer Sprache und zwar mit Malaischen Lettern abdrucken, welches vorher noch nie geschehen war. Sein Schreiben so er 1744. an die Mißionarien abgehen lassen, ist merckwürdigen und folgenden Inhalts: Er hoffete, daß er ietzund, als General-Gouverneur, besser als vorhin im Stande seyn würde, an der Ausbreitung des

Reiches Christi mit Nachdruck zu arbeiten. Es wäre bey seiner Anwesenheit in Holland ein solcher Entschluß gefasset worden, daß man sich unter göttlichen Segen viel Gutes zu mehrerer Fortpflanzung des Evangelii versprechen könte. Mit Ausführung desselbigen wäre man so weit kommen, daß die Malaische Buchdruckerey ehestens eine Samlung von solchen Wörtern liefern würde, die in der übersetzten Bibel oft vorkämen, in der Niederländischen Sprache aber nicht wohl verstanden würden. Darauf würde die heilige Schrift selbst folgen und zwar mit solchen Buchstaben, wie die Malaier gebrauchen, weil dieienigen so nicht der lateinischen Characteren gewohnt gewesen, die vor etlichen Jahren zu Amsterdam herausgegebene Bibel nicht lesen können. Auch würde ehestens eine neue verbesserte Auflage der Portugiesischen unter die Presse gegeben werden. Darauf schloß dieser vortrefliche Herr mit diesem Wunsche: **Der HErr gebe darzu Segen! der HErr gebe Glück! Und unsere Hülfe so wohl bey dem Anfange als bey dem Fortgange und Ende sey in dem Namen desienigen, der da ist das Alpha und Omega, der Schöpfer und der Mann seiner Kirche, und die Zuversicht aller an den Enden der Erden und ferne am Meer, und der sich finden läßt von denen, die ihn nicht einmal suchten und nach ihn fragten!**

Er würde noch mehr gutes in *Ceylon* gestiftet haben, wenn er alda länger geblieben wäre. Allein der 1739. auf der Malabarischen Küste ent-

:andene Aufruhr eines Mohrischen Fürstens, er sich in kurtzer Zeit eines grossen Theils von dem u der Stadt *Cusina* gehörigen Gebiete, welches nan mit gewafneter Hand wieder erobern muste, emächtiget hatte, gab zu einer wichtigen Unter=uchungs=Commißion Anlaß, darzu er auch be=chieden wurde. Er muste daher noch in diesem Jahre *Ceylon* verlassen, und sich nach Batavia egeben, wo er nunmehro seinen beständigen Sitz m hohen Rathe nahm. Er hatte sich bey dem Kayser in *Ceylon*, seines geführten kurtzen Gou=ernements über, in solche Hochachtung gesetzt, aß derselbe vor seiner Abreise eine Gesandtschaft on 5. Personen an ihn schickte, ihm zu seiner Rei=e Glück zu wünschen. Er empfing solche mit gros=en Ehrenbezeugungen, ließ ihnen zu *Colombo* as Merckwürdigste und sonderlich die neue Sin=alesische Buchdruckerey zeigen, worüber sie sich ehr verwunderten, und gab ihnen auch etliche Exemplaria von dem Matthäo in dieser Spra=he mit. Vor seiner Abreise ließ er noch die Ein=oohner in *Colombo* zusammen rufen und das ge=ruckte Singalesische Gebeth=Buch unter sie aus=heilen, mit der Ermahnung, allezeit als rechte Christen zu wandeln.

Er war nicht lange in Batavia, so brach die Rebellion aus, und ob er sie gleich fast gantz allein estillet: ließ ihn doch *Valckenier* in Arrest nehmen, ind muste er auch gefangen nach Europa gehen. Weil er sich hier von allem Verdachte freymachte, ekam er nicht nur seinen Stock und Degen wie=er, sondern der Präsident ersuchte ihn hierauf

die Bedienung eines General-Gouverneurs des Holländischen Indiens zu übernehmen. Er ging daher 1742. den 12. October auf dem, unter seiner eignen Direction erbaueten Kriegs-Schiffe der Herstelder genant, unter Segel, nachdem er von Ihro Hochmögenden, nach vielen mit ihnen gepflogenen Conferentzen, Abschied genommen. Weil die Ost-Indische Compagnie so wohl über die Dienste, welche er derselben geleistet, als auch über die guten Rathschläge, welche er den General-Staaten gegeben, ungemein vergnügt war, wurden ihm vor seiner Abreise ausserordentliche Geschencke, und unter andern auch ein sehr prächtiges Silber-Servis gegeben.

Zu gleicher Zeit sahe man im Haag eine Metaille, die von dem gelehrten Medailleur HOLTZHEY auf dessen Erhebung war erfunden worden. Auf der einem Seite stund sein Bildnis, so ihm sehr ähnlich sahe. Der Küraß war mit einer Scherpe umgeben, auf welcher man die Worte laß: *Aetat. XXXVIII.* Um dieselbe herum stund: *Gustavus Guilielmus S. R. J. Liber Baro ab* IMHOFF *Gubernator Generalis Indiae Orientalis Foederati Belgii.* Auf der andern Seite zeigte sich die Ost-Indische Compagnie unter dem Bilde einer Printzeßin, so auf einem sehr prächtigen und starcken Stuhl saß, und eine Schiffs-Krone auf dem Haupte hatte, welche ihre weitgehende Schiffarth andeutete. Zu den Füssen sahe man allerhand Zierrathen, welche die Indianischen Printzen auf ihren Köpfen tragen. Mit ihrem rechten Fuß trat sie auf eine Harpye, deren Kopf

auf

auf einem Sacke ruhete, daraus allerhand Arten von Goldstücken fielen, welches die Sorgfalt andeutete, womit damals die Compagnie den Aufruhr und die Irrungen, welche in ihren Staaten herrscheten, zu tilgen bemühet war. In der lincken Hand hielt sie einen umflochtenen Sedel, welches Batavia anzeigte, und mit der rechten gab sie dem Baron, der unten in einem Römischen Kriegs = Kleide stund, den Commando-Stab. Um sie herum laß man die Worte: *Fidem Batavus priscam veneratur & Indus*. Oben hinter der Printzeßin erblickte man den Holländischen Löwen mit seinem Bündel Pfeilen, welcher schien, als wolte er den Stuhl umfassen, um die Printzeßin zu beschützen. Zur Rechten befand sich die Gerechtigkeit mit dem Schwerde und der Wage, welche mit offenen Augen gen Himmel sahe, von dar sie Hülfe erwartete. Ein wenig weiter hinunter sahe man das Schiff den Hersteller, welches den Baron nach Batavia bringen solte, und im Prospecte die Rhede, den Hafen und die Stadt Batavia, mit der Umschrift: *Gubernator Generalis creatus Anno* M. DCC XC. *Ex improviso in patriam delatus* M. DCC. XLI. *Denuo proficiscens in Indiam* M. DCC. XLII.

Darauf setzte er seine Reise glücklich fort, und als er auf dem Vorgebürge der guten Hofnung anlangte, kündigte er im Namen der General-Staaten dem Herrn *Valckenier* zwar die Erlassung der verdienten Lebens = Straffe, aber zugleich die ewige Gefangenschaft auf dem Castell zu Batavia an. Er ließ ihn also auf sein

Schiff,

Schiff, als einen Arrestanten, bringen, und nahm ihn mit sich nach Batavia, wo er zu grosser Freude des gantzen Volcks den 17. May 1743. anlangte und den 28. darauf von dem General-Gouvernement förmlichen Besitz nahm.

Er hatte ein grosses Vergnügen bey seiner Ankunft, daß die Unruhe auf der Insel geendiget war. Als die Officiers aus dem Felde nach Batavia zurück kamen, und ihm ihre Aufwartung machten: danckte er ihnen vor den Eifer und die treugeleisteten Dienste, die sie in seiner Abwesenheit zum Besten der Compagnie verrichtet hatten, und sprach unter andern zu ihnen:

Ich weiß, Kinder! und habe erfahren, daß der *Valckenier* vor dieienige Liebe und Hochachtung, die ihr gegen mich bewiesen, als ihr mich bey meiner Abreise auf mein Schiff begleitet, euch allen ersinnlichen Haß erzeiget, und euch an die gefährlichsten Oerter commandiret hat. Allein, ich und ihr haben gesieget, und ich habe meinen und euren Feind, als einen ewigen Gefangenen auf Befehl meiner Herren, von dem Cap wieder mit zurücke gebracht. Hier sitzet er im Castell. Seine vornehme Geburth hat sein Verbrechen einigermassen bemäntelt, und sein dem Tode schuldig gewesenes Leben erhalten, doch kan er mir und euch nun nicht mehr schaden, und ich werde mich bemühen, euch alle Gegengefälligkeiten, so lange ich am Ruder sitze, zu erweisen.

Seine Bemühung ging nunmehro dahin, alles wieder in einen blühenden Zustand zu setzen, und den Sinesern sichern Aufenthalt in der Stadt

und auf dem Lande zu verschaffen. Sie fanden ich auch immer mehr und mehr ein, und arbeite= en an Wiederaufbauung ihrer niedergerissenen Häuser, wie man denn zu Ende des 1743. Jah= es über 5000. Personen von dieser Nation zäh= ete, die sich in den Vorstädten von Batavia iedergelassen hatten.

Unter andern Proben seiner Aufmercksam= eit vor das gemeine Beste, ist auch dieses urechnen, daß er eine Academie aufrichtete, vorinne 24. Cadets in den Marin=Wesen und llen andern dahin einschlagenden Wissenschaf= en solten unterrichtet werden. Er setzte nicht veniger den Kriegs=Staat auf einen neuen Fuß, und traf solche Einrichtungen, daß die ge= amte Infanterie aus 8. Bataillons bestehen sol= e, davon 3. zu Batavia, 2. auf den andern Posten der Insel Java, eins auf der Insel *Ceylon*, eins zu *Macassar* und eins auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung zur Besatzung iegen solte; welche Besatzungen solten aller 2. Jahr abgelöset werden. Diese neue Einrich= ung brachte er nach dem Eintrit des 1744. Jah= es zu Stande. Unter den 3. Bataillons welche u Batavia bleiben solten, wurden ihrer 2. zu inem formalen Regimente gemacht, das dem Herrn von Fontenelle als Obristen anvertrauet vurde. Diese beyden Bataillons beliefen sich auf 1400. Mann, ohne die Officiers und Sergeanten u rechnen. Es wurde auch die Dragoner=Garde es General=Gouverneurs mit neuen Stabs=Offi= iers versehen, deren Rang zugleich erhöhet wurde.

Auf seine nachdrückliche Vorstellung erhielten die Lutheraner, wie schon oben gedacht worden, von Jhro Hochmögenden die so lange gewünschte Freyheit in der Stadt Batavia eine Kirche zu bauen, davon der Platz, darauf sie gebauet worden, samt dem Kirchhofe über 22000. Thaler kostet. Sie hat 8. Männer zu Vorstehern, 2. Prediger und 1. Vorsänger die des GOttes-Dienstes warten. Der eine von diesen Predigern, Namens Michels, ist schon zu Anfange des Julii 1746. in Batavia angekommen, und aus Middelburg darzu berufen worden. Nachgehends ist auch eine Kirche auf das Vorgebürge der guten Hoffnung erbauet worden, daß also die Lutheraner durch Vorschub dieses vortreflichen Herrn, 3. Kirchen auf Holländischen Grund und Boden in Indien besitzen, da sie vorher gar keine gehabt haben.

Weil der König von *Bantam* nicht recht bey Sinnen war, und daher in der Regierung viel wunderliche Dinge vornahm, wurde der Herr von Jmhoff genöthiget, ihn auf Ansuchung dessen eigner Gemahlin abzusetzen, welches aber vielleicht zu Unruhen Anlaß gegeben, indem solche einige Zeit darauf zum Ausbruch kamen.

1745. gab er zu einer grossen Irrung zwischen den General-Staaten und dem Könige von Franckreich Gelegenheit. Es nahm nemlich der Großbrittanische Commandeur *Barnet* 3. der Indianischen Compagnie in Franckreich gehörige Schiffe weg, und brachte solche nach Batavia, wo sie der Baron von Jmhoff vor eine ansehnliche

che Summe Geldes kaufte. So bald man in rancfreich Nachricht davon bekam, sahe man s vor eine Art der Feindseligkeit an, womit der General-Gouverneur der gantzen Nation begegnet habe. Der Frantzösische Hof ließ daher nicht ur nachdrückliche Vorstellungen darwieder im Haag thun, sondern schickte auch den Herrn *Saladin 'Onex* nach Holland, der die Schiffe samt dem Werth der darauf befindlich gewesenen Effecten wieder fordern muste. Dieser ließ eine weitläufige Schrift drucken, und solche überall austheilen, worinne er zu beweisen suchte, daß man Frantzösischer Seits allerdings berechtiget sey, obgedachte Schiffe mit ihrer Ladung zurück zu begehren. Allein die Directeurs der Ost-Indischen Compagnie liessen eine Deduction darwieder bekant machen, worinne sie darthaten, daß der General-Gouverneur durch Einkaufung der Frantzösischen Prisen in keinem Stücke den Commercien- und Schiffarths-Tractaten entgegen gehandelt, welche zwischen Franckreich und den vereinigten Niederlanden wären geschlossen worden.

Immittelst fuhr er beständig fort, allerhand neue Einrichtungen zum Besten der Ost-Indischen Compagnie zu machen, wodurch er sich aber mehr Feinde als Freunde zuwege brachte, besonders machte ihn auch die Erbauung der Lutherischen Kirche in Batavia grosse Verdrüßlichkeit, und wolte man allerley daraus folgern. Herr *Valckenier*, sein Antecessor, hatte noch viele Freunde in Holland, die ohne Unterlaß bemühet waren, ihn zu verfolgen und alle seine guten

Hand-

Handlungen durch die Hechel zu ziehen. Man gab ihm Schuld, ob habe er eine neue Revolte auf der Insel Java veranlasset, auch nicht undeutlich mercken lassen, als ob er gesonnen sey, sich von Indien und von allen unter der Herrschaft der Ost-Indianischen Compagnie stehenden Zugehörungen souverain zu machen. Hierzu kamen die Beschwerungen des Großbrittanischen Ministers im Haag, Grafens von Holderneß, der bey den General-Staaten über die Gewaltthätigkeiten Klage führete, welche man an 2. Englischen Schiffen in Ost-Indien ausgeübet, von deren Equipage 36. Mann, und zwar auf Befehl des Barons von Imhoff, wären getödtet worden. Wegen aller dieser Beschuldigungen wurde ihm 1750. der Befehl zugeschickt, ungesäumt nach Holland zurück zukommen, und von seiner, seit der Verwaltung des General-Gouvernements bezeigten Aufführung Rechenschaft zu geben.

Ob dieser Befehl noch vor seinem Ableben bey ihm angelangt, kan man nicht gewiß sagen. Dem Ansehen nach merckte er wohl selbst, daß seine Feinde endlich über ihn triumphiren würden, weil er einige Zeit vor seinem Ende um die Erlassung seiner hohen Bedienung anhielt. Jedoch ist gantz und gar nicht zu zweifeln, daß er sich nicht in Holland so werde zu verantworten gewust haben, daß er bey Ehren bleiben können, weil er nicht nur an dem Printzen Staat-Halter einen grossen Patron, sondern auch unter den General-Staaten selbst viele gute Freunde hatte, die ihm gewiß würden haben Gerechtigkeit wieder-

-fahren lassen. Allein er starb den 1. Novemb. 50. ehe er von Batavia abreisete. Sein ;mlich geführtes Leben hat er nicht höher, als f 45. Jahr und fast 3. Monate gebracht, s General-Gouvernement aber nicht viel über Jahr verwaltet.

Er hinterließ weder Wittwe noch Kinder; nn ob er gleich mit seiner Gemahlin 3. Söhne d 2. Töchter gezeuget, so sind sie doch alle in :ter Kindheit wieder gestorben, bis auf einen ohn der sein Leben auf 6. Jahr gebracht hat. eine Gemahlin selbst, ist ihm den 22. Julii 44. in die Ewigkeit voran gegangen.

Er war vom Leibe wohl gestaltet und ein Herr, r sich bey den grösten Geschäften unermüdet er- eß, in allen Dingen eine grosse Fähigkeit zeigte d vor die hohe Würde, die er verwaltete, recht bohren zu seyn schiene, ob er es gleich allen Men- en und sonderlich denen, die durch seine neuen inrichtungen ihr Privat-Interesse geschwächet seyn glaubten, nicht recht machen konte. In r Rechtsgelahrheit war er gründlich erfah- n, so erwieß er auch in Ausbreitung des Chri- nthums, zu seinem ewigen Ruhme, einen ntz besondern Eifer, setzte daher die mit den Dä- schen Mißionariis zu *Tranckenbar* angefangene orrespondence, auch in Batavia als General- ouverneur, bey seinen häufigen Verrichtun- n, dennoch fort, und empfing die Mißionarien e 1746. nach Batavia waren verschlagen wor- :n, mit besonderer Freundlichkeit. Hiernächst ande er grossen Fleiß an, sich in den schönen

Wissenschaften und andern angenehmen Künsten eine vorzügliche Einsicht zu erwerben. Den Geschmack, welchen er von Jugend auf daran hatte, nahm er mit sich in den andern Welt-Theil, und suchte ihn unter andern daselbst durch eine Errichtung einer Academie algemeiner zu machen, die vermuthlich mit ihm daselbst nicht wird abgestorben seyn.

JACOB VAN MOSSEL.

Nach seinem Tode gelangte der Herr *van Mossel* zum General-Gouvernement. Ob er von dem hohen Staats-Rathe erwählet und denn die Confirmation erhalten, oder gleich von Holland aus darzu ernennet worden, ist mir nicht wissend. Er ist ein Herr von schönen Qualitäten, lässet sich die Ausbreitung des Christenthumes auch angelegen seyn und stehet gleichfalls mit den Dänischen Missionariis in Correspondence, daher kein Zweifel, er werde dasienige Gute, was von dem Herrn von Imhoff angefangen worden, unterhalten und zu mehrerer Vollkommenheit bringen. 1738. wurde er zum Gouverneur über *Tschoromandalam* ernennet, daher er nach *Nagapatnam* ging und im September dieses Jahres die Regierung daselbst antrat. Nachdem er diese Dignität 5. und ein halbes Jahr bekleidet, ging er 1744. den 28. Febr. als ausserordentlicher Rath von Indien nach Batavia unter Segel, worauf er nicht lange darnach ordentlicher Staats-Rath wurde.

Kurtz vor dem Ableben seines Antecessoris gerieth die Compagnie auf *Tschoromandalam* in Krieg

Krieg und zugleich kam auch die Rebellion in Bantam zum Ausbruch, welcher aber bald begegnet wurde. Denn durch Briefe von Batavia unter den 15. Julii 1751. hat man vernommen, daß die Holländer zwey Vortheile nach einander, über diese Rebellen, die gegen die Grenzen von *Jacatra* angerücket, erhalten, und daß diese letzteren bey einem dritten Angriffe völlig geschlagen worden, also daß man hoffet, daß diejenigen, welche die Belagerung von der Stadt Bantam unternommen, genöthiget werden sollen, selbige aufzuheben. Nach eben diesen Briefen bezeiget der Kayser von Java sehr gute Gesinnung gegen die Holländische Compagnie, diesem Kriege ein Ende machen zu helfen.

Was anietzo die meiste Attention in Holland und Indien erwecket, ist die Königliche Preußische Ost-Indianische oder Sinesische Compagnie zu Emden. Noch mehrere mag wohl die Bengalische verursachen, indem sie mit der Zeit den Holländern grössern Nachtheil, als die Sinesische verursachen kan. Denn in *Bengala* oder in den benachbarten Ländern könte es wohl geschehen, daß von den dasigen Königen den Ostfriesen erlaubet würde, zur Sicherheit ihres Handels, Vestungen anzulegen, woran in *Sina* nicht leicht zu gedencken ist. Das Privilegium, welches Ihro Maiestät der König von Preussen dieser wegen der Stadt Emden gegeben, ist datiret Berlin den 12. Januar 1753. und enthält 26. Artickel, deren Haupt Inhalt folgender ist: die Compagnie soll zu Emden errichtet werden, daselbst die Schiffe be-

 laden,

laden, und wenn sie zurück kommen, die Ladung öffentlich verkaufen: so viel Schiffe können auslaufen lassen, als nöthig ist: aus Cleve und Frießland die Matrosen und Soldaten zusammen ziehen, und sollen solche in keiner Gelegenheit dem Könige dienen: ferner das Recht haben, daß sie von denen im Lande fabricirten Waaren keinen Zoll geben soll, u. d. g. welches Privilegium sich auf 20. Jahr erstrecket.

Das XVII. Capitel.
Von der weltberühmten Stadt Batavia.

In den alten Zeiten wurde die Stadt, so auf eben diesem Grunde stund, *Sunda Kalappa*, genennet, bekam aber nachgehends von dem Königreiche den Namen *Jacatra*, welchen sie auch so lange behielt, bis sie 1619. den 30. May von den Holländern erobert und verbrannt wurde, an deren Stelle sie dann eine neue Stadt erbaueten, und ihr den Namen Batavia beylegten; von welchen allen oben weitläuftig ist gehandelt worden. Dieses Batavia kan mit größtem Rechte eine Königin aller Ost-Indischen Conqueten der Holländer genennet werden. Denn hier ist das Haupt-Comtoir der Hochlöblichen Compagnie, hier liegt der Kern ihrer Macht, und von hieraus beherrschet sie fast den vierten Theil vom Orient. Darneben ist es auch so herrlich und so vortreflich erbauet, daß es mit den importantesten, reichesten und schön-

sten

sten Städten Europens und Asiens kan vergli-chen werden.

Die Stadt liegt auf dem 6. Grad 10. Mi-nuten Süder-Breite, und der Länge nach im 106. Grad von Londen, welches nach des Herrn *de* l'ISLE Rechnung 125. Grad, nach des VALEN-TYN seiner aber 126. Grad 54. Minuten aus-macht, ist in einer lustigen und angebauten Ge-gend aufgeführet, und liegt 10. teutsche Meilen Ostwärts von der Stadt *Bantam.*

Von der Portugiesisch-reformirten Kirche, bis zu der Fortresse *Jacatra* ist ein überaus lusti-ger Spatzier-Gang, der *Jacatra* genannt, sin-temal an dessen beyden Seiten vortrefliche Gär-ten angelegt sind. Dieser Gärten giebt es sehr viele um Batavia, welche wegen ihrer schönen Gebäude, darinne sich gemeiniglich kostbare Bä-der befinden, und wegen des übrigen Putzes, prächtig anzusehen sind. Wenn ein solcher Gar-ten groß und wohl angelegt ist, wird er mit 22, 24000. Rthl. auch wohl noch höher bezahlet, ob er gleich wenig oder gar nichts einbringet und nur zum Staate und Vergnügen dienet. Bey der gesundesten Jahres-Zeit begeben sich die Vor-nehmen gemeiniglich hinaus, und warten der Garten-Lust ab.

Die Stadt ist beynahe vicreckigt, und nach dem Modell der Holländischen Städte gebauet. Der Grösse nach gleichet sie der Englischen Stadt *Bristol*, indem sie etwa 4800. Schritt und mit ihren Vorstädten $1\frac{1}{2}$ Teutsche Meilen im Umfange hat. Nach Norden zu liegt sie an

feinen Bay, in der sich 17. bis 18. Inseln befinden, welche die Gewalt der Winde und der Wellen so sehr brechen, daß wohl 1000. Schiffe in der grösten Sicherheit auf der Rhede liegen könten; und da auch diese Bay vor den Feind starck bevestiget, ist es eine von den besten in der gantzen Welt. Von der Mündung des Strohmes *Jacatra* an, sind zu beyden Seiten 2. grosse steinerne Dämme bis eine halbe Englische Meile in die See hinein geführet, zwischen welchen beständig auf 100. Sclaven arbeiten, die den Unflath, der von dem Wasser aus der Stadt herauskomt, bey Seite bringen müssen, damit die Mündung des Strohmes nicht möge verstopfet werden. Weil die gantze Rhede mit Canonen kan bestrichen werden, darf sich kein Schiff unterstehen, ohne Erlaubnis einzulaufen.

Was die Vorstädte betrift, waren solche vor Zeiten sehr schlecht. Nachdem aber die General-Gouverneurs die alten Hütten haben niederbrennen und an deren statt neue und in guter Ordnung aufbauen lassen, sind sie gantz ansehnlich. Vor der Utrechtischen und Duys-Pforte sind unterschiedliche Negereyen, in welchen Javaner, Mohren und Macassaren wohnen. Vor der Neu-Pforte ist die Vorstadt regulair in Gassen getheilet, und gerade aus komt man auf die oben gedachte Strasse, auf welcher sich zwey Brücken befinden. Vor der ersten Brücke wohnen Leute die Pferde und Wagen ausgeben und zahlt man, den Tag über, vor ein Pferd 12. Groschen, auf der andern Seite aber stehen schöne Wirths-

Häu-

Häuser, darinne man vor Geld wohl tractiret wird. Hier befindet sich auch eine Pulver=Mühle, Schneide und Mahl=Mühle mit 4. Mahl=Gängen. Vor der Rotterdamer Pforte hat es nur gemeine Häuser. Nach der Seite des Castells und zwar rechter Hand, stehen etliche Arack=Brandereyen, auf welche andere ansehnliche Häuser folgen. Ueber diese giebt es noch in den Vorstädten verschiedene öffentliche Gebäude und Mühlen, wie denn um Batavia etliche 100. Zucker=Mühlen gezählet werden.

Gegen Osten stehet das Castell, welches von 2. Bollwercken die Stadt und von den andern 2. die Rhede beschiesen kan. Selbiges hat 290. Schritt in der Länge, 270. aber in der Breite, und, wie gedacht, 4. geräumige Bollwercke, die von Corallen=Steinen aufgeführet, und die Perle, der Rubin, Saphier und Diamant genennet werden. Um den Wall gehet ein lediger Platz, der mit einer artigen Hecke von Hagedornen besetzt ist, und vor selbigem befindet sich der Wasser=Graben, welcher 25. bis 26. Ruthen breit und sehr tief ist. Die Vestung hat ausser den kleinen Pforten nach den Courtinen, die aber sehr selten geöfnet werden, 2. Thore, davon das eine nach der Land=Seite, das andere aber nach der See siehet. Ueber dem Graben an der Land=Pforte liegt eine Brücke von gehauenen Steinen auf 13. Schwibbögen, welche in der Mitte eine Zug=Brücke hat, und vor derselben ist ein grosser ebener Platz, der mit etlichen Reihen von Tamarinden=Bäumen besetzt ist,

unter welchen es Mittags, wegen des Schattens und Kühlung sehr angenehm spazieren zu gehen ist. Inwendig ist das Castell in 2. Plätze eingetheilet, welche eine Reihe Wohnhäuser und Packhäuser unterscheidet. Der vordere Platz, gegen die Stadt zu, wird der Parade-Platz genennet, auf dem in der mittlern Reihe der General seinen Pallast hat, neben welchem eine kleine runde Kirche erbauet ist, die an die Ring-Mauer anstösset. Des Generals Pallast ist vorne mit einer schönen steinernen Treppe gezieret, inwendig hat er kostbar ausmeublirte Zimmer und Sääle, und oben darauf befindet sich ein rundes Lust-Thürmigen. Neben diesem stehet das Secretariat-Haus, worinne der Secretair mit dem Ober-Kaufmanne wohnet, alsdenn die Loge, in welcher unterschiedene Kaufleute mit dem Garnison-Buchhalter und mehr als 20. Assistenten ihre Wohnungen haben, die der Compagnie Bücher, wie auch des Volcks jährliche Rechnungen schreiben. Dieser gegen über an der Mauer ist das Zeug-Haus, die Schmiede und Compaß-Schreiberey, womit die mittlere Reihe geendiget wird. An der andern Seite des grossen Platzes, nach der Stadt zu, wohnet der Directeur, etliche Räthe von Indien und der Major der Militz; auf dem andern Platze aber, nach der See zu, stehen auf beyden Seiten grosse Packhäuser.

Hausen vor der Stadt sind verschiedene Schantzen und Fortressen, welche mit Canonen und Besatzung gut versehen sind, als: *Jacatra*, *Anckee*,

Uyff-

Uyffbuck, *Ryswyck*, *Nordwyck*, *Maron* und dergleichen mehr, daraus man leicht abnehmen kan, wie important dieser Ort seyn müsse. Unter allen diesen Aussenwercken ist *Jacatra* das wichtigste, masen es 4. kleine Bollwercke, so alle mit Stücken wohl versehen sind, einen Wasser-Graben mit einer Zug-Brücke, und oben auf dem Walle eine Corps de Garde hat, in welchem eine ansehnliche Garnison liegt. Die Stadt selbst ist mit doppelten Mauern von Corallen-Steinen umgeben, um welche tiefe und breite Wasser-Graben gehen. In diesen Mauern befinden sich, nach GOCHS Bericht, 22. mit vielen Geschütz versehene Bollwercke, die Reisenden aber thun nur von 14. Meldung, welche sind: Holland, Geldern, Gröningen, Ober-Yssel, Utrecht, West-Frießland, Zeeland, Nassau, Seeburg, Kullenberg, Duys, Gremmingen, Amsterdam und Rotterdam.

Batavia hat 4. Thore, das Rotterdamer- Neu-Duys-und Utrechter-Thor. An Menge und Schönheit der Brücken wird es diese Stadt, wenn wir Sinesische Städte und Venedig ausnehmen, den meisten in der Welt zuvorthun, sintemal man 56. steinerne Brücken zählet, welche über die Graben der Strassen geschlagen sind. So befinden sich auch hier viel grosse und sehr bequeme Marckt-Plätze, die nach den Sachen, die man darauf feil hat, genennet werden; als da ist, der Kohl-und der Reiß-Marckt, Hühner- und Vögel-Marckt, Blumen-Marckt, Gaudiebe-Marckt, Leinwand-und Cattun-Marckt,

Obst-Marckt, Fisch-Marckt, die Fleisch-Schrancken, die Kleider-Hallen und dergleichen mehrere, davon die allermeisten wenigstens mit einem Dache bedeckt sind.

Durch die Stadt läuft der Fluß *Jacatra*, der, wie oben ist gedacht worden, aus dem Blauen-Berge komt. Die Strassen sind durchgängig sauber und gerade gepflastert, und durch 12. oder 15. der vornehmsten Graben geführet, die mit einem steinernen Rande verwahret sind, darauf sich mit Gondeln sehr bequem fahren läst. Auf beyden Seiten des Wassers stehen Kockos- oder grosse Tamarinden-Bäume, deren Aeste gegen einander über dem Wasser zusammen stossen, auf beyden Seiten der Graben aber kan mit Kutschen gefahren werden. Die Fußsteige sind mit grossen viereckigten Steinen gepflastert, und weil die Aeste von den Bäumen oben an die Dächer stossen; so ist es wegen dieser Schatten, und der angenehmen Kühlung des Wassers, ungemein plaisirlich in der Stadt herumzuspatziren. Weil kein Haus weiter als das andere heraussteher, kan man die Strassen gerade aussehen. Die vornehmsten und prächtigsten Strassen aber sind die Herrn-Strasse, durch welche man, von dem Rath-Hause aus, zu der Land-Pforte des Castells komt, ferner die Printzen- und Tiger-Strasse, und einige mehr in welchen ietzund die reichsten und vornehmsten Leute wohnen.

In den Ring-Mauern stehen über 2450. Häuser, welche fast durchgängig nett und proper sind. Diese Häuser sind wegen ihrer Glas- oder

Rot-

Totting=Rahmen so lüftig, daß die Hitze, wie roß sie auch immer seyn mag, doch niemals in lbigen gar zu beschwerlich seyn wird. Keine :dentlichen Thürmer giebt es hier nicht. So hat s auch hier keine Stadt=Uhren, weil das Eisen on der Luft bald verrostet und verzehret wird, argegen aber 4. grosse Sonnen=Uhren, nach)elchen man sich insgemein zu richten pfleget. leber dieses stehet bey den Glocken eine Schild=Bache mit einer Sand=Uhr, welche, wenn sie usgelaufen ist, mit einem grossen Hammer so iel Schläge auf die Glocke thut, als die Stun=e ist.

Was die öffentlichen und zwar die geistlichen Gebäude anbelangt, ist die Lutherische Kirche in trefliches Gebäude, indem sich darinne ein ostbarer Stuhl vor den General=Gouverneur efindet, und das Innere derselben mit schöner Sinesischen Arbeit ausgezieret ist. Der Grund arzu wurde 1745. geleget, ohngefehr 49. brach=e man sie zu Stande, und kostet nebst dem Kirch=ofe näher 50000. Rthlr., welches Geld die hie=igen Lutheraner zusammen geschossen, auch selbst der Hochsel. Hr. Baron von Imhoff ein Ansehn=iches darzu contribuiret hat. Die Holländische Kirche stehet mitten in der Stadt, und wird an Schönheit nicht leicht einer andern was nachge=ben. In der Vorstadt befindet sich zwischen der Rotterdamer=und Neu=Pforte die Portugiesi=sche und endlich die Malaische Kirche, die gleichfals kostbar gebauet sind.

Un=

Unter allen öffentlichen Gebäuden ist das wunderschöne Rath-Haus am merckwürdigsten. Es stehet solches mitten in der Stadt, ist nach dem Fuß des Amsterdamischen, doch nicht so groß erbauet, und erst 1711. mit grossen Kosten völlig aufgerichtet worden. In der Vorstadt stehet ein wohlgebautes Waysen-Haus, in welchem die Kinder, besonders die Mädgen sehr eingezogen gehalten werden, und wenn sie heurathen ein Braut-Kleid nebst 20. Rthlr. am Gelde bekommen. Die Knaben hingegen werden zu einen Handwercke angehalten, oder in Kriegs-Dienste genommen. Die Einkünfte dieses Waysen-Hauses werden von Jahr zu Jahr grösser, weil ihm fast im ieglichem Testamente was ausgesetzt wird, und wenn iemand ab intestato verstirbt und gleichwohl keine Verwandten hinterläst, bekomt es ebenfals einen ansehnlichen Theil der Verlassenschaft. Ferner ist hier ein öffentliches Spiel-Haus, Glot-Thyn genannt, welches der Compagnie gehöret, die aber einen Pachter hineinsetzt, der vor ieglichen Wurf (wie Langhans p. 203. berichtet) es stehe nun wenig oder viel, 1. Duppelgen bekomt, welches, wenn viele Spieler kommen, manchen Tag eine Summe von 1000. Gulden austrägt. Das Krancken-Haus der Compagnie ist auch ein sehr ansehnliches Gebäude, in dessen Mitte sich ein grosser viereckigter Platz befindet. Zwischen dem Rotterdamer und Neu-Thore, stehet in der Vorstadt das Sclaven- oder Gefangen-Haus, dahinein alle dieienigen kommen, die ein Verbrechen in der Compagnie

Diensten begangen haben. Die übrigen öffentlichen Häuser sind das Spinn-Haus, Werck-Haus, Sinesische Hospital und viele Mosquen und Götzen-Tempel der Sineser.

Um Batavia, wie oben ist gedacht worden, halten sich viel fremde Nationen auf, die aber alle, die Sineser ausgenommen, in den Vorstädten wohnen müssen, und sagt man, daß selbige aus 2400. Häusern bestehet, worzu noch immer neue gebauet werden. Die Anzahl der Einwohner rechnet man auf 100000., ob aber selbige allein in der Stadt oder auch mit in den Vorstädten wohnen sollen, kan ich nicht gewiß sagen. Wenn man die Sclaven mit unter die Einwohner gezählet, könte es wohl von der Stadt verstanden werden, sonsten aber schien die Zahl fast etwas zu groß. Uebrigens ist in Batavia sehr theur zu leben, und sagen die Mißionarien Hr. Klein und Hr. Breithaupt, daß sie vor 8. Tage, ohngeachtet sie die wenigstenmale zu Hause gespeiset, 20. Rthlr. geben müssen.

Das XVIII. Capitel.

Von des Königes in *Bantam* Regierung, Staate, Einkünften und Kriegs-Macht; wie auch von den Städten die in diesem Königreiche liegen.

Der König von *Bantam* regieret monarchisch, das ist, er darf mit seinen Unterthanen vor-

vornehmen was ihm beliebt, und stehet ihr Leben und Tod völlig in seiner Gewalt. Die Ehrenstellen und andere hohen Bedienungen des Reichs, konte er sonst vergeben an wem er wolte: nachdem er aber ein Vasall der Compagnie worden, darf er ohne derselben Einwilligung keine ansehnliche Gouverneur-Stelle besetzen. Um sich die Regierungs-Last zu erleichtern, hält er sich einen Reichs-Verwalter, welcher sein vornehmster Staats-Minister ist, und der nach ihm das meiste im Lande zu befehlen hat. An diesen müssen die Land-Voigte von allen wichtigen Begebenheiten, die in ihren anvertrauten Provintzen vorfallen, Bericht erstatten, darauf denn dieser Minister das Merckwürdigste in einen Auszug bringet und selbigen dem König vorlegt, der sodann seinen Befehl darüber ertheilet. Auf diese Art weiß der König alles was im gantzen Reiche vorfält, und darf ihm der Premier-Minister bey Verlust der Würde, auch wohl manchmal seines Lebens nichts verhalten; es müste denn seyn, daß er ausdrückliche Erlaubnis bekäme über diese oder iene Sache nach seinem eignen Gutbefinden zu urtheilen; welches aber in solchen Sachen, die unmittelbar das Reich oder des Königes Person betreffen, nicht leicht geschehen wird. Ueber diesen Minister hält er noch seine geheimden Räthe, mit welchen die wichtigsten Staats-Affairen überlegt werden.

Wie die Kleidung der Könige ohngefehr beschaffen sey, erzehlet uns BRUIN, als welcher den König in folgender Kleidung sahe: Auf dem Haupte hatte er eine steife violetbraune Mütze,

die

die nicht sonderlich hoch und oben und unten mit einem weisen Rande eingefasset war. Auf dem Leibe trug er einen grauen Türckischen Rock mit silbernen Knöpfen, um die Lenden aber einen Gürtel, dessen Enden vorne niederhungen, in welchem er den Dolch, dessen Scheide mit Gold überzogen war, an der rechten Seite hangen hatte. Seine Beine waren blos und an den Füssen hatte er nur Holländische Pantoffeln, daß also die Kleider-Pracht eben nicht groß bey ihm ist.

Wenn er sich aber öffentlich sehen läßt, macht er grossen Staat, und muß man sich wundern mit was vor Pracht einsmals einer, der noch darzu ein Staats-Gefangener war, vor dem Volcke erschien. Als dieser König zum Thore des Castells heraus trat, wurde das Geschütz von den Batterien gelöset. 4. Amboineser von ungemeiner Grösse und fürchterlicher Gestalt, gingen mit ihren Schilden und breiten Schwerdern voraus. Auf diese folgten eine Menge Javaner, nach welchen eine Compagnie Balier einher trat. Darauf wurde ein artig gemachter und vergoldeter Sessel von 4. Javanen auf den Schultern getragen. Hinter diesen wurden 6. schöne Persianische Pferde geführet, die so köstlich als man nur erdencken kan, aufgezäumet, und mit Gold und Silber meistentheils bedeckt waren; nach diesen aber kamen wieder 4. Amboineser. Alsdenn folgte des Königs Printz zu Pferde, dem etliche 100. Frauen aufwarteten, davon etliche goldene Schüsseln, andere Früchte oder Blu-

Blumen trugen, und hinter diesen zog eine Compagnie Holländischer Soldaten her. Endlich erschien der König selbst in prächtiger Kleidung auf einen schönen Persianischen Pferde, welches gleichfals treflich ausgeputzet war, und neben ihm her ging eine grosse Anzahl von Frauenzimmer. Der König machte eine unverzagte Mine und gab sich ein so maiestätisches Ansehen, als ob er der oberste Fürst vom gantzen Lande gewesen, und ihm niemand was zu befehlen gehabt hätte. Hinter ihm folgten 2. andere Compagnien Soldaten, die eine von Holländern und die andere von Javanen, die nach der Weise ihres Landes gewafnet waren, welche den Zug beschlossen.

Die Söhne erben hier das väterliche Reich, und die Töchter können niemals darzu gelangen, wohl aber in Ermangelung männlicher Descendentz, ihre Männer. Man bindet sich hier nicht an die erste Geburth, sondern die Wahl des Königes giebt dem Erwählten das Recht zur Reichs-Succeßion, der denn insgemein den klügsten und geschicktesten darzu ernennet. Geschicht es nun, daß der König plötzlich stirbt, oder bey Lebzeiten keinen Thron-Folger ernennet hat, so meinet ieglicher Printz berechtiget zu seyn, den Thron zu besteigen. Dieses Recht einen Nachfolger zu ernennen, ist zwar dem Könige nach dem grossen Bantamischen Kriege gelassen worden, doch muß er solchen allezeit erst dem Holländischen Staats-Rathe von Indien zur Approbation vorstellen. Die Printzen werden hier nicht, wie bey den Türcken, im Seraglio verschlossen gehalten, und wenn

solche auf den Thron gelangen wollen, müssen sie von rechtmäsigen Gemahlinnen seyn erzeuget worden; ob man nicht aber dann und wann davon abgehet, kann ich nicht sagen. Wenn ein unmündiger Printz auf den Thron gelangt, kan seine Mutter nicht Vormünderin seyn, sondern es übernehmen etliche vornehme Räthe, auch wohl manchmal nur einer die Vormundschaft, hat aber der Printz das 14. Jahr erfüllet, so trit er die Regierung selbst an.

Zu des BRUINS Zeiten hatte der König nach dem Muhammedanischen Gesetz 4. rechte Gemahlinnen und 40. Kebs-Weiber; an welche letztere Zahl sie iedoch keinesweges gebunden sind, sondern ihrer so viel nehmen können, als ihnen beliebt. Welche von den 4 rechten Gemahlinnen dem Könige den ersten Printz zur Welt bringet, die ist Königin, und hat über die andern, und über die Kebsweiber zu befehlen. Sonst tragen auch die hiesigen Könige kein Bedencken sich wohl ihrer eignen Printzeßinnen zu bedienen, wie denn derienige der ums Jahr 1730. regierete, seine leibliche Tochter geschwängert hat, worzu er ein besonderes Recht zu haben vermeinete. Denn als der Holländische Commandeur in *Bantam* einsmals mit ihm darauf zu reden kam, und sagte, daß wenn ein Christ bey seiner Tochter schlief, er davor am Leben gestraft werde: so antwortete ihm der König, daß sey höchst unbillig; und wolte solches auf folgende Art beweisen: wenn ein Haus-Vater einen Baum pflantzte, so gehöre ihm auch zu, die ersten Früchte da-

von zu essen. Da nun ein Vater seine Tochter gezeuget, könne auch diesem nicht verwehret werden, wann er die erste Blume seiner Tochter geniesen wolte. Ihre Leib-Wache bestehet nicht aus Männern, sondern aus Weibern, deren Zahl sich auf 600. 800. bis 1000. erstrecket, von welchen alle Nachte 100. die Wache halten. Wo der König hingehet, da müssen sie ihm allezeit folgen und seine Person bewahren. Die Waffen dieser weiblichen Leib-Garde sind eben so beschaffen, wie sie sonst die ordentlichen Soldaten tragen, ausser daß selbige viel subtiler gemacht sind.

Vor Zeiten muste man die königlichen Einkünfte nach Millionen rechnen, besonders 10. bis 15. Jahr vor dem grossen Bantamischen Kriege, von dem wir in dem folgenden Capitel ausführlich handeln werden, zu welcher Zeit der König sehr reich und mächtig, und einer der größten Monarchen in den hier herum gelegenen Inseln war. Weil sich aber nach diesem Kriege der Handel aus *Bantam*, den Pfeffer ausgenommen, meistens nach Batavia zog: wurden die öffentlichen Gelder dadurch sehr geschwächet, so daß sie mit denen in vorigen Zeiten keine Aehnlichkeit mehr haben; doch kan der König aus dem Lande schon noch so viel heben, daß er seinen Staat davon führen kan.

Ehedem konte *Bantam* auf 100000. Mann ins Feld führen, die Zeiten aber haben sie geändert, und wird es ihm schwer fallen, wenn es ietzt 40000. aufbringen solte. Die Waffen der Soldaten sind Dolche, Wurf-Spiese, Piquen,

Sebel,

Sebel, grosse Schilde und Blaßröhre, aus welchen sie vergiftete Pfeile schiesen. Darneben können sie auch mit Schieß=Gewehr und Artillerie wohl zurechte kommen. Alle diese Waffen machen sie meistens selber, wie auch das Pulver, welches aber etwas großkörnicht, nicht so schwartz, auch nicht von so starcker Würckung, als das Europäische ist. Dieser Fehler ist iedoch nicht so wohl ihnen, als dem Climati oder einer andern Ursache zuzuschreiben, indem auch die Holländer kein recht gutes Schieß=Pulver in Indien machen können, und daher vieles in Holland präpariren lassen. In Friedens=Zeiten hält der König keine sonderliche Armee, in Kriegs=Zeiten aber ist ieder junge Bantamer, von dem es verlanget wird, gehalten, der Fahne zu folgen, und im Felde zu dienen. Wenn sie in Campagne gehen, bekommen sie ihr Gewehr und täglich ein gewisses an Reiß und gedörreten Fischen. Ihre Feld=Spiele sind Schalmayen und andere Instrumente, die Trommeln aber bestehen aus grossen ausgehöhlten Bäumen, die insgemein 8. und mehr Ellen lang, oben mit einem Felle überzogen, unten hingegen offen sind. Die Klöppel, damit selbige geschlagen werden, sind mit Leinwand umwunden, und kan man den Schall dieser Trommeln auf etliche Meilen weit hören; daher man sich selbiger auch, wenn das Volck soll versamlet werden, wie in Europa der Sturm=Glocken bedienet. Ehe die Bantamer in die Schlacht gehen, essen sie Opium, welches sie noch hertzhafter macht, als wenn die Europäischen Soldaten Pulver in Brandeweine

trincken. Wenn sie den Sieg davon tragen, gehen sie mit den Ueberwundenen sehr unbarmhertzig um, und verschonen keiner Seele, sondern alles muß in der ersten Hitze über ihre Klinge springen. Im vergangenen Seculo konte *Bantam* so grosse Kriegs-Flotten in See laufen lassen, daß es ihm fast hierinne kein Königreich in allen hiesigen Inseln zuvor thun konte. Wie es aber heutiges Tages mit seiner See-Macht aussiehet, können wir nicht sagen, ist aber leicht zu schliesen, daß sie mit der ehemaligen nicht wird können in Vergleichung gestellet werden.

Die Haupt-Stadt des gantzen Königreiches, welches manche in 4. andere in mehrere Provintzen eintheilen, ist BANTAM, darinne auch der König residiret. Sie liegt in einer Ebene oder vielmehr in einem grossen Thale, an dem Fusse eines sehr hohen Gebürges, so sich sehr weit ins Land hinein erstrecket. Aus diesem Gebürge kommen 3. Flüsse oder vielmehr nur ein Fluß, der sich aber in 3. Arme theilet. Zwey von selbigen fliesen um die Stadt herum, und fallen ohngefehr eine Meile weiter hinunter in die See, der 3te aber, welcher am größten ist, läuft mitten durch die Stadt.

Wie die Holländer nach Java kamen, war diese Stadt eine mit von den berühmtesten Handels-Städten in Indien, und wurde nicht nur von Portugiesen sondern auch von sehr vielen Nationen aus den hiesigen Inseln starck besuchet, theils um Waaren dahin zu bringen, theils um welche abzuholen; und da sie nachgehends auch

e Holländer, Engländer, Dänen und Frantzo-
n besuchten: so nahm der Handel vom Jahr
Jahre zu. Damals war sie der Grösse nach
wa München in Bayern zu vergleichen, ihre
Mauern waren über 2. Schuh hoch von gebacke-
en Steinen, mit Bollwercken versehen, und
ielen groben Geschütz besetzt. In der Stadt
efand sich eine grosse Mosque und 3. Märck-
e, auf welchen man täglich fast alles bekom-
ien konte, was man verlangte, die Häuser aber
aren unordentlich gebauet, und die Gassen vol-
er Unreinigkeit.

In den heutigen Zeiten ist diese Stadt mit ei-
er starcken Mauer, nach der See zu, umgeben,
ie von rothen Back-Steinen aufgeführet ist,
nd 2. Stunden im Umfange hat. Die Thore
ind starck mit Eisen beschlagen, und die übrige
Fortification ist auf Europäischen Fuß gesetzt.
Einen weiten und tiefen Hafen hat sie nicht, aber
ine schöne Bay, in welcher viel grosse und kleine
Schiffe vor den Winden sicher liegen können.
Die Häuser stehen unter Kokos-Bäumen auf ho-
en Pfosten, sind mehrentheils vom Bambus
gebauet, mit Kokos-Blättern gedeckt und um
rische Luft darinne schöpfen zu können, auf allen
Seiten offen. Das Schloß, worinne der Kö-
ig residiret, wird *Paceban* genennet. Einige
vollen solches wegen seiner Schönheit sehr lo-
ben, andere aber so was besonders eben nicht
daraus machen. Unterdessen aber ist es doch ein
grosses Gebäude, darinne sich das Bantamische
Rath-Haus, viele Zimmer und Sääle befinden.

 Den

Den Printzen-Hof, so ein vortrefliches Gebäude ist, besitzen die Holländer, welche ihn bevestiget und mit Canonen bepflantzet haben. Uebrigens halten hier die Holländer einen Commandeur, nebst einer Besatzung von 5. bis 600. Mann, und weil sie sich auch gut darinne bevestiget: werden sie so leicht nicht können herausgeschlagen werden.

TORDEASSE ist iederzeit vor die Haupt-Vestung im gantzen Königreiche gehalten worden. Vor diesen hatte sie etliche Stunden im Umkreise, ein schönes Königliches Schloß und sehr dicke Mauern mit vielen Bollwercken, welche von Bambus-Rohr gemacht, und in der Mitte mit Schutt ausgefüllet waren; welche Art von Vestungs-Wercken fast besser als die von Stein seyn soll, indem sie die Kugeln nur nach langer Zeit erst zerschlittern können, und wenn daher bey einer solchen Vestung schnell soll Bresche geleget werden, müssen auf selbige eine Menge von Feuer-Kugeln geschossen werden. Jetzt ist die Stadt nicht groß, aber gantz wohl gebauet, und mit starcken Mauern versehen. Sie liegt über 6. Stunden weit von *Bantam*, an der See, und hat einen grossen Hafen, der aber dem ohngeachtet von fremden Nationen nicht sonderlich besuchet wird. Die Holländer haben nach den Bantamischen Kriege vor gut angesehen, sie gleichfals mit einigen von ihren Völckern zu besetzen.

TANGERANG war vor dem Kriege auch eine importante Vestung, welche den Holländern viel blutige Köpfe verursachte. Heutiges Tages ist

es

s ein schlechter Ort, ia wie manche sagen, sollen s die Holländer verbrannt haben, dergestalt, aß man nichts als die Rudera davon sehen könte. ᴀᴜᴅɪᴀɴᴀ ist ein ansehnlicher und grosser Flecken bey welchem sich zugleich ein guter Hafen befindet, der iedoch meistens nur von Javanischen Schiffen besuchet wird. Die übrigen Städte ind ᴀɴɪs und ᴄᴀʀᴛʜɪᴀɢᴀ, welche sonst auch gute Vestungen waren, ietzt aber nicht viel bedeuten wollen. Uebrigens sollen, nach der Reisenden Bericht, noch einige andere Städte in diesem Königreiche liegen, die sie aber weder beschreiben, noch mit Namen nennen.

Das XIX. Capitel.

Von den Staats-Veränderungen, die sich in dem Königreiche *Bantam* zugetragen haben.

Ich wolte wünschen, daß ich dem Leser die Könige von *Bantam* in eben so einer Chronologischen Ordnung, als die Holländischen Generals, vorlegen könte. Da solches aber vieles Nachschlagens der Bücher ohngeachtet nicht bewerckstelligen, bey niemanden auch einigen Anfang darzu finden können: so will iedoch dasienige anführen, was von den hiesigen Staats-Veränderungen zu meiner Wissenschaft kommen ist.

Wie in den alten Zeiten alle Reiche einem einzigen Herrn, nemlich dem Kayser von Java, unter-

unterworfen waren: also stund auch das Königreich *Bantam* unter seiner Herrschaft, und wurde von Vice-Königen gubernıret. Dieses geschahe eine geraume Zeit nach einander, bis im 16ten Seculo ein tapferer und kluger, aber auch zugleich sehr hochmüthiger Mann, zur Staathalterschaft gelangete. Dieser erwieß sich gegen die Bantamer sehr gütig und liebreich, und zog sie nach und nach mit guten Worten und durch List dergestalt an sich, daß sie wieder den Kayser rebellirten, und ihn (den Vice-König zu ihren Regenten ausrufeten. Der Kayser that sein Möglichstes, um diesen Rebellen wieder unter das Joch zu bringen; weil sich aber das Marschiren mit einer Armee auf Java, sehr schwer thun läst, zudem auch alle Einwohner des Königreiches dem Rebellen anhingen, muste er ihn zwar endlich vor einen freyen König erklären, fassete aber einen recht bittern Haß wieder ihn, und weil er solchen auch auf seine Nachfolger fortpflantzete, ist es zwischen diesen beyden Monarchen niemals zu einen guten Vernehmen gekommen.

Vielleicht aber hätte er die Bantamer doch wieder zu ihrer Schuldigkeit gebracht, woferne nicht die Portugiesen wären in *Bantam* ankommen, als welche den Rebellen, nach möglichsten Kräften wieder den Kayser Beystand leisteten. Dieses thaten sie aus keiner andern Absicht, als daß sie sich bey dem neuen Könige dadurch einschmeicheln, und den freyen Handel erlangen möchten; welches ihnen denn auch nicht fehl schlug. Auf diese Weise blieb also der Rebelle

ein

in ruhiger Besitzer eines Thrones, der ihm antz und gar nicht zugehörete, und dessen sich ie Kayser niemals wieder haben bemächtigen önnen. Dieser König und seine Nachkommen elangten bald darauf zu solcher Macht, daß sie icht mehr mit ihrem Reiche wolten zu frieden eyn, sondern anfingen, nach mehreren Ländern u trachten.

Ohngefehr um das Jahr 1584. kam ein löb= icher Herr zur Regierung, der wegen seiner Tu= enden bey iedermann beliebt war, und der ge= viß trefliche Einrichtungen würde gemacht haben, oferne er nicht wäre alzu frühzeitig um sein Le= en gekommen. Denn als er die Stadt *Palimam* belagerte, wurde er mit einer Stück=Kugel, 596. da er kaum 2 . Jahr alt war, zu aller Leid= oesen, erschossen. Er hinterlies nur einen ein= igen Printzen, welcher damals nicht älter, als . Monate war. Da nun dieses Kind nicht elbst regieren konte, so wurde ihm ein Vormund esetzt, den man *Kipate* nennete, unter dem es, veil er wenig Verstand hatte, und dabey sehr eitzig war, höchst verwirret in *Bantam* zuging.

Zu seinen Zeiten kamen die Holländer das erste nal nach *Bantam*, und schlossen mit ihm, im edachten Jahre, zu Anfange des Julii, einen Handlungs=Tractat, vermöge dessen sie in der Stadt *Bantam* ein Haus bekamen, und daselbst öffentliche Handlung treiben durften.

Wie solches die Portugiesen vernahmen, mach= ten sie die Holländer bey dem Gouverneur sehr schwartz, und gaben sie vor Kundschafter aus,

welchen man den Handel nicht verstatten und die man durchaus nicht in *Bantam* dulten müste. Wie aber dieses die gewünschte Würckung nicht thun wolte, gaben sie ihm ansehnliche Geschencke, wodurch er bald dahin gebracht wurde, den Holländern nicht nur den Handel zu sperren, sondern auch dieienigen, die in der Stadt waren, gefangen zu nehmen.

Da die Holländer sahen, daß ihnen ihre Güte nachtheilig war, fuhren sie gantz nahe an die Stadt, und nahmen 3. Javanische Schiffe hinweg, welche mit 400. Cent. Würtz-Nelcken, 100. Cent. langen Pfeffer und vielen andern Sachen mehr beladen waren. Weil sie aber den Gouverneur hierdurch auf keine besseren Gedancken bringen konten: fingen sie an, die Stadt zu beschiessen, wodurch zugleich viele Leute getödtet wurden. Die Bantamer löseten zwar auch ihr Geschütz; weil selbiges aber so hoch stund, konte es den Holländischen Schiffen keinen Schaden zufügen. Den folgenden Tag thaten sie nebst den Portugiesen, auf die Holländer einen Anfall, der ihnen aber so übel gelung, daß sie, mit mehr als 100. Mann Verlust, wieder abziehen musten.

Ueber dieses Verfahren der Holländer gerieth der Gourerneur in grossen Zorn, ließ daher die gefangenen Holländer als Sclaven vertheilen, und ihnen alle ihre Waaren abnehmen, dem Capitain aber drohen: daß er selbige wolte spiesen lassen, woferne er sie nicht mit 3000. Realen lösen würde. Hierauf fing man an, zu accordiren, und schloß nachfolgenden Frieden: 1) Solten

en die Holländer vor die Gefangenen 2000. Rea=
en von Achten geben. 2) Solte alles, was sie
weggenommen, ihre seyn. Dargegen aber sol=
en die Bantamer 3) auch alle vertheilte Waa=
en behalten, und der Schulden (denn sie wa=
en den Holländern viel schuldig) erlassen seyn,
nd 4) solte den Holländern erlaubt seyn, wieder
rey in der Stadt zu handeln.

Allein dieser Friede hatte keinen Bestand. Denn
ls der Portugiesische Gouverneur in *Malacca*,
em hiesigen Gouverneur 10000. Acht=Doppel=
Realen mit der Bedingung schickte, daß er den
Holländern den Handel gäntzlich untersagen, und
e aus *Bantam* treiben solte: nahm er solches Ge=
hencke mit grosser Freude an, und versprach, al=
es Verlangte zu erfüllen. Wie nun die Hol=
änder erfuhren, daß man sie mit aller Macht
ngreifen wolte, huben sie die Ancker und gin=
en von dannen.

Das gute Gerüchte von Indien, und beson=
ers von Java, wurde nach dieser Holländischen
ahrt in Europa umgemein groß: daher auch
e Engländer zu Anfange des 16ten Seculi
eichfals Schiffe nach *Bantam* schickten. Hier
urden sie nicht nur wohl aufgenommen, sondern
hielten auch 1602. die Erlaubnis, in der Stadt
ntam eine Factorey anzulegen.

Weil die erste Reise der Holländer nach Indien
wohl abgelaufen war, daß sie mit einer reichen
dung am Gewürtz und andern Waaren in Hol=
nd angekommen: so schickte man bald darauf wie=
r Schiffe mit dem Befehl dahin ab, daß sie sol=
ten

ten in *Bantam* eine Factorey anzulegen suchen. Diese Schiffe wurden von dem Gouverneur besser, als die erstern, empfangen, masen ihnen auf ihr Suchen der freye Handel, und daselbst nach ihrem Belieben zu bleiben, verstattet wurde. Dieses gute Vernehmen aber war von keiner langen Dauer; denn weil die Portugiesen und andere Nationen die Holländer mit scheelen Augen ansahen: so verursachten sie, daß zwischen ihnen und dem Gouverneur oft Streitigkeiten vorfielen

Zu selbiger Zeit hielt man die Holländer und Engländer vor einerley Nation. Da diese nun, gedachter masen, nicht wohl angeschrieben stunden, und die Engländer mit darunter litten: so waren letztere bedacht, durch einen Unterscheid zu zeigen, daß die Holländer eine von ihnen unterschiedene Nation wären. Sie feyerten in dieser Absicht zu Ausgange des Jahres 1603. mit grossen Solennitäten das Krönungs-Fest der Königin Elisabeth; dieweil sie meineten, es wäre selbige noch am Leben. Da sich nun die Bantamer erkundigten, was dieses vorstellen solte? so sagten sie ihnen solches, und setzten hinzu, daß es alle Engländer thäten. Wie aber diese das Gegentheil behaupten wolten: gaben sie ihnen zur Antwort, daß es keine Engländer, sondern Holländer wären, die gar keinen König hätten; von welcher Zeit an, man denn anfing, diese beyden Nationen von einander zu unterscheiden.

Weil in diesen Jahren kein König war, und nur der Gouverneur das Regiment führete: so waren in *Bantam* nichts als Mordthaten, Dieb-

stähle,

tähle, Feuer, Kriege und Verräthereyen; wobey
ie Engländer oft gantze Nächte wachen musten,
amit sie nicht möchten geplündert werden.
604. steckten die Sineser und Holländer (wie
ie Engländer sagen) die Englische Factorey an.
)b diese nun gleich das Feuer wieder löscheten:
o wurden ihnen doch viele Sachen gestohlen, wel=
hes verursachte, daß die Engländer mit einem
rossen Haß gegen die Holländer eingenommen
ourden. Als auch nachgehends der iunge König
eschnitten wurde, und die Holländer und Eng=
änder mit in Proceßion gehen wolten: thaten
ich zwischen ihnen, des Ranges wegen, neue
Streitigkeiten hervor. Die erstern wolten ihn
vegen ihrer Anzahl, die letztern aber um ihrer
chönen Kleider willen haben, und weil sie von
inem Könige beherrschet würden. Nach der Zeit
at immer eine Nation die andere, nach Staats=
Manier, zu stürtzen gesuchet, dabey die Englän=
er meistentheils, bis auf den berufenen Banta=
nischen Krieg, am glücklichsten gewesen sind,
ind in der Könige Gunst gestanden haben.

Gegen das Ende des vergangenen Seculi herr=
chete der berühmte Sultan AGOUM, unter wel=
hem *Bantam* zu solcher Macht gelangte, daß es
llen dasigen Reichen fürchterlich wurde; welche
Macht iedoch durch einen Staats=Fehler des
Königes in eben diesem Seculo einen wichtigen
Stoß bekam. Dieser König war so wohl ein
Freund der Frantzosen, als auch insbesondere der
Engländer, dahingegen er sich oft gegen die Hol=
änder feindselig erwieß; weil ihm ihr nahgelege=
nes

nes Batavia und ihre grosse Indianische Macht ein rechter Stachel im Auge war. Diese Feindseligkeit erstreckte sich so weit, daß er ihnen oft die Zufuhr zu Lande sperrete, und ihre, durch die Sundaische Strasse fahrenden Schiffe attaquiren ließ. Die Holländische Regierung sahe wohl, was sie vor einen üblen Nachbar an ihm hatte, hielt aber nicht vor dienlich, sich vor seinen Feind zuerklären: sondern suchte ihn durch Geschencke auf bessere Gedancken zu bringen; welches aber die Engländer, Frantzosen und Dänen meistens vernichteten. Ja der König ging beständig darauf um, wie er den Holländern, entweder durch Rebellion, oder durch öffentlichen Krieg, Batavia am bequemsten entreisen möchte.

Endlich aber wurde er der Regierung überdrüßig, und beschloß seine übrige Lebens-Zeit in Ruhe und bey seinen Weibern im Seraglio zuzubringen. Diesem nach trat er ohngefehr 1680. einem, seiner Printzen, die Regierung ab, und verfügte sich darauf, mit seinem Hofe nach der Vestung *Tordcasse*.

Dieser sein Printz war ein kluger Herr, weil er sich aber an den Rußischen, Türckischen, Persischen, Siamischen und Gepuinesischen Höfen aufgehalten: so machte er im Staate verschiedene Veränderungen, ohne auf die Instruction zu achten, welche ihm sein Vater, als er ihm die Krone aufsetzte, gegeben hatte. Er fing an, alle diejenigen von seinem Hofe zu entfernen, welche unter der vorigen Regierung den meisten Antheil an den Affairen gehabt hatten. Solches

gescha-

[g]eschahe entweder darum, weil er würcklich mit [ih]rer Conduite nicht zufrieden war, oder weil er [si]e vor heimliche Spione hielt, welche seinem Vater [al]les, was er vornähm, zu Ohren trügen, und [vo]n ihm sodann instruiret würden, wie sie sich [da]bey verhalten solten. Unter andern removirte [er] auch 2. vornehme Räthe, die ihm sein Vater [in]sbesondere recommandiret hatte.

Diese Dinge schmertzten dem *Agoum* in seiner [S]eele, und es erkannte derselbe, aber alzu spat, [d]aß es leichter sey, ein Scepter zu verlassen, als [he]rnach der Reue überhoben zu seyn, daß man [so]lches gethan habe. Er konte sich nicht enthal[te]n, sich gegen seinen Printz heftig darüber zu [be]klagen, daß er in allen Stücken seinem väter[li]chen Willen schnurstracks zuwieder handele. [U]nter andern sagte er ihm: Was masen er gantz [er]staunet wäre, daß seine Recommendation [u]nd der weißlich gegebene Rath eine so [sc]hlechte Würckung in seinem Hertzen ge[th]an hätten.

Der junge König AGUI, welcher meinete, er [be]sitze Verstand gnug eine Regierung zu führen, [n]ahm diese Vorstellungen höchst empfindlich auf, [u]nd hielt sie vor eine heftige und unerträgliche [R]eprimande. Weil er nun glaubte, sie rührete [vo]n den beyden relegirten Räthen her: so erthei[l]te er augenblicklich Befehl, daß sie aus dem [W]ege solten geräumet werden; worauf sie denn [au]ch würcklich massacrirt wurden. Zu diesem [V]erfahren kam noch das Mißvergnügen der Un[te]rthanen, welche meineten, daß sie unter der

neu-

neuen Regierung gedrücket würden, desgleichen eine geheime Jalousie, welche (wie ein frantzösischer Scribent saget) von solchen Leuten inspiriret wurde, die ihr Conto bey dem üblen Vernehmen, zwischen Vater und Sohn, zu finden glaubten. Dem sey aber wie ihm wölle, gnug die Unterthanen fingen wieder dem *Agui* an zu rebelliren, und der gewesene Sultan *Agoum* ergrif die Waffen, um eine Krone wieder an sich zu bringen, die er freywillig weggegeben hatte. Zu ihm traten auch nicht nur die Vornehmen des Landes: sondern auch die Engländer, Dänen und Frantzosen. Wie er nun, an der Spitze einer Armee, gegen seinen Printz anrückte, sahe sich dieser auf einmal von einem grossen Theil der Seinen verlassen, und wurde daher aufs Haupt geschlagen.

Hierauf belagerte ihn sein Vater in *Bantam*, welcher gleich Batterien aufwarf und grosse Bresche legte; daher es an dem war, daß er sich entweder ergeben, oder gewärtig seyn muste, von seinen eignen Leuten in die Hände des Ueberwinders geliefert zu werden. In dieser äussersten Noth, beschloß *Agui* lieber alles zu wagen, als sich der Discretion eines höchst beleidigten Vaters zu unterwerfen. Weil er aber hier kein Mittel wuste, ließ er die Holländer um Beystand ersuchen. Dieses geschahe durch einen Javaner, welchen er in der Nacht über die Mauer ließ und der darauf, nicht ohne Gefahr seines Lebens, durch das feindliche Lager nach Batavia eilete.

Der

Der Rath von Indien wolte sich hierzu nicht verstehen, allein der kluge *Speelmann* drung durch, wie wir solches oben mit mehrern vernommen haben, und stelte Ordre, daß der General-Maior Martin mit einer Flotte nach *Bantam* segeln, der Capitain Hartzing aber die Vestung *Tangerang* zu Lande angreifen solte, um den alten König hierdurch zu nöthigen, die Belagerung von *Bantam* aufzuheben; welches man aber nicht erhalten konte. Weil dieser Ort sehr veste war und eine Besatzung von auserlesener Mannschaft hatte: sahen sich die Holländer genöthiget, Schantzen aufzuwerfen, um den heftigen Ausfällen, desto nachdrücklicher wiederstehen zu können. Hierauf fingen sie an zu approschiren, liesen etliche Minen mit guten Erfolg springen, und nachdem sie solche Bresche gelegt, daß wohl 8. Mann neben einander hindurch gehen konten: so wagten sie einen General=Sturm. Anfangs fanden sie heftigen Wiederstand, endlich aber wurde es doch mit dem Degen in der Faust erobert und etliche 1000. Mann in die Pfanne gehauen; dahingegen die Holländer in dieser 6. wöchentlichen Belagerung gleichfals keine geringe Zahl an treflichem Volck verlohren hatten.

Indessen war der Maior Martin mit 20. Kriegs=Schiffen, 100. Branders und vielen andern Fahrzeugen, auf welchen über 10000. Mann waren, vor *Bantam* angekommen; alwo sie ein erstaunliches Donnern der Canonen hören. Des Feindes Batterien überstiegen in der Höhe die Häuser der Stadt, daher selbiger die

Flotte gleich wahrnehmen konte, aber nicht die geringste Bestürtzung darüber mercken ließ, und vielleicht meineten, sie bald in Grund zu bohren. Der belagerte König im Castell, der bisher, wegen der Bresche, beständig einen Sturm vermuthet, bekam bey Erblickung der Flotte einen neuen Muth, und ließ dem Vater aus seinem Geschütz tapfer antworten. Weil sich aber die Holländer bey *Bantam* zu anckern nicht unterstunden: lichteten sie in der Nacht die Ancker und landeten einer Stunde weit von der Stadt, an einem andern Orte. Der Feind, welcher in einem Holtze wohl postiret stund, blitzte dergestalt aus selbigem, als wenn er Feuer gespien hätte. Die Holländer stunden bis an die Knie im Wasser, und schargirten auf diese Weise 3. Stunden lang, konten aber doch nicht ans Land kommen, ob ihnen gleich 3. Compagnien schon ruinirt waren. Wie ihnen also dieses nicht gelingen wolte, schaften sie etliche Haubitzen ans Land, aus welchen sie so heftig hagelten, daß der Feind gezwungen wurde, den Wald in Confusion zu verlassen, und in seine Brustwehren zu eilen. Hierauf wurde gleich mit anbrechenden Tage Posto gefaßt und gegen die Brustwehren angerückt.

Weil hier die Teutschen Compagnien sehr geschwächet wurden: schickte ihnen der Maior den Capitain *Jochem* mit dem Oberhauptmann der Indianer zu Hülfe; welche so tapfer fochten, daß das Schargiren heftiger als vorher wurde. Der Maior war indessen auf allen Seiten, und ermahnete die Soldaten zur Tapferkeit, wobey ihm

n aber auch 2. Finger der rechten Hand zer= ossen wurden. Da *Jochem* gegen den Feind ch wenig ausrichten konte: wurden von neuen iche Compagnien auf seinen Flügel comman= 't, und der Maior versprach ieglichem von den ersten in des Feindes Wercken 100. fl. 2. claven !und 1. Faß Spanischen Wein zu ge= ı. Hierauf wurde der Muth verdoppelt, und sie wegen Nähe des Feindes die Flinten nicht hr brauchen konten, bedienten sie sich der anaten und der Sebel mit so gutem Erfolg, ; der Feind etwas zu weigen anfing. Wie die idianer der Holländer solches sahen: setzten sie t ihren grossen Schwerden und Schilden so tig ein, daß alles vor ihnen zu Boden stürtzte, d obgleich das Metzeln in *Tangerang* grausam oesen, wolte es doch gegen diesem nichts sa= ı. Dieses Schlachten, wie nicht weniger die anaten und das continuirliche Feuer aus dem oben=Geschütz von den Schiffen, nöthigte end= den Feind die Brustwehren zu verlassen, und sein Lager zu eilen.

Hierauf schlugen die Holländer ihr Lager auf, etzten die eroberten Posten, und die Soldaten amen ein köstliches Tractament. Nach gehal= er Ruhe wurde die Armee in Glieder gestelt,) commandiret gegen den Feind anzurücken; te aber weil des *Agoum* Lager mit lauter Fuß= geln umgeben war, nicht nach Wunsch avan= n. Doch wie man merckte, daß alle Fuß= geln aus Bambus bestunden, brachte man sel= : durch Feuer=Kugeln und Pech=Kräntze in

Brand, worauf man auf das Lager loßmarschirte. Die Feinde feuerten zwar heftig aus den Stücken, zu gutem Glück der Holländer aber waren selbige so hoch gerichtet, daß sie ihnen also wenig Schaden zufügten. Anfangs schien es, ob wolte sie ihre grosse Macht auf einmal verschlingen. Sie fielen selbige mit entsetzlichem Mord-Geschrey an, und suchten mit aller Gewalt in die Flanquen einzubrechen. Allein diese waren so wohl bedeckt, und die Glieder gaben in so guter Ordnung Feuer, daß sie höchst blutig empfangen wurden. Drey gantzer Stunden wurde mit äusserster Wuth und Hartnäckigkeit gefochten, nach deren Verlauf aber gerieth die feindliche Armee in Confusion, ergrif die Flucht, und ließ das gantze Lager im Stiche.

Nach diesem blutig erfochtenen Siege ging der General ins Castell, woselbst ihm der junge König auf das freundlichste empfing. Martin, welchem die Absichten des General-Gouverneurs nicht unbekannt waren, versicherte sich unter einem guten Schein der Person des Königes, besetzte die Stadt und das Castell, die Verwundeten aber ließ er aufs beste warten.

Was den König *Agoum* betrift, so begab sich solcher nach verlohrner Schlacht in die Vestung *Toracasse*, und fing an mit etlichen 100. Prouwen und Fahrzeugen bis nach Batavia auf der See zu kreutzen; so besetzte er auch nicht weniger alle Flüsse mit Schiffen, wodurch das gantze Land in grosse Unsicherheit versetzt wurde. Auf der Rhede von Batavia steckten sie etliche Schiffe

in

in Brand, machten das Volck darauf theils nieder, theils nahmen sie es gefangen; fielen die Insel *Unrust* an und gingen mit dem Volcke darauf grausam um, thaten auch sonst den Holländern noch grossen Schaden.

Diesem Uebel abzuhelfen, rüsteten die Holländer eine starcke Flotte von Kriegs-Schiffen und vielen Fahrzeugen aus, wovon einige die Häfen besetzten, aus welchen die Feinde ausliefen, andere aber ihre Flotte aufsuchten. Wie sie nun solche bey der Insel *Slepsee* antrafen, wurde sie gleich umgeben; daher sich die Bantamer zum Schlagen genöthiget sahen. 20. Prouwen, worauf 40. Doppelhacken waren, thaten den Anfall und die Feinde fingen dergestalt an zu entern, daß das eine Schiff mit ihnen gantz angefüllet war. Indem aber wurfen die Holländer Granaten, und ob man gleich nur aus den kleinen Stücken und Hand-Gewehr feuerte, wurde doch ein solcher Dampf, daß der Tag fast verdunckelt, die See aber von der Menge der Getödteten auf eine weite Strecke gantz in Blut verwandelt war; masen nach einem langen Gefechte die feindliche Flotte, 120. Segel starck, völlig geschlagen, und viel 1000. Feinde getödtet wurden. Die Holländer verlohren in dieser See-Bataille 2. grosse Schiffe, 18. Prouwen und Fahrzeuge, 3. Gallioten und 7. Brander; an Mannschaft aber 397. Europäer und über 700. Indianer.

Die Feinde suchten darauf ferner mit ihren Schiffen auszulaufen; weil sich aber die Hollän-

bischen vor die Mündungen der Flüsse legten; konten sie selbiges nicht nach Wunsch bewerckstelligen. Die See reine zu halten, kreutzten die Holländer beständig an den Küsten, da denn manches See-Gefechte vorfiel, zu einer Haupt-Schlacht aber kam es nicht wieder. Inzwischen wurden alle Anstalten gemacht, den Krieg zu Wasser und zu Lande fortzusetzen, wegen Mangel am Volcke aber konte man keine Belagerungen vornehmen, ging daher nur defensive und versahe alle Vorposten mit nöthiger Mannschaft, dabey es denn immer zu Scharmützeln kam.

Immittelst kam eine grosse Kriegs-Macht von Batavia, die *Tordeasse* belagern solte, indem der General-Gouverneur diesen üblen Nachbar völlig zum Gehorsam bringen wolte. Die Flotte, welche von dem Admiral *Dack* commandiret wurde, bestund aus 52. grossen Kriegs-Schiffen und etlichen 100. kleinen Fahrzeugen, daß auch viele Officiers die verschiedenen Kriegen beygewohnet, versicherten, niemals eine so grosse Macht der Compagnie in Indien beysammen gesehen zu haben. Nachdem die Flotte bey *Tordeasse* anlangte, versamlete sich eine grosse Armee von Bantamern, welche die Landung zu hindern suchte. Ihre dasige Schantze hatten sie mit doppelten Lauf-Gräben, die Wohnungen der Soldaten aber mit Brustwehren, Schantz-Körben und Stücken versehen, davon einige viereckigt gemauert und oben so breit waren, daß etliche Compagnien darauf liegen konten. Die Holländer machten sich unterdessen zur Landung bereit,

pack-

ackten 7. grosse Schiffe aus, bohreten solche
m Lande im Grund, wurfen über selbige Bat=
erien auf und bepflantzten sie mit 40. Stück
roben Geschütz, damit unter ihrer Bedeckung
ie Descende sicher geschehen möchte. Hierauf
ahm von beyden Seiten das Donnern der Ca=
onen den Anfang. Weil aber des Feindes Ap=
roschen sehr hoch waren, daß man gegen selbige
icht viel ausrichten konte: so wurde beschlossen,
ie zu bestürmen; welches auch mit solcher Tapf=
erkeit geschahe, daß selbige, iedoch mit Verlust
tlicher 100. Mann, glücklich erobert wurden,
vorauf die Bantamer in die 40. höltzerne Ver=
chantzungen ansteckten, und sich sodann zurück=
ogen. Hier versamleten sie sich im freyen Felde,
ind da beyde Armeen gegen einander avancirten,
am es zu einer blutigen Bataille. Den Tag
iber wurde mit gröster Verbitterung gefochten,
ind obgleich von den Feinden viele blieben: so
volten sie doch keinen Fuß breit weichen; daher
ie Holländer die Nacht erwarteten. Wie selbi=
e war eingebrochen, liesen sie aus den Feuer=
Mörsern einen rechten Regen von Granaten auf
en Feind fallen und mit dem Feuer aus den
Canonen wurde gleichfals continuiret, welches
en *Agoum*, wie ergrimt er auch Anfangs foch=
e, dahin brachte, daß er mit dem Feuer auf=
ören und von den Vorposten rufen ließ: *Dida
nou boggel ada orang Hollanda*, d. i. Ich will
icht mehr mit den Holländern Krieg füh=
en. Gleich darauf schickte er auch an den Admi=
al Abgesandte, welche Friedens=Articel vor=

 schlu=

schlugen. Diese verwunderten sich ungemein über der Teutschen Tapferkeit, und sagten unter andern: Sie schienen ia mehr eingefleischte Teufel, als Menschen zu seyn. Abermals ein treffliches Bekäntnis der Ausländer von dem Helden-Muthe unserer Nation.

Weil der Admiral hierinne nichts thun konte: so berichtete er solches gleich an den General-Gouverneur, welcher aber die Antwort ertheilete, daß an den Frieden gantz nicht zu gedencken sey, und so wenig sonst die Bantamer der Holländer geschonet, eben so wenig wäre auch ihrer ietzt zu schonen. Wie der König solches vernommen: ließ er das Feuer heftiger als vorher machen, und fochte mit äusserster Wuth und Verzweifelung; da denn von beyden Theilen nicht wenig Volck blieb. Endlich aber gerieth seine Armee doch in Confusion, und er sahe sich genöthiget, die Flucht nach *Tordeasse* zu nehmen, dahin ihn aber die Holländer nicht verfolgten.

Indem sie sich eben bereit machten, vor diesen Ort zu gehen, flogen in der dritten Nacht, nach den Treffen, etliche Häuser darinne in die Luft, worauf sogleich die Stadt in volle Flammen gerieth, welches den Holländern was sehr erfreuliches war, weil sonst mancher Soldat vor dieser Capital-Vestung würde geblieben seyn. Um zu vernehmen, was dieses bedeuten möchte, wurden etliche Compagnien dahin commandiret, welche die Stadt leer fanden, weil sich der König, so bald Feuer in den Pulver-Thurm kommen war, nach einen Berg gezogen hatte. Sie

nahmen selbige darauf ein, und bekamen grosse Schätze darinne, unter andern auch 300. Stück eisern Geschütz.

Nach diesen ging der Admiral mit etlichen Compagnien aus, das Land zu durchstreichen. Wie sie aber über einen Fluß gesetzt hatten: wurden sie von den Bantamern überfallen, und die nicht eilends durch den Fluß schwummen, wurden heftiger Gegenwehr ohngeachtet, alle in die Pfanne gehauen, worunter auch 200. Holländer waren. Der Admiral *Dack* muste über dem Flusse diesem Niedermetzeln zusehen, ohne daß ers hätte hindern können.

Hierauf zog er sich mit seinen Völckern wieder nach *Tordesse*, steckte selbiges in Brand und ging von dar nach *Bantam*. Nach etlichen Scharmützeln, kam es wiederum zu einer Schlacht, und ob gleich die Holländer nur 3000. die Feinde hingegen 8000. starck waren: so wurden letztere doch geschlagen und retirirten sich nach *Anis*.

Bald darauf fingen die Holländer an, diesen Ort zu belagern, und als die Belägerten mit 1000. Mann ausfielen, wurden sie so übel empfangen, daß auf 700. das Heimkommen vergassen. Nachdem sie 6. Tage davor gelegen, und etliche Batterien aufgeworfen, auch 2000. Mann frisches Volck aus *Bantam* erhalten hatten: fingen sie an Laufgräben zu machen, und unternahmen am 9ten Tage einen General=Sturm. Allein der Feind schlug solchen so glücklich ab, daß die Holländer 170. Todte und über 100. Verwundete bekamen, und wo der Feind

einen Ausfall gethan, wie er zu thun willens war, wäre es vielleicht um alle Holländer geschehen gewesen. Wie aber immer neues Volck aus *Bantam* ankam, man auch einen guten Theil der Stadt durch Minen in die Luft gesprengt hatte, wagte man einen neuen Sturm, in welchem es mit dem Degen in der Faust erobert wurde.

Nach dieser Eroberung ging ein grosser Theil der feindlichen Armee zu den Holländern über, und um ihre völlige Unterwerfung anzuzeigen, schickten sie viele Wagen voll Gewehr vor sich her. Nicht weniger begehrten auch die grossen des Reiches Pardon, welches der General-Gouverneur dem Könige von *Bantam* anheim stellete, der ihnen zwar solchen versprach, sie aber doch hinrichten ließ; welches iedoch nachgehends auf nachdrückliche Vorstellung des Generals unterblieb. Also war *Bantam* nach einem höchst blutigen Kriege erorbert, in welchem fast alle Städte, Dörfer und Felder waren verheeret und verwüstet worden. Der iunge König muste sich darauf der Compagnie als Vasall unterwerfen, die Vornehmen des Reiches aber, die im völligen Besitz ihrer Güter blieben, musten den *Agoui* als ihren rechtmäßigen König erkennen. Der alte König irrete unterdessen noch 2. Jahr auf den Gebürgen herum, und weil er von den Seinen iemehr und mehr verlassen wurde: sahe er sich genöthiget Pardon zu verlangen, welchen er auch erhielt, und nach der Stadt *Bantam* gebracht wurde. Weil aber sein Sohn nicht ungeneigt zu seyn schien, ihm den Kopf vor die Füsse legen

en zu lassen, schaften ihn die Holländer nach Batavia, von dar er mit seinen Bedienten soll yn auf eine Insel verwiesen worden, um seine brige Lebens-Zeit daselbst zuzubringen.

Die Bantamer aber konten die Holländer sehr bel vertragen, und wo sie einen sahen, hielten e die Nasen zu, und spieen wohl gar über ihn us. Diese Unhöflichkeit abzuschaffen, wurde ie Erlaubnis ertheilet, daß ieglichem, der der-leichen thät, solte eine Maulschelle gegeben wer-en; welchem man so gnau nachkam, daß es dem antzen Tag über Maulschellen setzte, bis die Ban-amer endlich davon abliesen. Unterdessen schmertz-e es ihnen doch nicht wenig, daß die Holländer Meister von der Stadt waren, *Agoui* ihnen elbst die Thore geöfnet, und wie sie nun noch rfuhren, daß man ihren vorigen König nach Batavia geschaft hatte: so wurden sie von neuen arüber sehr entrüstet, und liesen sich frey ver-ehmen, daß wo man ihnen Gelegenheit würde n die Hand geben, solten alle Holländer über ie Klinge springen; welches sie aber wohl mu-ten unterwegens lassen.

Damit wir iedoch auch von den Streitigkei-en was gedencken, die damals zwischen den Eng-ändern und Holländern vorgefallen sind; so be-ahl der iunge Sultan, kurtz nach dem Entsatz er Stadt, den Frantzosen, Dänen und Eng-ändern, daß sie sich aus seinem Reiche fortma-hen solten, unter dem Vorgeben, sie wären ihm erdächtig, und wisse er gar wohl, daß sie der Parthey seines Vaters favorisiret, und noch fa-

vori-

vorisirten. Die Frantzosen und Dänen erwählten hier den besten Weg, packten ihr Gut zusammen, und machten sich mit selbigem davon. Die Engländer hingegen liesen eine gantz andere Conduite blicken. Sie protestirten wieder die Gewaltthätigkeiten, welche die Holländer unter dem Namen des Sultans verübten, und wie sie aus der Stadt gingen, liesen sie alle ihr Gut in den Magazinen zurück, des vesten Entschlusses, selbiges in Europa von den vereinigten Provintzen wieder zufordern. Ihren Verlust aber schätzten sie nur allein am baaren Gelde auf 1. Million und 6. Tonnen Goldes, welches auch eben nicht unglaublich scheinet, indem die Holländer gantze Korn-Säcke mit Stücken von achten in den Englischen Pack-Häusern sollen erbeutet haben. Dieses verursachte zwischen beyden Nationen sehr grosse Streitigkeiten und der Haß, der gegen einander über *Jacatra* entstanden war, wurde bey dieser Gelegenheit mercklich vergrössert, daher auch wenig fehlete, daß es nicht in Europa zum öffentlichen Kriege ausgeschlagen wäre; wie sich denn auch einmal das Gerüchte in Indien ausbreitete, daß eine starcke Englische Flotte nach *Bantam* unter Segel wäre. Ob aber gleich dieser Streit nach etlichen Jahren in der Güte ist beygelegt worden: so hat sich doch der heimliche Verdruß nicht recht legen wollen, und wenn es daher die Gelegenheit gegeben, ists manchmal, bey dem besten Frieden in Europa, in Indien zu Feindseligkeiten gekommen.

Das XX. Capitel.

Von den Königreichen so unter dem Kayser stehen; von dem Kayser, dessen Regiment, Einkünften, Kriegs=Macht, und dergleichen.

Ob sich gleich die heutige Herrschaft des Kaysers nicht so weit wie vor diesem erstrecket: so ist er doch dem ohngeachtet noch ein mächtiger Monarch, und hat über viele Könige und Fürsten zu befehlen. Diese Königreiche und Fürstenthümer sind *Madion*, *Gressik*, *Diapan*, *Passaroewan*, *Panaroeckan*, *Japara*, *Kadoewang*, *Tuban*, *Jortan* und einige andere mehr. MADION, so zwischen den Provintzen *Jagaraga* und *Cadiri* liegt, war sonst ein eigenes und freyes Königreich; wie es sich aber unterstund, mit dem Kayser einen Krieg anzufangen, wurde es erobert, und muste dessen Herrschaft völlig über sich erkennen. Das Königreich GRESSIK hat gegen Morgen das Meer, und gegen Mittag das Fürstenthum *Soerabaia*, von welchem es durch Gebürge abgesondert ist. Der hiesige König ist dem Kayser als Vasall unterworfen, weil er aber mit der Holländischen Compagnie in einem guten Vernehmen stehet: muß er ihn sehr glimpflich traktiren: DIAPAN oder *Madiapait* ist ein kleines Land, dessen Lage mir nicht bekant ist. PASSAROEWAN, ein vor die Kayserliche Schatz=Kammer einträgliches Reich, hat gegen Morgen das Meer, gegen Mittag aber das grosse Gebür=

Gebürge *Brame*. PANAROECKAN liegt an der Balyschen Strasse auf der Ostlichen Küste und grentzet gegen Süden mit dem Königreiche *Palamboang*, von welchem wir unten ein mehrers sagen werden. IAPARA befindet sich auf der Norst-Küste an der See, ist zwar ein kleines aber berühmtes Königreich, und wird oft unter ihm das gantze Kayserthum verstanden, wie es denn auch scheinet, daß es ehedem das Erbreich der heutigen Kayser gewesen. KADOEWANG wird auf der einem Seite vom Meer und auf der andern mit einer Menge von Bergen umschlossen. TVBAN liegt an der See und war in den alten Zeiten ein sehr berühmtes Königreich, wie nicht weniger IORTAN, so auf der Nord-Küste liegt, und aus 4. Provintzen bestehet. Anbey aber muß ich melden, daß sich noch kein Reisender gefunden, der diese Reiche beschrieben, oder nur recht deutlich aus einander gesetzt hätte; solte also der Leser etwa einen Fehler wahrnehmen, wird er solchen bestens excusiren. Ueberhaupt führen sich die Reisenden in Beschreibung des innern Javä sehr nachläßig auf, und gedencken auch so gar dieienigen, die durch selbiges reisen, wenig oder gar nichts von dessen Beschaffenheit.

Der Titel des hiesigen Monarchens lautet nach allen diesen Landen prächtig. Sonst aber schreibt er sich nur insgemein Kayser von Java, als welchen Titel er verlangt; wie er denn auch in den alten Zeiten über die gantze Insel geherschet hat. Zu Ausgange des 16. Seculi kam

zwar

zwar durch nachläßige Regenten das Reich sehr herunter, nichts destoweniger führeten sie, wie wir aus der ersten Reise der Holländer nach Java und der Beschreibung von Ost=Indien ersehen, diesen Titel fort, der ihnen auch von den Portugiesen beygeleget wurde, und wiewohl es scheinet, daß die Holländer sich dessen Anfangs geweigert, haben sie ihnen solchen nachgehends doch auch gegeben. Da nun nach dem Völcker=Rechte diese zwey Stücke Regenten einen Ehren=Titel beylegen, nemlich wenn ihm solchen seine Unterthanen und andere Nationen geben, beydes sich aber hier befindet; so ist solches der Grund, warum wir ihn in dieser Schrifft allezeit einen Kayser genennet haben. Sonst pfleget man ihn auch oft Grosser=*Mataram* oder *Soesoe hoenam* von *Mataram* zu nennen.

Er hat 4. rechtmäsige Gemahlinnen, und wohnet einer iedem 4. Wochen nach einander bey, worauf die Reihe an eine andere komt. Die Kinder, so er mit selbigen zeuget, werden vor rechtmäßige Printzen und Printzeßinnen gehalten, können daher allezeit zur Krone gelangen. Ueber diese Gemahlinnen hält er noch 300. Kebs=Weiber, allezeit 2. und 2. in einem Zimmer, zu welchen er nach seinem Belieben gehet, indem sie alle zu seinen Diensten stehen. Sonst ist auch kein Herr so groß und vornehm, der ihm seine Frau, wenn sie schön ist, nicht präsentiren müste.

Ein ächter Printz wird nicht 8. Tage lang am Hofe behalten, sondern gleich in die Fremde gethan, alda er bis in das 9. oder 10. Jahr verblei-

bleiben muß, nach deren Verlauf aber läßt ihn der Kayser wieder zurück kommen, und in solchen Exercitiis, die Printzen anständig sind, unterrichten. Wie der Staat und die Kleidung der Kayserlichen Printzen sey, läßt sich an denen sehen, welche 1737. Batavia besehen wolten. Sie kamen in einem kleinen vergoldeten Schiffe, welches von 20. andern begleitet wurde, auf welchen ihre Bediente waren. Ihre Turbans oder Mützen waren hoch, von seidenem Zeug mit Golde durchwürckt, vorne mit einem grossen Carfunckel, und rund umher mit vielen Rubinen und Saphiren besetzt, oben darauf aber mit einem Paradies-Vogel gezieret. Den Ober-Leib bedeckte ein Kleid von dem feinsten Cattun, welches vorne mit gantz goldenen Knöpfen zugemacht war, den Unter-Leib aber ein Stück seidener Zeug, so 4. bis 5. mal um selbigen herumgewunden war, und über die Knie herunter hung; denn Beinkleider und Strümpfe tragen sie nicht. Die Pantoffeln waren rings herum mit Rubinen und Saphiren besetzt, der Degen in einer gantz silbernen Scheide, mit einem von lauter Edeldesteinen gemachten Blumen-Gefäß, welches sie fast unter dem lincken Arme an einem seidenen Bande hangen hatten. Ihre Hofmeister und Räthe gingen gleichfals in seidenen Kleidern, auf denen sich viel Silber und Gold befand. Diese Printzen hatten auch viele Kebs-Weiber bey sich, die vorne auf der Brust einen halben Mond von Golde hatten. Sie wurden in Batavia mit besonderer Distinction empfangen, und

präch-

prächtig tractiret, und nachdem sie sich daselbst fast 2. Monate aufgehalten, reiseten sie mit grosser Pracht wieder nach Hause.

Des Kaysers Schloß=Wache bestehet, wie bey dem Könige von *Bantam*, in Weibern, nur daß die Zahl grösser ist, indem sich solche auf 0000. beläufft, und daß er sich derselben meistens nur in seinem Schlosse bedienet. In den Waffen sind sie sehr geübt, und ihre Officiers die sie anführen, sind gleichfals weiblichen Geschlechtes. Keine Manns=Person darf ohne Erlaubnis des Kaysers in den Pallast kommen, vielweniger die Nacht über darinne verblieben. Einsmals geschahe es, daß eines grossen Herrns Diener, die Zeit heraus zugehen verschlafen hatte. Da nun die Thore verschlossen waren und die Weiber=Wache ihn antraf, wurde er von selbiger ohne alle Gnade und Barmhertzigkeit niedergesebelt. Nicht weniger gefährlich ist es auch, wenn einer mit diesen Amazonen in vertraulicher Gemeinschaft lebet, davon wir ein Exempel an einem Holländischen Bootsmanne haben. Als man diesen auf der Unzucht ertapt hatte, wurde er samt dem Weibe auf den Marckt geführet, und nachdem man daselbst das Verbrechen ausgerufen, schnitte man ihm das Membrum virile, den Bart, die Nase und beyde Ohren ab und ließ ihn sodann unter die alten Weiber, daß sie ihren Spott mit ihm treiben möchten. Dem Weibe hingegen wurden nur Nase und Ohren abgeschnitten. Können sie nach dieser Strafe leben, so ists gut, wenn sie aber sterben, hat es

auch nichts zu sagen. Von dieser Weiber-Wache müssen täglich 1300. im vollen Gewehr auf die Parade ziehen, davon ohngefehr 100. auf Posten stehen, die Nacht-Wache aber müssen 400. halten.

Wenn der Kayser die Vornehmen seines Reiches oder fremde Gesandte tractiret, pfleget er solches allezeit mit grosser Pracht zu thun, dabey seine Tantz-Mädgen aufwarten und zu der Gäste Belustigung spielen und tantzen müssen. Diese Täntzerinnen gehen in zierlichen Kleidern, ihr Haar ist in Locken gelegt und mit Blumen geschmückt, die Brust mit einem feinen seidenen Tuch, etwa zwey Hände breit, bedeckt, um den Leib haben sie ein zart seidenes Kleid, so mit schönen Farben auch goldnen und silbernen Sternen bemahlet ist, an den Armen aber tragen sie breite goldene Ringe. Auf metallnen Gomgoms, Flöten und andern Instrumenten wissen sie schön zu spielen, und mit allerhand artigen Posituren so zierlich zu tantzen, daß es nicht ohne Vergnügen anzusehen ist. Dergleichen Täntzerinnen haben auch die Grossen des Reiches, welche der Kayser zuweilen holen und mit den Seinen um die Wette tantzen läßt.

Alle Montage und Sonnabende werden zu des Kaysers Belustigung Turniere angestelt, bey welchen sich allezeit die Printzen vom Geblüte und etliche 100. Minister nebst den Vornehmsten des Reiches zu Pferde in dem grossen Vorhofe des Kayserlichen Pallastes versamlen, woselbst sie den Kayser erwarten. Sobald selbiger auf dem

Tur-

Turnier-Platz erscheinet, welches gemeiniglich Nachmittags um 4. Uhr geschicht, werden die Schrancken und der Platz geschlossen, um welchen 10. bis 12000. Soldaten die Wache halten, damit dem Kayser nicht etwa einiges Leid wiederfahren möge. Wenn nun einer zum Turnieren von dem Kayser aufgefordert wird, verfolgt er denselben bis an das Ende des Platzes, alsdenn kehren sich beyde um, und iagen einander so lange herum, bis einer dem andern einen Rang abläuft. Der Aufgeforderte aber weiß sich bey dem Turnier also zu guberniren, bescheiden und demüthig aufzuführen, daß ob er gleich über den Kayser einen Vortheil erhält, er solchen niemals durch Hochmuth, sondern allein durch allerhand Geberden zu erkennen giebt. Wenn der Kayser turnieret hat, fangen die Prinzen und die übrigen auch an. Diese iagen sich heftig in den Schrancken herum und bemühen sich auf alle Weise einander aus dem Sattel zu heben, welches iedoch, weil sie sehr geübt sind, selten zu geschehen pfleget, im Fall aber einer ausgehoben wird, lachen ihn alle Anwesende nicht wenig aus. Dieses Turnieren dauret gemeiniglich so lange, bis die Sonne untergangen ist, und also nicht viel über 2. Stunden. Die Pferde, die man hiebey brauchet, sind allezeit wohl beritten, die Sättel enge, und die Steig-Bügel kurtz. Die Zügel sind insgemein meßingerne, bey Königen und grossen Herrn aber, zierlich gemachte goldene Ketten. Man muß übrigens von den Javanern überhaupt sagen, daß sie geschickt zu

Pferde sitzen, und so gute Reuter sind, daß sie hierinne keiner Nation leicht etwas nachgeben werden.

Bey Krönung eines Kaysers gehet es sehr prächtig zu, und geschicht solche allezeit mit einer güldenen Krone, in welcher viele kostbare Perlen und Diamante eingemacht sind; daher sich selbige auf etliche 100000. Rthlr. am Werthe beläuft. Zu solcher Zeit müssen sich alle Printzen, Vasallen und Grossen des Reichs einfinden, oder wenigstens ihre Abgesandte schicken, da denn kostbare Tractamente gegeben, Turniere angestellet, und Schau-Spiele gehalten werden. Ueberhaupt ist der Kayserliche Hof an vornehmen Personen beständig zahlreich. Es befinden sich daselbst die *Pangerangs*, *Arias* und *Kadins*, welche Printzen vom Geblüte sind, die geringern Magnaten, als *Demangs*, *Ingabeis*, *Priays*, *Temangongs*, welche im Range immer niedriger sind, und endlich eine grosse Zahl an *Pongawas* oder Hof-Bedienten. Alle Tage, den Freytag allein ausgenommen, ist Morgens von 9. bis um 12. Uhr bey Hofe Assemblee, bey welcher alle Vornehmen des Reichs erscheinen müssen, es sey denn, daß sie durch Kranckheiten oder durch andere rechtmäsige Verhinderungen davon abgehalten würden. Wenn sie aus ihren Land-Vogteyen nach Hofe zukommen, Befehl erhalten, müssen sie sich ohne Verzug einstellen, und wer darinne Nachläßigkeit spühren läßt, wird mit einer ansehnlichen Geld-Straffe beleget; ja wenn es wichtige Angelegen-

egenheiten betroffen, sollen so gar die Ungehor= amen am Leben seyn bestraft worden.

Ueber die Kayserlichen Lande sind 4. Personen esetzt, welche Reichs=Fürsten tituliret werden, inter deren Besorgung alle diejenigen Reiche ste= en, die den Kayser unmittelbar vor ihren Ober= errn erkennen müssen. Weil sich diese aber die neiste Zeit am Hofe befinden, so müssen sie ihr Amt durch andere Personen versehen lassen, wel= he alle wichtige Begebenheiten an sie berichten, amit sie dem Kayser auf sein Begehren von em Zustande ihrer anvertrauten Reiche und den arinne vorgefallenen Veränderungen, Nach= icht ertheilen können. Diese und einige andere ind seine vornehmsten Staats=Minister, unter velche denn auch der Reichs=Cantzler gehöret. Dieser letztere stehet im grossen Ansehen, nimt in den geheimsten Staats=Affairen Antheil und venn der Kayser öffentlich erscheinet, folgt er leich hinter ihm nach den Reichs=Fürsten. Dar= eben aber ist seine Arbeit auch sehr häufig, und muß r allezeit mit einem Buche, so aus Oles=Blättern estehet, dem Kayser an der Seite seyn, damit r die wichtigsten Umstände darein verzeichnen nöge, welches so wohl geschicht, wenn der Kay= er Abgesandten Audientz ertheilet, als auch wenn r Staats=Rath hält.

Nächst diesen Ministern hat der Kayser noch eine Reichs=Räthe, mit welchen er die Angele= enheiten des Reiches überleget. Ehe der Kay= er in dem Rathe, welchen man in dem Vorhofe es Schlosses hält, erscheinet, werden die Trom=

meln starck gerühret, so bald er aber hineintrit, wird auf einmal alles stille. In dieser Versamlung sitzen die Räthe tief gebückt, schlagen die Augen vor sich nieder, und reden nicht eher, als bis sie der Kayser um ihre Meinung fragen läst. Diese können sie nun frey entdecken, des Kaysers souveraine Gewalt aber verursachet, daß wo es ihm beliebet, er davon abgehen kan, wenn sie auch alle einstimmig seyn solten, so daß sein ausdrücklich declarirter Wille ein Gesetz und ihnen Ehre gnug ist, wenn sie im solchen Fall seinen Ausspruch mit ihrem Beyfall bestätigen dürfen. Zweymal, sagt D. GOCH, versamlet sich wöchentlich dieser Rath, und der Kayser präsidiret darinne in eigner Person, einmal die Reichs-Geschäfte abzuhandeln, und das andere mal Gericht zu halten. Vogel hingegen spricht, daß solches 3. mal geschehe, welches auch in Betrachtung des grossen Reiches und der vielen darinne vorfallenden Angelegenheiten gar wohl seyn könte. Dieser hohe Rath soll allein den Blut-Bann haben, und daher keine Unter-Obrigkeiten iemanden zum Tode verurtheilen können, wohl aber ist ihnen erlaubt, daß sie dieienigen, die wegen eines Verbrechens verdächtig worden, beym Köpfen nehmen, und selbige nach Hofe schicken. Hier werden die Inquisiten, an Armen und Beinen in Blöcke geschlossen, oder mit Ketten gefesselt, vor den Rath gebracht, und wegen des beschuldigten Verbrechens vernommen. Wenn sie nun dessen überführet worden, wird nach der Grösse desselben das Urthel gesprochen, und solches alsobald

bald an ihnen volzogen. Ob man sich im Fall der Leugnung einer Art von Tortur bedienet, kan man nicht sagen, doch ist sehr glaublich, daß solches geschicht, weil das gemeine Volck insgemein hartnäckigt ist, und einen falschen Eid zu schweren, sich kein Gewissen macht.

Nebst dem, daß iegliches Land einen Gouverneur und iegliche Stadt ihre Gerichte hat, befindet sich noch an einem ieden Orte ein *Sabandar*, oder **Rent-Meister**, welcher die Kayserlichen Gefälle einnimt. Diese aber bestehen allein in einem gewissen Kopf-Gelde und sind die Unterthanen so glücklich, daß sie ausser diesem Gelde gar keine andern Abgaben zu entrichten haben. So nimt auch der Kayser von allen Waaren, welche in den See-Häfen ein und ausgehen, oder längst den Flüssen verführet werden, keine Zölle, daher der Handel in diesen Landen in grossem Flohr ist, und sich viele Einwohner bey ansehnlichem Vermögen befinden. Nichts destoweniger sind die Einkünfte des Kaysers doch so wichtig, daß er völlig davon seinen Staat führen kan. Denn da er die volckreichsten Länder der Insel beherrschet, sehr reiche Bergwercke besitzt, ansehnliche Geschencke von den Grossen des Reichs bekomt, und seiner Schatzkammer viel Erbschaften anheim fallen: so solte ich wohl meinen, daß sich seine iährlichen Revenüen auf 20. Millionen belaufen könten.

Die Kriegs-Macht des Kaysers ist sehr ansehnlich. In Friedens-Zeiten soll er ohngefehr 0000. an Reuterey 40000. Infanterie und

etwa 6000. Macassaren im Solde haben; wiewohl andere die Armee vor geringer ausgeben wollen. In Kriegs-Zeiten hingegen ist er völlig im Stande 120000. Köpfe, auch wohl im Fall der Noth noch mehrere ins Feld zu stellen, und weil die meisten davon Schies-Gewehr führen, auch die Armee mit Artillerie wohl versehen: so ist sie schon capabel seine Staaten vor ausländischer Gewalt zu beschützen.

Manche haben sich gewundert, daß sich der Kayser in dem souverainen Besitz seiner Staaten erhalten kan, besonders da die Holländer etliche Vestungen in seinen Landen besitzen; nach meiner Einsicht aber solte ich glauben, daß er nicht leicht was zu befürchten hätte. Asiatischen Reichen hat er allezeit die Macht zu wiederstehen und obgleich *Borneo* und *Achem* ihm an selbiger wenig nachgeben, besonders das letztere im 16. Seculo solche Flotten in See hielt, daß es ansehnliche Conqueten auf der Küste von *Malacca* damit machte: so haben doch die Europäer, und vornemlich die Holländer die Staats-Beschaffenheit in hiesigen Inseln dergestalt verrückt, daß iezt ein souveraines Reich allein darauf zu dencken hat, wie es sich bey seiner Souverainite erhalten will, und kan daher nicht wohl an ausländische Kriege gedencken. Wegen *Palamboang*, *Tsieribon* und der nahe gelegenen Insel *Bali* sind seine Lande gleichfals keiner Gefahr ausgesetzt; es müste denn seyn, daß sie bey einer Rebellion zu profitiren suchten, wie dergleichen *Madura* that, wel-

es ihnen aber wohl eben so übel als diesem ge=
ngen möchte.

Die Asiatischen Reiche aber werden sie viel=
icht nicht hierunter verstehen, sondern allein
uf die Holländische Compagnie zielen. Hier
heinet es nun freylich, daß dieses Reich in Ab=
cht auf die Holländer manche Schwachheiten
abe. Gleich das gantze Kriegs=Wesen ist von
er Holländer ihrem mercklich unterschieden; denn
eil die Javaner nicht beständig im Waffen ge=
ibt und nicht recht zum Gliederschliesen angehal=
en werden, können wenig Holländer vielen Ja=
anen Wiederstand thun. Keine geringe Schwach=
eit ist es auch, daß sie nicht grosse Kriegs=
Schiffe haben, mit welchen sie zur Kriegs=
Zeit ihre Häfen besetzen und die See behaupten
önten. Warum sie aber dergleichen nicht aus=
üsten, da sich doch im Reiche so viele Häfen be=
inden, kan man nicht wohl einsehen. Daß sie
eine Geschicklichkeit darzu besitzen solten, stehet
nicht wohl zu glauben, weil sie so viele Justen
und andere Schiffe bauen, und im Fall sich sol=
ches ia befände, könten sie doch, als eine kluge
und geschickte Nation, das Modell nach den
Holländischen nehmen und selbige nach und nach
verbessern. Daß aber der Holländer Macht so
weit gehen solte, daß sie dem Kayser nicht ver=
statteten, dergleichen bauen zu lassen, ist auch
schwerlich zu glauben; daher man dieses, weil es
auch *Bantam* bey seinem Flohr nicht gethan, den
Javanern wohl vor einen Fehler möchte auslegen
können. Die gröste Schwachheit aber scheinet

mir, nach meiner wenigen Einsicht, diese zu seyn, daß der Kayser, und überhaupt die Könige in hiesigen Inseln nicht mit einander in Alliancen treten, sondern gantz gelassen zusehen, wenn ihre Nachbarn verschlungen werden, und nicht bedencken, daß nach deren Unterdrückung auch die Reihe an sie kommen könne. Hätte *Bantam* mit dem Kayser in Alliance gestanden, es würde wohl nicht mit ihm dahin kommen seyn, wohin es würcklich gekommen ist. Die Holländer führeten ihre gantze Macht nach *Bantam* und entblösten ihr Land vom Volcke. Wäre hier der Kayser in *Jacatra* eingefallen, würde der Erfolg gewiesen haben, ob die Holländer zweyen so mächtigen Feinden hätte wiederstehen könuen? Aus der alten Geschichte ersiehet man zwar, daß dergleichen ehedem geschehen, warum sie aber heutiges Tages, da es doch weit nöthiger wäre, solches unterlassen, kan ich nicht sagen.

Diesen Gebrechen ohngeachtet wird die Souverainität des Kaysers doch wohl nicht leicht in Gefahr gerathen. Seine Länder liegen alle beysammen und können daher einander leicht Hülfe leisten. Viele davon sind mit Gebürgen, Wäldern und Sümpfen angefült, folglich dem Feinde grobes Geschütz mit sich zu führen unbequem, und eben dieser Ursachen wegen gefährlich zu passiren, wie solches an *Perab* und *Ceylon* zu sehen ist, in welchem letztern oft etliche 1000. Portugiesen sind überfallen und niedergesebelt worden. Darneben ist die Kriegs-Macht sehr ansehnlich, und weil das Land sehr volckreich, kan es leicht einen

en Verlust von vielen Tausenden verschmertzen, ich wegen der Reichthümer viel fremde Soldaten Sold nehmen. Was die See=Macht betrift, ürde der Kayser, da *Bantam* eine so grosse Flot= wieder die Holländer führete, in Absicht auf ie vielen Häfen und Flüsse, leicht auch 300. Schiffe können auslaufen lassen, und solten diese uch ia in der Länge die See nicht behaupten önnen, so finden sie doch allezeit in den Flüssen chere Zuflucht, darinne sie Holländischen Fahr= zeugen können Wiederstand thun, und würden ier die Grösse des Landes, Menge der Flüsse, nd andere Vortheile die Eroberung weit schwe= er machen als die von *Bantam*, welche doch den Holländern theuer gnug zu stehen kam.

Zudem wird die Compagnie mit dem Kayser, vo er nicht Gelegenheit darzu giebt, schwerlich Krieg anfangen, indem auf selbigen nothwen= dig grosse Unkosten müsten verwendet werden, und man sich wegen seiner Macht doch nicht gantz ge= wiß einen glücklichen Ausgang desselben im vor= aus versprechen könte. Gesetzt aber, daß selbiger gewiß erfolgte, so würde ihr doch solches fast mehr nachtheilig als vortheilhaft seyn. Zur Be= schützung dieses grossen Landes müste sie nothwen= dig viele Vestungen erbauen und ansehnliche Be= satzung darein legen, welches nicht geringe Ko= sten erfordern, und ihr doch gleichwohl wenig mehr Vortheil bringen würde, als sie ietzund hat. Die Absichten der Compagnie in Indien sind nicht auf die Conqueten, sondern auf die Handlung gerichtet, daher sie auch zu selbigen nicht eher

eher schreitet, als bis es die Sicherheit oder die Beförderung des Handels erfordert. Da sie nun solchen durch die Kayserlichen Lande treibet, so wird sie auch, wo ihr selbiger nicht gesperret wird, oder ihr fremde Nationen keinen Eintrag darinne thun, nicht zur Ruptur schreiten. Solte sie aber noch ia Vortheile über den Kayser zu erhalten suchen, so ist glaublich, daß solches bey Succeßions-Kriegen oder andern innerlichen Unruhen geschehen wird. Wo nun *Japara* diese vermeidet, wird es sich wohl in seiner Souverainität erhalten können. Uebrigens werden des Kaysers Abgesandten in Batavia so empfangen, daß er und sie damit zufrieden seyn können, den Holländischen aber wird gleichfals an seinem Hofe die gebührende Ehre erzeiget, und soll sich besonders heutiges Tages zwischen der Holländischen Regierung und dieser Krone ein gutes Vernehmen befinden.

Das XXI. Capitel.

Von den Städten die in den Reichen des Kaysers liegen.

MATARAM, oder wie sie auch einige, iedoch fälschlich, *Madarm* nennen, war vormals die Residentz des Kaysers und die gröste Stadt im gantzen Reiche. Sie bestund vornemlich aus 2. grossen Strassen, davon iede auf 2. Meilen lang war, und durch diese gingen viele andere Quer-Gassen. Es befanden sich ausser dem

Kay-

Kayserlichen Schlosse, noch viele andere Palläste aselbst, und wurde wohl von 60000. Familien ewohnet. Nachdem aber der Hof von hier nach *arta soera de Ningrat* gezogen: hat sich ihre)emalige Herrlichkeit gar sehr verlohren und ímt ie länger ie mehr ins Abnehmen. Sie liegt, oischen sehr hohen iedoch lustigen Bergen, fast itten im Lande in einer der angenemsten und uchtbarsten Gegend von gantz Java und wird on verschiedenen Ströhmen durchschnitten.

KARTA SOERA DE NINGRAT ist eben die-nige Stadt, welche hier und da *Karsura* und *artasura* genennet wird. Vor Zeiten war sie in schlechter Ort, seit dem aber vor ohngefehr o. oder 80. Jahren die Kayserliche Hofstadt ierher verleget worden, ist sie in merckliche Aufnah-ne kommen. Sie liegt ein wenig weiter gen Nor-en und nicht so tief im Lande als *Mataram*, ist ine schöne iedoch aber gantz ofne Stadt und müs-en ihr die vielen ausgestelten Wachen gleichsam u Mauern dienen. Das Kayserliche Schloß ist in weitläuftiges und ins Viereck aufgeführtes Gebäude, gantz mit Mauern umgeben und hat .. Thore, die beständig mit starcker Weiber-Wa-he versehen sind. In diesem Schlosse, welches nur insgemein der *Dalam* genennet wird, soll lles gantz sauber aussehen, mit grossen Kostbar-eiten aber soll es nicht sonderlich prangen. Ne-en demselben stehen verschiedene Muhammedani-che Tempel und Thier-Gärten, in welchen letz-ern der Kayser seine besondern Gebäude hat, von annen er mit seinem Frauenzimmer dem Tiger-

Kam-

Kampfe und andern Thier-Gefechte zusiehet, wie nicht weniger auch eine trefliche Renn-Bahn und ein grosser Schloß-Garten. Der übrige Theil der Stadt bestehet aus etlichen 1000. Wohnungen, unter welchen hin und wieder nette Häuser liegen, welche Printzen vom Geblüte, geringere Magnaten und andere Hof-Bediente bewohnen. Sonst soll die Gegend nicht so anmuthig, auch nicht so sehr, wie *Mataram* in alten Zeiten, bevölckert seyn, indem sich die Zahl der Familien nicht viel über 30000. belaufen soll.

PASSAROEWAN, die Hauptstadt einer Provintz gleiches Namens, liegt nicht weit von der See an dem kleinen Flusse *Gombong*, an dessen Ufer die Holländische Compagnie eine kleine Vestung besitzt. Sie ist eine gute Handels-Stadt, und wird von Sinesern, Baliern und andern Nationen oft besuchet, welche Casomba, Zwiebeln, die berühmten Vogel-Nester, Kühe, Hüner und Reiß häufig von hier abholen.

SAMARANG ist eine feine und grosse Stadt, mit einem guten Hafen versehen, darinne viel Schiffe liegen können, und der beste Handels-Ort in allen Kayserlichen Landen. Sie wird theils von vielen fremden Nationen bewohnet, theils von selbigen besuchet, darunter die Sineser die zahlreichsten sind. In dieser Stadt befindet sich auch heutiges Tages der Holländer Haupt-Comtoir von der gantzen Nord-Küste, daher sie hier ein starckes Castell erbauet haben, das grösser als das Castell zu Batavia und mit starcker Garnison und vieler Ammunition versehen ist.

Die

Die Stadt bestehet aus vielen 1000. Häusern
und treibet ihren vornemsten Handel mit Reiß
und Holtz. Von hier reiset man nach der Kay-
serlichen Residentz, dahin der Weg wegen der be-
ständigen Ab- und Zufuhr gut gebähnet ist.

PANAROECKAN oder *Banaruckan* war in al-
ten Zeiten mit starcken Mauern umgeben und eines
Königes Residentz. Wie die Portugiesen in
Jndien noch mächtig waren, wohneten sehr vie-
le davon in dieser Stadt, hatten auch hier eine
Mißion angelegt, durch welche viele Javaner
zum Christlichen Glauben gebracht wurden. Zu sel-
biger Zeit hielt man hier grosse Sclaven-Märckte,
auf welchen die Portugiesen viele Sclaven kauften
und selbige nach *Malacca* führeten. Als im Jahr
Christi 1586. der nicht weit davon gelegene
Berg, zwar zum erstenmale, doch gar erstaunli-
che Flammen und sehr grosse Steine auswarf,
wurde diese Stadt gar übel davon zugerichtet,
und kam eine grosse Menge Menschen dabey ums
Leben. Ehe dieser Berg in Flammen ausbrach,
war es in der Stadt von dem vielen Rauche 3.
Tage über volkommen Nacht, so daß kein Mensch
den andern erkennen konte. Heutiges Tages
ist sie sehr herunter gekommen, wird aber doch
noch von einigen fremden Nationen besuchet.

TUBAN ist eine mit guten Mauern umgebe-
ne Stadt, hat aber nicht viel Häuser, und
gegen die vergangenen Zeiten zu rechnen, da
sie noch die Residentz eines mächtigen Königes
war, kaum noch den Schatten von ihrem vori-
gen Glantze behalten. Weil wir zum Ende ei-
len

len müssen, wollen wir ihre alte Beschaffenheit mit Stillschweigen übergehen, und den Leser auf des ARTHUS Historiam Indiae Orientalis verweisen, alwo sie p. 380. 381. gantz wohl beschrieben ist, welcher Auctor diese Beschreibung vermuthlich aus dem V. Theile des Orientalischen Indiens genommen hat, in welchem Wercke auch der Pallast des Königes in 4. saubern Kupferstichen zu sehen ist.

JAPARA ist die Hauptstadt eines Königreiches gleiches Namen, groß und wohlgebauet und hat, den besten Hafen, unter allen See-Städten, die unter dem Kayser stehen. Sie liegt 28. Teutsche Meilen von *Mataram* und wie Andersen saget 34. von Batavia, Langhans hingegen spricht 70. Meilen, welcher letztere aber, wo ich mich recht entsinne, niemals dahin gereiset ist. Ehedem war sie die Haupt-Niederlage der Holländer auf der Nord-Küste, und hatten auch alhier 1646. die Engländer und Portugiesen noch ihre Kauf-Häuser. Die Holländer besitzen hier ein Fort, so auf einem Berge liegt, darinne sie beständig eine Besatzung unterhalten.

JORTAN, die Hauptstadt eines Königreiches, liegt hart am Wasser und hat einen guten Hafen, aus welchem vormals eine starcke Farth in die Moluccischen Inseln getrieben wurde. Sie bestehet ohngefehr aus 1000. Häusern, liegt in einer anmuthigen Gegend ist aber mit keinen Mauern umgeben.

SOERABAIA oder *Soerakaja* ist eine sehr weitläuftige und wohlgebaute Stadt, wie man sie denn auch

uch unter die grösten und besten Städte von Java rechnet. Sie liegt an einem schönen Strohme, auf welchem beständig Schiffgen ab- und zufahren, sintemal es ein ansehnlicher Handels-Ort, in welchem besonders der Reiß sehr guten Kaufes ist. Ihre Strassen sind lang aber ein wenig unordentlich und wegen der vielen Menschen unrein. Der Einwohner Anzahl die meistens Javaner und Sineser sind, beläuft sich auf viele Tausende.

GRESSIK, die Hauptstadt eines kleinen Königreiches gleiches Namens, liegt an der Meer-Enge, die sich zwischen Java und *Madura* befindet und wird von einem Flusse durchwässert. Der Ort ist klein, aber wohl gebauet, und hat gute Nahrung.

Sonst hat man noch als bekante Städte zu mercken GIRI, CIDAGOE, REMBANG, JAWANA, SORBAY, TAGAL und TORRABAIA. Diese nebst den vorher beschriebenen, haben, sehr wenige davon ausgenommen, alle Mauern. Ueber gedachte Städte finden sich noch viele andere im Lande, indem man, dem Verlaut nach, allein 40. vornehme Städte auf Java zählet, von welchen dem Kayser, als der das volckreichste Land besitzt, über 30. zugehören. Der Dörfer Anzahl beläuft sich über 4500., davon gleichfals die meisten unter dem Kayser stehen. In allen diesen Städten und Dörfern sollen 31. Millionen Seelen und ein Viertel drüber wohnen. Ob man aber gleich diese grosse Zahl nicht vor eine gewisse Wahrheit ausgeben kan, so stehet doch dieses vest, daß Java ein sehr volckreiches Land ist.

Das XXII. Capitel.

Von einigen Staats-Veränderungen, die sich in dem Kayserthum zugetragen haben.

Die älteste Historie und den Ursprung der Javaner zu erzehlen ist zwar sehr schwer, und haben wir schon oben davon in etwas Meldung gethan: dem ohngeachtet aber wollen wir doch hier ein mehreres davon gedencken. Wenn die Bevölckerung dieser Insel von vertriebenen Sinesern geschehen: so könte man wegen der Zeitrechnung am ersten auf das 13te Seculum verfallen. Denn damals thaten die Tartarn einen heftigen Einfall in *Sinam* und eroberten einen grossen Theil desselben, da denn viele Sineser theils veriaget wurden, theils auch freywillig ihr Vaterland verliessen. Diese Zeit könte man also am ersten annehmen, wo sie nicht von der Javaner ihrer alzusehr abwiche und so weit in die neuern Zeiten fiel. Es ist daher glaublicher (wenn wir dabey bleiben wollen, daß die Sineser Java bevölckert) daß Sisener, die wegen Menge am Menschen, im Vaterlande nicht mehr leben können, selbiges verlassen, und sich hierher begeben haben. Weil aber auch einige Scribenten sagen, daß ehemals die Javanen den Tartarn Tribut gegeben: so müste man etwa annehmen, daß die Tartarn noch viele Sineser unter Commando ihrer Nation in diese Insel verwiesen hätten. Es findet sich aber hier wiederum so viel Schwierigkeit, daß, wo nicht diese angenommene Bevölckerung durch Si-

neser,

eser, aus Javanischen oder Sinesischen Chroni-
en kan erwiesen werden: man behaupten möch-
:, es würde der Ursprung der Javaner eben so
enig als der meisten Völcker ihrer wahrschein-
ch können gemacht werden.

Wenn wir indessen bey der gemeinen Relation
leiben wollen, so nehmen wir auch an, daß die In-
l vor Zeiten den Tartarn tributbar gewesen. Es
atte aber solches keinen langen Bestand. Denn
achdem die Sineser die Tartarn wieder aus *Sina*
eschlagen hatten: wolten auch die hiesigen den
artarn keinen Tribut mehr zahlen, noch sie vor
re Oberherrn erkennen, sondern erwählten sich
inen Regenten aus ihren eignen Mitteln.

Nachdem sich aber die Javaner auf der In-
l zerstreueten und sich hier und da in vortheil-
afte Gegenden veste setzten: fielen immer gantze
änder von dem Kayser ab, und erwählten sich
re eigenen Könige. Wie aber auch diese starck
völckert wurden, rissen sich gleichfals wieder von
nen Ländereyen loß, daß also zu selbiger Zeit
st eine iegliche Stadt ihren eignen König soll
habt haben. Diese Könige regiereten viele
ahre nach einander, bis etliche tapfere Kaysers
n die Regierung kamen, welche die meisten,
der wie andere sagen, alle wieder zu ihren vori-
en Schuldigkeiten brachten.

Dem sey indessen wie ihm wolle, gnug die
avanischen Kayser waren damals sehr mächtig.
Besonders regierete einer zu Anfange des 10ten
Seculi, ONVIZ genannt, welcher ein tapferer
nd sehr mächtiger Herr war. Dieser ließ es
icht dabey bewenden, seine Herrschaft auf Java

zu erweitern, sondern er beschloß auch den *Mamud*, König in *Malacca*, aus seinem Lande zu schlagen. In dieser Absicht rüstete er eine Flotte von ohngefehr 60. Schiffen und vielen Fahrzeugen aus, und segelte mit selbigen auf *Malacca* loß. Wie er unter Wegens vernahm, daß die Portugiesen des *Mamuds* Reich erobert hätten: ließ er sich solches an seinem Vorhaben nicht hindern, sondern fassete den Entschluß diese nunmehr an ienes statt in der Stille zu überfallen. Wie geheim er aber dieses Unternehmen hielt, so blieb es doch den Portugiesen nicht verborgen, und rüsteten selbige daher 16. Kriegs-Schiffe aus, mit welchen sie ihren Feind erwarteten; worauf es denn zwischen beyden Flotten zu einer heftigen See-Bataille kam. Nachdem die Schlacht 2. gantzer Tage mit unglaublicher Hartnäckigkeit war gehalten worden, und *Onviz* viel Volck und Schiffe verlohren hatte: sahe er sich endlich genöthiget, unverrichteter Sache wieder nach Java zurück zu kehren.

Entweder gleich nach dieser verlohrnen See-Schlacht, oder kurtz nach des *Onviz* Ableben, fiel der Vice-König in *Bantam* von dem Javanischen Kayser ab, welchem Exempel nachgehends viele andere Gouverneurs folgten. Weil nun den folgenden Kaysern nichts als ein Theil des innern Landes übrig blieb, und selbiger auf allen Seiten durch grosse Gebürge von den rebellischen Reichen abgesondert war, daß sie also nicht nur sehr beschwerliche Märsche vor sich hatten, sondern auch kein grobes Geschütz mit sich führen konten: thaten sie des Jahres nur einen Zug und

war allezeit wieder einen andern Rebellen, damit sich selbige mit einander nicht möchten coniungiren können. In diesen Feld-Zügen verwüsteten sie der abgefallenen Könige Länder, und führeten alle Einwohner, die sie bekommen konten, mit sich als Sclaven hinweg. Wie sich aber diese Könige, bey ihrer Ankunft, mit den vornehmsten Unterthanen in veste Städte begaben, die Kayser aber, wie gedacht, kein Geschütz mit sich führeten: so liessen sie die Mauern untergraben und sodann über den Haufen werfen; durch welche List mancher König wieder zu seiner vorigen Schuldigkeit gebracht wurde.

Als zu Ende des 16. Seculi die Holländer nach *Bantam* kamen, war ein Kayser an der Regierung, welcher wieder Gewohnheit ein grosser Freund der Portugiesen war, vermuthlich aber aus der Ursache, weil seine Mutter war eine Portugiesin gewesen. Dieser gerieth durch seine schändliche Lebens-Art in die gröste Verachtung und in solche Armuth, daß er im Lande umherzog und sich meistens vom Raube erhielt. Wie er vernahm, daß die Holländer auf ihren Schiffen viel Güter hätten, machte er mit den Portugiesen auf sie einen Anschlag, und damit solcher desto eher gelingen möchte, ließ er die Holländischen Officiers zu sich bitten. Allein diese hatten in der vorhergehenden Nacht von allen Unternehmen Nachricht bekommen, liesen sich daher vor sein Gastmahl gantz gehorsamst bedancken. Wie ihm also dieser Anschlag mißlungen war, zog er über *Jacatra* wieder nach Hause, alda er kurtz darauf im grossen Elend starb.

Nach seinem Tode kam ein tapferer Held an die Regierung, welcher das zerrüttete Reich sehr empor brachte, und das Kayserthum gleichsam wieder von neuen aufrichtete. Er brachte viele Reiche wieder unter sich, oder nöthigte sie doch wenigstens, sich ihm als Vasallen zu unterwerfen, würde auch vielleicht noch grössere Thaten verrichtet haben, wo er nicht in der Religion gar zu eifrig gewesen, und den obersten Muhammedanischen Pfaffen nicht alzusehr respectiret hätte; sintemal er auf dessen Befehl oft die vortheilhaftesten Belagerungen aufhub. Sein Nachfolger war nicht weniger tapfer als er, zugleich aber ein geschworner Feind der Holländer, daß er sie auch 2mal in Batavia hart belagerte. Man siehet also hieraus, daß sich in diesem Reiche grosse Staats-Veränderungen zugetragen haben, davon wir aber, wegen Nachläßigkeit der Scribenten, keine Special-Umstände anführen können.

Auf diesen Kayser folgte endlich TANGALWANGY, welcher sich durch eine schändliche That und der daraus entstandenen grossen Unruhen, der Welt sehr bekannt gemacht hat. Er wurde ohngefehr 1615. gebohren und kam 1646. im 31. Jahre seines Alters zur Regierung. Sein Vater hatte beständig mit den Holländern Krieg geführet, und sie niemals in seinen Landen dulten wollen, dieser hingegen schickte kurtz nach Antrit seiner Regierung eine Gesandtschaft nach Batavia und schloß mit ihnen einen ewigen Frieden, vermöge dessen nicht nur die Gefangenen von beyden Seiten ausgeliefert wurden, sondern auch die Holländer den freyen Handel in seinem Reiche

che erhielten, ob sie sich gleich nicht vor Feinde des Königes von *Bantam*, wie er verlangte, erkläreten.

Dieser Kayser hatte eine sehr schöne Printzeßin, in welche er, als sie zu Jahren kam, in eine blutschänderische Liebe entbrannte. Nachdem er nun den ersten Fehler begangen und seine leibliche Tochter gemißbrauchet hatte: beging er auch den andern und vermählte sie an den König von *Madura*. Sie hatte diesen ihren Gemahl nicht lange, so äuserten sich die strafbaren Würckungen des Kaysers, und sie brachte einen iungen Printz zur Welt, welchen der König erziehen und *Troenayjaga* nennen ließ.

Als dieser Printz erwachsen war, suchte sich nunmehro der König an dem Kayser zu rächen. Zu solchem Ende entdeckte er dem Printzen das Geheimnis seiner Geburth und unterließ nichts, um sein Hertz mit rechter Erbitterung gegen den Kayser zu erfüllen, dabey er ihm auch zu erkennen gab, wie hoch er ihm, als seinem Pfleg-Vater, vor die sorgfältige Erziehung verpflichtet wäre. Nachdem er nun dem Printz alles wohl eingeschärfet: both er ihm alle nöthige Hülfe an, mit welcher er sich auf Java einen Staat formiren solte, der seiner hohen Geburth würdig wäre.

Diesen Vorschlag nahm der Printz mit Freuden an, und ging mit einer Armee von 14000. Mann nach Java unter Segel. 4000. davon waren Maduraner, die übrigen aber alle Macassaren, welche von einem klugen und tapfern General,

neral, Namens *Amaron*, aus ihrer Nation commandiret wurden. Weil man in Java keines feindlichen Angriffes vermuthend gewesen: wurde gleich *Soerabaia* erobert, worauf die agirende Armee die Länder *Diapan*, *Cadiri*, *Madion*, *Jagaraga* und *Panaraga* gleich einem Strohme durchzog, bis sie endlich in *Kadoewang* anlangte.

Tangalwangy war bereits alt, konte sich also nicht selber an die Spitze seiner Völcker stellen, aus welcher Ursache er dann um seine Krone sehr besorgt war. Indessen berief er seine 3. rechtmäsigen Printzen den *Amankourat*, *Poeker* und *Pamoelarar*, gegen welche er sich declarirte: Was masen er entschlossen sey, sich nach *Tagal* zu retiriren, die Krone aber samt *Karta Soera de Ningrat* an denienigen unter ihnen abzutreten, der sich selbige wieder den *Troenayjaga* zu beschützen unterstünde. *Amankourat* wolte, aus Zaghaftigkeit, die Krone nicht annehmen, sondern mit seinem Vater nach *Tagal* gehen, wie sehr man ihm auch die erste Geburth vorstelte. Dieser wegen wurde POEKER zum Kayser ernennet und gekrönet, und gleich darauf nahm der alte Kayser mit den meisten Einwohnern der Stadt die Flucht.

Als *Troenayjaga* die Flucht des alten Kaysers nebst seiner Hofstadt vernahm, näherte er sich täglich dem Centro des Reiches. Der Kayser *Poeker* befand sich unterdessen in sehr üblen Umständen. Er sahe sich und die Stadt fast gäntzlich verlaßen und unvermögend, dem Feinde Wiederstand zu thun; deshalben er sich auf die Mittags=

ags-Seite der Insel begab und alda eine Armee sammelte. Diese Gelegenheit machte sich *Troenayjaga* zu Nutze und ging mit 4. bis 500. Mann nach der Residentz, alda er den Kayserlichen Schatz, welcher mit puren Gold-Stangen angefüllet war, wegnahm und solchen auf 20. Wagen nach der Armee führete.

Bald darauf stieß der Kayser auf seine Armee, und zwang sie nach einen harten Gefechte das Land *Mataram* zu verlassen. Es retirirte sich war der Ueberwundene samt den Seinen in guter Ordnung: aber seine gäntzliche Niederlage würde dennoch schon damals nicht schwer gewesen seyn, woferne nicht *Amankourat* seinen Sinn geändert hätte.

Wie dieser sahe, daß sein Bruder an dem war, sich auf einem Throne zu bevestigen, den er ihm freywillig abgetreten hatte: bereuete er seine That, stelte dem Holländischen Commendanten *Koeper* sein Recht der ersten Geburth vor, und gab die Versicherung, im Fall ihm die Compagnie, zu diesem vergebenen Rechte wieder zu gelangen, mit behülflich seyn würde, er einen solchen Tractat mit ihr schliesen wolte, von welchem sie solte grossen Vortheil haben. Hierdurch wurde die Compagnie bewogen, ihm mit ihrer gantzen Macht beyzustehen, da denn die alliirte Armee den *Poeker* endlich nöthigte, den AMANKOVRAT vor einen rechtmäsigen Kayser zu erkennen. Darnegen aber wurde erstern, in den dieserwegen geschlossenen Tractaten, die Versicherung gegeben, daß er gleich dem *Amankourat*, ohne auf einen hinterlassenen Printz zu reflectiren, succediren solte.

1682. starb *Amankourat*, und hinterließ einen einzigen Printz, welcher sogleich von dem Throne Possession nahm, und damit ihn *Poeker* nicht daran hindern möchte, ließ er selbigen gefangen nehmen, mit dem vesten Entschluße, ihn des andern Tages hinrichten zu lassen. Weil aber zweyen vornehmen Officiers, die des *Poekers* heimliche Freunde waren, die Wache aufgetragen wurde: profitirten sie von der Dunckelheit der Nacht und führeten ihren Gefangenen nach der Stadt *Samarang*.

Wie sie sich in gnugsamer Sicherheit befanden und den Holländern ihre Ankunft hatten wissen lassen: wurden sie daselbst wohl empfangen und dem Printz *Poeker* eine Wache von 2. Compagnien Soldaten gegeben. Weil aber die Holländer wegen des schweren Bantamischen Krieges ihm nicht gleich Hülfs-Völcker geben konten: muste er sich eine geraume Zeit bey ihnen aufhalten. Nachdem solcher geendiget war, ging er mit einer ansehnlichen Armee auf *Karta Soera de Ningrat* los. Sein Vetter unterstund sich nicht seiner zu erwarten, sondern verließ gleich die Stadt, wehrete sich iedoch nachgehends fast 2. gantzer Jahr, worauf er gefangen und der Compagnie ausgeliefert wurde, die ihn mit wenigen Bedienten nach *Ceylon* schickte, alda er 1725. noch gelebet hat. Ob nun gleich POEKER durch der Holländer Hülfe auf den Thron gelangt war: so erwieß er sich doch keinesweges als ihren Freund, wie er denn eben derienige Kayser ist, der die Holländische Gesandtschaft, 24. Mann starck, 1686. verbrennen ließ.

Das XXIII. Capitel.

Von dem Königreiche *Palamboang*, dessen Regenten und seinen Städten.

Dieses Königreich liegt auf der Süder=Seite der Ostlichen Gegend von Java, und erstrecket sich von der Ost=Spitze auf 80. Teutsche Meilen längst der Süd=Küste hin, die Breite aber mag ohngefehr von Norden gegen Süden 15. Teutsche Meilen austragen. Das gantze Land ist voll von grossen Wäldern und rauhen Gebürgen, welche selbiges von den Reichen des Käysers absondern, wie nicht weniger auch von vielen wüsten Gegenden, und soll dieses Königreich das rauheste Land auf der gantzen Insel seyn. Dem ohngeachtet aber befindet sich doch auch hier viel plattes Land, welches verschiedene Früchte besonders Reiß in der größten Menge hervor bringet. Pfeffer, brauchbare Wurtzeln, Garten=Gewächse, Indianisches Korn und Flachs liefert es gleichfals so häufig, daß es sich und andere Reiche damit versorgen kan. So sind auch nicht weniger die Wälder und Berge mit wilden Enten, Gänsen, Hühnern, Schweinen, Ziegen und Hirschen, vornemlich aber auch mit Büffeln, Pferden, Nasen=Hörnern und Tigern so starck als kein anderes Reich auf Java angefüllet. Was den hiesigen Handel betrift, wird solcher vor andern Nationen, besonders von den Baliern, Sinesern und Engländern getrieben; welche letztern gemeiniglich aus *Borneo* hierher kommen.

Der

Der König ist ein gantz souverainer Herr, der weder der Compagnie noch dem Kayser im geringsten unterworfen ist, regieret monarchisch, und wird von seinen Unterthanen, von dem Vornehmsten bis zu dem Geringsten, in der allertieffsten Unterthänigkeit verehret. Seine vornehmsten Minister sind meistentheils Sineser und scheinet das Regiment gantz klug eingerichtet zu seyn. Der Religion nach, ist er, wie alle seine Unterthanen, ein Heyde, daher auch, wenn ein König stirbt, die Leiche verbrannt und die Asche in einem Topfe aufgehoben wird. 5. Tage darnach gehen dessen Weiber mit Dolchen und entblösten Brüsten an einen gewissen Ort, woselbst die Königin eine Kugel wegwirft. Wo nun diese liegen bleibt, da gehen sie alle hin, wenden ihre Angesichter gegen Aufgang der Sonnen und stossen sich darauf die Dolche in die Brust.

Die Engländer werden hier sehr wohl aufgenommen, weil sie den König mit Geschütz und andern Kriegs-Geräthe versehen, besitzen aber, so viel ich habe vermercken können, keine Vestung im Lande. Den Holländern hingegen wird, meines Wissens, bis auf diesen Tag kein Zutrit verstattet, sintemal sich der König sehr vor ihnen fürchtet, und auf alle Weise zurüstet, sie auf allen Fall zu empfangen, wie man denn wahrgenommen, daß wenn die Wachen ein Englisches vor ein Holländisches Schiff angesehen haben, gleich alles in grossen Allarm gerathen, und sich in Defensions-Stand gesetzet hat.

Mit vielen und grosen Städten kan *Palamboang* keinesweges so prangen, wie die Kayserlichen Lande, und sind uns von selbigen nur 2. bekannt, nemlich *Kota* und *Palamboang*. KOTA, so auf teutsch eine Schantze heiset, liegt 15. Engische Meilen von der See, ist ein kleiner aber sehr vester Ort, in welchen sich der König bey der geringsten Unruhe gleich begiebet; weshalben er auch nicht nur mit sehr starcken Mauern umgeben, sondern auch mit vielen Geschütz und einer ansehnlichen Besatzung Soldaten versehen ist.

PALAMBOANG, die Hauptstadt des ganzen Landes liegt an einer Bay in der Süd-Östlichen Gegend von Java, der Insel *Bali* gerade gegen über, auf dem 8. Grad 30. Minuten Süder Breite, und 3. Grad 30. Minuten der Mittags Linie von Londen ab. Sie ist rund umher mit schönen Gegenden umgeben, und hat Landwärts ein flaches Land liegen, welches sich viele Meilen weit erstrecket. Auch sind hier unterschiedliche Ströhme, welche an ieder Seite der Stadt in die See fallen. In der Stadt befinden sich gantz ansehnliche Häuser, wie auch der Pallast des Königes, welcher ein grosses ins Viereck aufgeführtes und mit starcken Pallisaden umgebenes Gebäude ist.

Das XXIV. Capitel.

Von dem Königreiche *Tsjeribon*, der Stadt *Tsjeribon* und dem hiesigen Regenten.

Das Königreich *Tsjeribon*, so sich bey dem Scheide-Flusse anfängt, liegt auf der Nord-Küste und ist rund umher gegen Westen, Osten und Norden theils mit den eigenthümlichen Provintzen der Compagnie, theils mit den Ländern, die unter ihrem Schutze stehen, umgeben, gegen Mittag aber hat es die Gebürge *Vattas* und *Tompanus*. Dieses Königreich begreift nicht nur *Tsjeribon* an und vor sich selber, sondern auch die Provintzen *Tsiassem*, *Pamanockan* und *Gabbang* in sich, welche 3. letztern aber klein sind, und iegliches davon nicht mehr als eine Stadt haben soll, daß sie also Länder auf den alten Javanischen Fuß sind. In diesem Königreiche giebt es verschiedene Flüsse und wird selbiges unter andern auch von dem grossen Flusse *Indramaia* durchwässert. Dieser entspringet in einem Berge der Provintz *Priangan*, die er so wohl als die Provintz *Sammadang* durchfliesset, und nachdem er sich sehr weit gegen Nord-Osten bis auf die Morgen-Seite des Forts *Tsjeribon* herumgekrümmet, nimt er seinen Lauf gegen Norden zurück, alwo er sich durch zwey grosse Mündungen ins Meer ergieset. Die Ufer dieses Flusses sind meistens mit fruchtbaren Bäumen besetzt und wegen der starcken Schiffarth sehr bewohnet.

TSIERIBON, die Hauptstadt des Landes und Residentz des Königes, wird unter die grösten und ansehnlichsten Städte von Java gerechnet. Sie ist an einem kleinen Flusse erbauet und breitet sich, landwarts ein, wohl auf eine Meile Weges aus. Die Holländische Compagnie hat hier ein Fort, und ein Comptoir, darinne sich ein Ober-Kaufmann mit etlichen Aßiſtenten befindet, und nicht weit davon liegt der Königliche Pallast, um welchen verschiedene Häuser stehen, darinne die Hofbedienten wohnen. Die Zahl der Familien, sollen sich in dieser Stadt auf 7000 belaufen, und der Ort wegen des Handels gute Nahrung haben. Alhier befindet sich auch der Tempel des heiligen *Ben Israel*, welcher insgemein *Aslana* genennet wird. Er liegt auf einer Höhe, die sich nach und nach erhebet, und ist rund herum mit hohen Gebürgen, ausser vom vorne, umgeben; daher der Ort als ein halbrundes Amphitheatrum aussiehet. Der gantze Berg ist in 5. unterschiedene Terrassen abgegraben, zu welchen man auf kleinen Treppen steiget, welche unten mit Gitter-Thüren versehen sind. Drey von diesen Terrassen sind vorne mit steinernen Mauern verwahret, und mit kleinen Sinesischen Ziegeln bekleidet, davon die erste und andere Mauer, wie auch die Terrassen selbst, mit grossen Sinesischen und Gepuinesischen Blumen-Töpfen von Porcellain gezieret sind, welche die Javanischen Fürsten hierher verehret haben. Die erste Terrasse ist die gröste, mit 2. Bäumen bepflantzet und gantz und gar gepflastert. Die andere hat

8. Bäu-

8. Bäume, eine schöne gepflasterte Strasse, und 3. nette nach Landes-Manier, aufgeführte Gebäude. Zwey davon stehen an der einen, und das dritte an der andern Seite der Strasse, darinne sich die Fürsten aufhalten, welche, um ihre Opfer zu bringen, diesen Ort besuchen. In der dritten Terrasse sind weder Gebäude, Bäume noch sonst etwas, und bis an diese wird Christen und Heyden zu gehen verstattet. Auf der vierten stehet ein schöner Morischer Tempel mit 3. Dächern, davon das Unterste grösser als das Mittlere, und das Mittlere grösser als das Oberste ist. In diesem Tempel verrichten die Pilgrimme, ihre Andacht und werden auch im selbigem die dem Heiligen überschickten Geschencke verwahret. Die fünfte und kleinste Terrasse hat des Heiligen Grab in der Mitte, von dessen Beschaffenheit wir aber keine Nachricht ertheilen können.

Der Regent dieses Landes führet den Titel eines Königes und die Fürsten der Landschaften *Tsiassem Pamanockan* und *Gabbang* sind ihm als Vasallen unterworfen. In Friedens-Zeiten unterhält er nur so viel Soldaten als er zur Besetzung einiger Plätze brauchet, zur Kriegs-Zeit aber kan er, ohne der Vasallen Hülfs-Völcker 10. bis 12000. Mann aufbringen. Er ist ein souverainer Herr, hat sich aber, weil die Kayser iederzeit grossen Appetit nach seinem Lande verspüren lassen, unter der Holländer Schutz begeben.

Ver-

Verzeichnis

Dererienigen Scribenten, welcher man sich bey dieser Schrift am meisten bedienet.

Jürgen Andersens Orientalische Reise.

Gotardi ARTHVS Historia Indiae Orientalis.

Ernst Christoph Barchewitzens gewesenen Officiers auf der Insel *Lethy* Ost-Indianische Reise-Beschreibung.

Johann von der Behr Tage-Buch seiner Ost-Indianischen Reise.

Ost-Indische Berichte der Dänischen Mißionarien in *Tranckenbar*.

Wilhelm Boßmanns ehemaligen Raths-Herrns, Ober-Kaufmanns und Unter-Commandeurs der Holländisch-West-Indischen Compagnie Reise und ausführliche Beschreibung von *Guinea*.

Jacobi BONTII Medicina Indorum.

Franz CARONS gewesenen General-Directerus in Batavia ausführliche Beschreibung des Kayserthumes *Gepuin.*

Guillaume DAMPIER Voyage autour du Monde.

Christoph Frickens Ost-Indianische Reisen und Kriegs-Dienste.

Johann Ludwig Gottfrieds Beschreibung der Neuen Welt.

Abt GUYONS Geschichte von Ost-Indien.

Everhardi Guerneri HAPPELII Mundus mirabilis tripartitus, oder cosmographische Beschreibung der gantzen Welt.

Albrecht Herports 9. jährige Ost-Indische Reise-Beschreibung.

Levini HULSII erste Reise der Holländer nach Java.

Bruzen la MARTINIERE Königlich-Spanischen Geschichtschreibers Einleitung in die Historie von gantz Asien.

Johann Jacob Mercfleins Beschreibung alles desienigen, was sich auf seiner 9. jährigen Reise zugetragen.

Johann Albrecht von Mandelslo Morgenländische Reise.

Neue genealogisch-historische Nachrichten der Europäischen Höfe.

Johann Neuhofs Staat-Halters in *Koilan*

Beschrei-

Beschreibung der Holländischen Gesandtschaft an den Tartarischen Cham und Sinesischen Kayser.

Beniamin Olitschens gewesenen Ober-Berg-meisters auf *Summatra* Ost-Indische Reise.

Beschreibung von Ost-Indien, oder Schif-farthen der Holländer nach *Africa* und Ost-Indien.

Antonii PAVLLINI eröfnetes curieuses Cabi-net ausländischer und anderer Merckwürdigkeiten.

Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande durch *Europa*, *Asia*, *Africa* und *America* I. II. T.

Jean RIBEIRO Histoire de l'Isle de Ceylon.

Johann Jacob Saars 15. jährige Ost-In-ische Kriegs-Dienste.

SALMONS Historie des gegenwärtigen Staa-s der Sundaischen Inseln mit den Zusätzen . *van* GOCHS.

George Bernhard Schwartzens Reise nach t-Indien.

Petri della VALLE Reisen nach der Türckey, ypten, Persien und Ost-Indien.

Johann Wilhelm Vogels gewesenen Berg-isters auf *Summatra* Ost-Indianische Reise.

Johann Gottlieb Worms Ost-Indische Persianische Reise, mit den Zusätzen Cris i Weisens.

Register
der vornehmsten Materien und Sachen.
N. bedeutet die Noten unter dem Text.

Abendmahl heiliges warum solches die Portugiesen genommen 266.
Affen häufige in Java 107.
Afura Berg in Sofala N. 14.
Agoum ein mächtiger König in Bantam 413. legt die Regierung nieder 414. giebt seinem Prinz einen Verweiß 415. schlägt selbigen und belagert ihn 416. wird von den Holländern geschlagen 418. 419. 424. verliehrt eine See-Schlacht 421. schlägt die Holländer 425. muß sich an die Holländer ergeben 426.
Agui wird König von Bantam 414. ersucht die Holländer um Beystand wieder seinen Vater 324. 416. wird ein Vasall der Holländischen Compagnie 426. Siehe *Agoum*.
Alligator ein Amphibium beschrieben 113.
Amankourat schlägt die Kayserliche Krone aus 456. gelangt zu selbiger durch Hülfe der Holländer 457.
Amboina eine Insel erobern die Holländer 254.
Amboineser beschrieben 200. rebelliren wieder die Holländer 279. 285.
Ameisen richten grossen Schaden an in Guinea N. 123.
Amock-Spiel beschrieben 199.
Ananas Erdgewächse beschrieben 58.
Anis Stadt in Bantam 407. erobern die Holländer 425.
Annonen Früchte beschrieben 89.
Arecka-Baum beschrieben 76.
Armenianer in Java 203.
Auctionen deren Beschaffenheit in Batavia 187.
Aussatz 20.

Balier beschrieben 201.
Bambus-Rohr beschrieben 90.
Bandaneser beschrieben 196.
Bantam des dasigen Königes Regierung 397. Klei-

dung 398. wie einsmals einer vor dem Volcke er-
schienen 399. wie es alda mit der Thron-Folge ge-
halten wird 400. des Königes Einkünfte 402.
Kriegs-Macht ibid. reißt sich von dem Kayser loß
408. Siehe auch *Agoum* und *Agui*.
Bantam Stadt beschrieben 404. trübselige Zeit darin-
ne 412. wird belagert 416. von den Holländern
entsetzt 417.
Barbados Insel wie man daselbst den Zucker siede N. 50.
Batavia wird erbauet 245. gelangt zu grossen Flohr
256. wird von dem Kayser von Java belagert 257.
259. grosse Feuer darinne 280. 338. 360. vor selbi-
ges rücken die Sineser 358. in selbigem werden alle
Sineser ermordet 359. erbärmlicher Anblick darinne
361. 363. weitläufftig beschrieben 388. sq.
Batecalou Stadt in Ceylon erobern die Holländer 264.
Battattes Früchte beschrieben 63.
Baumwolle beschrieben 41. wächset in Persien N.
43. um Damasco ibid. in Sina N. 44.
Bengala grosser Sturm daselbst 348.
Ben-Israel ein Heiliger in Java 210.
Bergwercke sucht man auf dem Parang anzulegen
24. reiche in den Landen des Kaysers von Java 25.
Beriberi eine Kranckheit 20.
Betel ein Kraut beschrieben 75.
Blutschande wie solche ein König von Bantam ver-
theidiget 401.
Bontius Jac. hat zuerst zuverläßig von den Cardomo-
nen geschrieben N. 81.
Both Peter erster General der Holländer in Indien
42. komt im Schiffbruche um 243.
Brasilien kan nicht Ophir seyn N. 10.
Brief des Kaysers von Ceylon an den General Hulft
93. eines Sinesischen Printzens an einen Capitain
55. des Baron von Imhofs an die Dänischen
Mißionarien 375.
Brouwer Henr. wird General-Gouverneur 262. stirbt ibid.
Büffel beschrieben 100. wie selbige die Illionier jagen
102.
Bürger in Batavia müssen Kriegs-Dienste thun 231.

 Caf-

Caffa ein Geträncke N. 64.
Caffe wird bey Batavia gepflantzet 64. Happelii Meinung von dessen Erfindung N. 65.
Caffri beschrieben 89.
Calecut dasiger König schlägt die Holländer aus einer Vestung 333. muß einen schädlichen Frieden mit ihnen schliesen 334.
Calein ein Capitain will Batavia dem Könige von Bantam verrathen 269. wird deswegen gerädert ibid.
Calutre Stadt in Ceylon erobern die Holländer durch List 287.
Cameleon in Java 118. Beschreibung derer in Smirna N. 118. in Guinea N. 121. in Congo N. ibid.
Camphuyssen Joan. wird General-Gouverneur 326. ist ein löblicher Herr ibid. legt die Würde nieder 328.
Cananor Stadt in Malabar erobern die Holländer 304.
Canonen höltzerne machen sich die Sineser 365.
Cardomomen beschrieben 81. in welchen Ländern sie wachsen N. 80.
Carembolen beschrieben 89.
Caron Francisc. bauet in Firando ein Kaufhaus 281. muß solches wieder niederreisen ibid. wird wegen vieler Anklagen nach Holland citiret 283. seine Verdienste ibid.
Carpentier Peter General-Gouverneur 256.
Casia Javanische beschrieben 86. Egyptische N. 86.
Catappa beschrieben 60.
Catiang Erdgewächse 63.
Cedern beschrieben 90. wo die besten wachsen N. 90.
Ceylon ob es Ophir seyn könne N. 9. Siehe übrigens *Raja Singa.*
China suche *Sina.*
China-Aepfel beschrieben 73.
Cingaler suche Singaleser.
Cloon Dirck wird Gouverneur in Nagapatnam 345. General-Gouverneur ibid. stirbt ibid.
Colombo wird erobert. Siehe Holländer.
Compagnie Holländisch-Ost-Indische wird errichtet 241. aus wie viel Kammern sie bestehe? Vorr. Fran-

tzösische 284. Ostendische 338. muß wieder eingestelt werden 339. Ost-Friesische 387.
Coxcenia ein Sinesischer Schneiders-Sohn wird ein See-Räuber 314. landet auf der Insel Formosa ib. läßt Zeeland auffordern 315. die Gefangenen grausam hinrichten 316. schlägt die Holländer ibid. erhält wieder sie eine See-Bataille 317. erobert die Vestung Zeeland ibid.
Crocodill beschrieben 111.
Cuama grosser Fluß in Monumetapa N. 12.
Cubeben beschrieben 87.
Cunung-Api ein Berg wirft Feuer aus 326. 342.
D*amme* eine Insel, Unruhen auf selbiger 332.
Diati-Baum beschrieben 91.
Diemen Anton General-Gouverneur 262. selbigen will eine Frau mit Gifte vergeben 268. stirbt 269.
Dorre eine ansteckende Kranckheit in Java 20.
Durion-Baum beschrieben 61.
Dursi Erdgewächse beschrieben 63.
Durven Dirck General-Gouverneur wird abgesetzt 345
Dysenterie heftige in Java 18.
Edelgesteine ob selbige in Java gefunden werden 26.
Egypten daselbst wächset die Casia häufig N. 86.
Ehebruch wie solcher in Batavia bestraft wird 183.
Einkünfte der Holländischen Compagnie 237. des Königes von Bantam 402. Kaysers von Java 439.
Elephanten nehmen die Holländer dem Kayser von Ceylon 270.
Engländer kommen nach Java 239. schlagen die Holländer zur See 251. fassen einen grossen Haß gegen die Holländer 252. unter ihren Schutz begiebt sich der König von Inderapoura 327. kommen nach Bantam 411. ihre Loge wird in Bantam in Brand gesteckt 413. wie sie sich von den Holländern unterschieden 412. Streit zwischen ihnen und den Holländern wegen des Ranges 413. werden aus Bantam verjagt 429. S. Holländer.
Erdbeben in Java 22. in Banda 325.

Europäer was sie in Batavia vor Nahrung treiben 178. werden in 5. Classen eingetheilet 180.
Faullentzer ein Thier beschrieben 110.
Faust Gouverneur in Ceylon verübt grosse Grausamkeit 350. wird hingerichtet 351.
Fieber ansteckende in Java 19.
Flüsse in Java 27.
Formosa Insel bekommen die Holländer 262. S. *Caxcenia*.
Frau Holländische wird ersäuft 268.
Frauenzimmer-Kleidung in Batavia 181. ist sehr zärtlich und wollüstig 184. sq.
Frieden schliesen die Holländer mit dem Kayser von Ceylon 276. mit dem Kayser von Java 281. mit dem Könige von Perah 285. von Porca 303. von Peremin 307 mit den Macassaren 309. 310. mit den Bantamern 410.
G*alle* Stadt in Ceylon erobern die Holländer 265.
Gebäude alte in Sofala N. 15.
Gebürge in Java 21.
General-Directeur was es vor eine Person sey 223.
General-Gouverneur herrschet über das gantze Holländische Indien 217. 220. und zwar souverain 324. 368. von wem er bestelt wird 217. führet einen grossen Staat 218. wie er Abgesandten Audientz ertheilet 221. seine Einkünfte 222. Staats-Geschäfte 223. welche Personen zu dieser Würde gelangen können 224.
Genueser Schiffarth nach Indien 282.
Gepuineser sind sehr rachgierig N. 145. beschrieben 202.
Gesandtschaft einer Singalesischen wird übel begegnet 275. schicken die Holländer an den Kayser von Java 281. von Ceylon 275. von Gepuin 281. von Sina 312. eine Holländische wird verbrannt 327.
Geträncke in Java 29.
Gewächse Europäische in Java 37.
Gewicht in Batavia 207.
Giri Stadt in Java 211.
Goens Rickloff erobert Coulang und Cranganor 301. Cochin 303. geht als Schiffs-Junge nach Batavia 318. wird General-Gouverneur ib. führt ein strenges Regiment ibid. stirbt 323.

Gressik Königreich in Java 429.
Gummi=Baum Javanischer 83. Africanischer N. 83. Arabischer N. 85.
Haan Math. General=Gouverneur 344.
Hähne werden zum Streit abgerichtet 127.
Handel selbigen verliehren die Holländer in Inderapoura 327 erlangen ihn in Banger 329. in Calecut 334. selbiger wird ihnen in Gepuin sehr eingeschränckt 335.
Handwercksleute Europäische in Batavia 178.
Heberfeld wird wegen Conspiration hingerichtet 340. sq.
Herbst wenn sich solcher auf Java anfange 14.
Hochzeit Javanische beschrieben 135. Sinesische 161.
Holländer schiffen nach Indien 240. kommen nach Jacatra 241. werden in Indien mächtig 242. erbauen Pallicate 243. greifen die Engländer in Jacatra an ibid. bevestigen sich in Jacatra 244 was sie schon 1616. vor Vestungen in Indien gehabt 245. ihre damalige Kriegs=Macht 246. werden vom König von Jacatra belagert 248. schliesen mit ihm Frieden 249. werden von den Bantamern und Engländern belagert 251. bekommen die Insel Formosa 262. machen sich in Gepuin verdächtig 281. bekriegen den König von Perah 284. die Macassaren 308. 309. 346. kommen zum erstenmal nach Bantam 409. S. auch **Batavia, Friede,** und Gesandtschaft.
= = schlagen die Portugiesen 265. 266. 289. die Porcaner 302. die Petemier 306. die Malaier 322. die Bantamer 410 419. S. *Agoum.*
= = erobern die Insel Polewey 244. Jacatra 253. die Insel Amboina 254. die Bandanischen Inseln 255. Trinquinimale 264. Batecalou ibid. Galle 265. Malacca 267. Calutre 287. Berberi 289. rücken vor Colombo 290. wagen auf selbiges einen vergeblichen Sturm 291. zwingen die Mütter ihre eignen Kinder zu zerstampfen 294. ein Ueberläufer giebt ihnen guten Rath 295. bekommen die Stadt durch Accord ein 297 erobern die Perlen=Insel Manar 298. Jaffanapatnam 299. Coulang und Cranganor 301. Cochin 303. Cananor 304. Polerong 311. Pondichery 329. die Insel Madura 340. Tangeran 417. Anis 425.

Holländer werden geschlagen von den Engländern zur See 251. von den Singalesern 271. von den Spaniern zur See 276. von den Amboinesern 285. von den Portugiesen 288. von den Porcanern 302. von den Malaiern 321. von den Sinesern 356. verliehren Formosa 314. sq. S. *Coxcenia*.
ein Holländer ist im Spiel sehr glücklich 172.
Hoorn Joann General-Gouverneur 331.
Jacatra Königreich auf Java 238. komt an Bantam 250. wird von den Holländern erobert 253.
Jacca-Bäume suche Soorsacken.
Jacco eine Insecte beschrieben 116.
Jacob-Eberse ein Fisch beschrieben 130.
Jaffanapatnam Stadt in Ceylon erobern die Holländ. 299.
Japan siehe *Gepuin*.
Japara Königreich in Java 430.
- - Stadt beschrieben 448.
Java ist eine Insel 2. dessen Lage ib. Grösse 3. Ob es den Alten bekant gewesen 4. Jahres-Zeiten darauf 14. hat viele Berge 21. Flüsse 26. reiche Gold-Schachten 25. ob es so fruchtbar sey, davor es ausgegeben wird 35. Königreiche darauf 216. sq. soll seyn von Sinesern bevölckert worden 450. Zahl der Einwohner darauf 449.
Javaner wollen von Sinesern abstammen 131. 450. ihre Leibes-Gestalt 132. Kleidung ibid. warum die Weibes-Personen bald heurathen 134. wie sie ihre Hochzeiten halten 135. scheiden sich leicht von ihren Weibern 140. halten schlechte Kinder-Zucht 141. haben viel Sclaven 142. ihre Gemüths-Beschaffenheit 143. Art zu essen 149. wie sie einander grüssen 150. ihre Belustigungen 151. Beschaffenheit ihrer Gerichte 152. wie sie einen Eid ablegen ibid. was sie vor Handwercker treiben 153. ihre Wissenschaften 154.
ein Javaner wird grausam hingerichtet 146.
Ikan-Mohr ein Fisch beschrieben 130.
Imhoff Gust. Wilh. wird zum General-Gouverneur ernennet 353. 378. erobert etliche Zucker-Mühlen 364. schlägt die Sineser 365. wird gefangen genommen 368. sq. ist ein sehr löblicher Herr 371. sein Geschlechts-Register 372. gehet nach Indien 373. gelangt

langt zu Ehren-Stellen 374. bemühet sich das Christenthum auszubreiten 375. Medaille auf ihn 378. macht trefliche Einrichtungen 381. wird vieles beschuldiget 383. stirbt 385. seine Qualitäten ibid.
Indramaia ein grosser Fluß in Java 28. 402.
Ingwer beschrieben 69. wächset in verschiedenen Ländern N. 69. der beste in Sina N. 70.
Insecten auf Java 122.
Jortan Stadt in Java beschrieben 448.
Justitien-Rath in Batavia 228.
Kacherlacke, Insecte beschrieben 117.
Kadoewang Königreich in Java 430.
Karta Soera de Ningrat Stadt in Java beschrieben 445.
Katzenfisch beschrieben 130.
Kayser von Java, dessen Lande 429. Titel 430. wie viel Gemahlinnen und Kebsweiber er habe 431. Kleidung seiner Printzen 432. seine Schloß-Wache 433. wie er Turniere hält 434. seine Hofstadt 436. Minister 437. Reichs-Räthe ibid.
- - von Ceylon siehe *Raia Singa*.
Kockos-Baum beschrieben 77. sq.
Koen Joa. Peters. erster General-Gouverneur 253. erobert Jacatra ibid. legt die Regierung nieder 256. gelangt nochmals zum General-Gouvernement 257. stirbt 258.
Kota Stadt in Java beschrieben 461.
Kriegs-Macht der Holländischen Compagnie 229. des Königes von Bantam 402. des Kaysers von Java 439. 443.
Lieutenant Teutscher beweiset grosse Tapferkeit 273. wird kostbar beschenckt. 274.
Lyn Cornel. wird General-Gouverneur 269. legt die Würde nieder 283.
Maaß in Batavia 208.
Maatzukker Joa. wird General-Gouverneur 288. stirbt 317. hat unter allen Gen. Gouvern. am längsten regieret 318.
Macassar der dasige König tractirt die Holländer übel 308. wird von den Holländern bekriegt ibid. schliesset mit ihnen Frieden 309. bekriegt selbige 346.

Macassaren beschrieben 198.
Madion Königreich in Java 429.
Madura Insel, dessen König belagert Batavia 258. wird ermordet 261. selbige erobern die Holländer 340.
Malabaren beschrieben 204.
Malacca Stadt erobern die Holländer 267.
Malaier beschrieben 196.
Manar Perlen-Insel erobern die Holländer 298.
Mangas-Baum beschrieben 59.
Manges-Tanges beschrieben 60.
Margossy ein Kraut beschrieben N. 54.
Mataram Stadt in Java beschrieben 444.
Medaille auf den Imhof. 378.
Mossel Jacob heutiger General-Gouverneur 386.
Müller Andr. will die Universal-Sprache erfunden haben N. 175.
Müntzen in Bantam 206.
Mütter müssen ihre eignen Kinde zerstampfen 294.
Muscaten-Bäume rotten die Holländer aus vielen Inseln 255.
Muscieten eine Art Mücken 117.
N*agapatnam* Stadt erobern die Holländer 300. belagert der König von Tanschaur 310. merckwürdiger Thurm daselbst N. 311.
Nasenhorn Javanisches 92. kan nicht gezähmet werden 95. ob es der Behemoth seyn könne N. 93. Sinesisches beschrieben N. 95.
Negombo Stadt in Ceylon erobern die Holländer. 265. 267.
O*dia* Stadt in Siam daselbst bauen die Holländer ein Kaufhaus 262.
Oles-Baum auf dessen Blätter schreiben die Ausländer N. 81.
Onviz ein Kayser von Java liefert den Portugiesen ein See-Treffen 452.
Ophir was vor Länder man davor ausgiebt N. 6. ist Sofala N. 11. 15.
P*alamboang* Königreich in Java beschrieben 459.
= = Stadt beschrieben 461.
Panaroeckau Königreich in Java 430.

Panaroeckan Stadt beschrieben 447.
Parang Berg, auf selbigen sucht man Bergwercke anzulegen 24.
Passaroewan Königreich in Java 429.
= = Stadt beschrieben 446.
Patras Abrah. gehet als gemeiner Soldat nach Indien 346. wird General-Gouverneur ibid. stirbt. 349.
Perah dasiger König wird von den Holländern bekriegt 284. macht mit ihnen Friede 285.
Peru kan nicht Ophir seyn N 10.
Petemin dasiger König wird von den Holländern bekriegt 305. und geschlagen 306. muß harte Conditionen eingehen 307.
Pfeffer beschrieben 73.
Plimbing beschrieben 89.
Poeker wird Kayser von Java 456. muß die Krone seinem Bruder abtreten 457. gelangt wieder auf den Thron 458. läßt eine Holländische Gesandtschaft verbrennen 327. 458.
Polerong Insel erobern die Holländer 311.
Polewey Insel erobern die Holländer 244.
Porca dasiger König schlägt die Holländer 302. schließt mit ihnen Frieden 303.
Portugiesen siehe Holländer.
Printz Bantamischer wird wegen Conspiration nach Ceylon verwiesen 336.
= = Sinesischer führt die Rebellen in Java an 354. rückt vor Batavia 358. wird geschlagen 366. wird auf das Vorgebürge der guten Hofnung verwiesen. 371.
Proceß führet die Holländisch-West-Indische wieder die Ost-Indische Compagnie 342.
R*aademacker* wird hingerichtet 318.
Raia Singa Kayser von Ceylon trit mit den Holländern in Alliance 263. ist ein vortreflicher Regent 270. schlägt die Holländer 271. nimt viele Holländer gefangen 272. bewundert die Teutschen 273. beschenckt einen Teutschen Lieutenant 274. schlieset mit den Holländern Frieden 275. hilft Colombo belagern 290. zerfält mit den Holländern 298.

Rath von Indien Holländischer in Batavia 225.
Real Laur. wird General 244.
Rebellion in Amboina 279. 285. vorhabende wird in Batavia entdeckt 336. 340. grosse Sinesische in Batavia 254. sq. in Bantam 387.
Reinirson Carl wird General-Gouverneur 283. stirbt 288.
Reinst Gerh. wird General 243. stirbt 244.
Reise nach Indien auf welchen Schiffen solche zu thun sey 190.
Reiß dessen Bau und Wachsthum beschrieben 38. sq.
Religion Muhammedanische in Java 209. heydnische 212. reformirte ibid. Lutherische 214.
Rhebabar beschrieben 87.
Riebeeck Abrah. Gen. Gouv. 332.
Salamander Insecte beschrieben 119.
Samarang Stadt in Java beschrieben 446.
Sardein Gouverneur in Macassar geräth mit dem dasigen Könige in Streitigkeit 346. vergiebt sich mit Gift 348.
Schiffe Javanische beschrieben 32.
Schlangen sehr grosse in Java 114.
Schoutens merckwürdige Reise nach Indien 246.
Schwalben Indianische 125.
Sclaven wie freye Leute selbige werden 185. wie sie von ihren Herrn genutzt werden 188. was ihrentwegen in den Batavianischen Statuten verordnet 189.
Seelen-Verkäufer was es vor Leute sind 192.
Segel-Fisch beschrieben 128.
Siam ob es Ophir sey N. 7.
Singaleser glauben daß sie in Europa wieder gebohren werden N. 201.
Sina daselbst wächset viel Baumwolle N. 43. Thee 65. Ingwer N. 70. ist ein vortrefliches Reich N. 177.
Sineser sind häufig in Java 155. ihre Leibes-Gestalt 156 Kleidung 157. halten ihre Haare sehr werth N. 158. wie sie essen 160. wie sie ihre Hochzeiten halten ibid. ihre Todten begraben 164. sind grosse Liebhaber von Schauspielen 167. unter ihnen giebt es grosse Gauckler 168. sind Liebhaber von Spielen 171. sind grosse Künstler 173. was von ihren Charactern zu halten sey N. 174. ihre Religion 175.

Sire ein Schilf beschrieben N. 54.
Soerubaia Stadt in Java 210. beschrieben 448.
Sofala ist Ophir N. 11. sq.
Soldaten Halländische wie sie montiret sind 230. dürfen in der Kirche nicht singen 231. derselben Tractament 232. werden in strenger Zucht gehalten 233.
Sonnen-Fisch beschrieben 129.
Soorsack-Baum beschrieben 62.
Speelmann Cornel. General-Gouverneur 323. stirbt 326
Sprache Javanische 153.
Summatra kan nicht Ophir seyn N. 8. wie man den Reiß daselbst bauet N. 39. starcke Tiger daselbst N. 100. bringet vielen Pfeffer hervor N. 73.
Sturm grosser in Bengala 348.
Taback Javanischer 55. Virginischer N. 55. dessen Gebrauch haben die Europäer von den Ausländern erlernet N. 57.
Tamarinden-Baum beschrieben 87.
Tangalwangy Kayser von Java 454. schwängert seine Tochter 455. Unruhen, die daraus entstanden sind 356.
Tangeran Stadt in Java 406. erobern die Holländer 417
Tausendbein Insecte beschrieben 115.
Tempel die vornehmsten in Java 209.
Ternate einem dasigen Könige wird übel begegnet 322. wird gefangen nach Batavia gebracht 323.
Teutsche in Indien 189. werden wegen ihrer Tapferkeit bewundert 273. 424.
Thee beschrieben 65. sqq.
Thurm merckwürdiger in Nagapatnam N. 311.
Tiger beschrieben 96. sq.
Tordeasse Stadt in Java beschrieben 406.
Trauriger-Baum beschrieben 37.
Tsjeribon Königreich in Java beschrieben 462.
- - Stadt 209. beschrieben 463.
Tuban Stadt in Java beschrieben 447.
Turniere wie solche der Kayser von Java hält 434.
V*alckenier*, Adrian General-Gouverneur führt eine üble Regierung 349. giebt zu einer grossen Rebellion Gelegenheit 353. läßt etliche Räthe von Indien gefangen nehmen 368. legt die Regierung nieder 369. wird
als

als ein ewiger Gefangener auf das Castell zu Batavia gesetzt 370.
Uby Erdgewächse beschrieben 63.
Verlöbnis zwischen einem Europäer und einer Indianerin 183.
Virginien daselbst wächset vieler Taback N. 55.
Vögel auf Java 124. sq.
Wald-Mensch siehe *Ooran-Otang.*
Wasser-Mann ein Meer-Wunder beschrieben N. 106. sq.
Wasser-Melonen beschrieben 55.
Widrup-Rama König von Jacatra belagert daselbst die Holländer 248. nimt ihren Commandeur gefangen 249. muß sein Reich an den König von Bantam abtreten 250.
Witterung auf Java 14. sq. wie solche den Europäern bekomme 18.
Würtz-Nelcken-Bäume rotten die Holländer aus vielen Inseln 255.
X*ungkiang* Stadt in Sina treibt starckes Gewerbe mit Baumwolle N. 44.
Ziebeth-Katzen beschrieben 109.
Zucker-Rohr in Java 44. dessen Siederey in Batavia 46. in Canarischen Inseln N. 47. in Barbados N. 50.
Zwaardekroon Henr. General-Gouverneur bringt den Caffe-Bau sehr empor 337.
Zwool Rickl. Geneneral-Gouverneur nimt der Compagnie nachtheilige Dinge vor 336.

Errata.

Pag. 9. lin. 10. N. lies über die Mitte. p. 37. lin. 5. vor an lies von. p. 73. lin. 24. lies findet. p. 91. lin. 32. lies von den höchsten. p. 94 lin. 17. lies bey den Beinkleidern. ibid. lin. 31. lies hinter den Bäumen. p. 100. lin. 20. N. lies wenigstens. p. 104. lin. 12. lies Pfoten. p. 117. lin. 4. lies geheilet. p. 131. lin. 8. lies Schwerd-Fische. p. 175. lin. 14. lies einem Vogel-Schnabel. p. 296. lin. 7. streich weg nicht. p. 320. lin. 25. lies den Bootsmann. p. 378. lin. 15. lies Medaille. p. 399. lin. 11. vor ist lies war.

Die übrigen wird man gütig selbst verbessern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google